
TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Luise,

Königin von Preußen.



Königin von Preußen.





Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

1859.





Luise,

Königin von Preußen.

Dem Deutschen Volke

gewidmet.

Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist ein Erbtheil meiner Mutter.

Friedrich Wilhelm IV.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

Berlin.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
1859.


LIBRARY
OXFORD

Vorwort.

Unter allen Lebensbeschreibungen der Königin Luise, früheren oder späteren, ist es noch heute die 1814 erschienene (von dem Unterzeichneten zur vollständigen Biographie umgearbeitete) Denkschrift der Frau von Berg, in welcher die innere und äußere Gestalt der Königin ihre schönste, seelenvollste und zugleich treueste Nachbildung findet.

Diese lebensfrische, überall im Boden inniger Anschauung und eigenster Erfahrung wurzelnde Darstellung der Königin durch Frau von Berg ist von den anverwandtesten, vertrautesten Zeit- und Schicksalsgenossen Luisens für das wahrhaftigste geistige Ebenbild der unvergeßlichen Fürstin erklärt worden: ihre Mitwelt, indem sie dieses biographische Portrait mit dem noch in heller Erinnerung vorschwebenden Urbilde verglich, hat es übereinstimmend als das ähnlichste, als das ausdrucksvollste anerkannt. Eben so in den Augen der Nachwelt macht dieses Lebensbild den magischen Eindruck eines jener von Meisterhand gezeichneten Portraits, die dem sinnigen Beschauer, ohne daß er das Original persönlich kennt, gleichwohl auf den ersten Blick als sprechend getroffen erscheinen.

Spricht doch auch die „edle, patriotische Königin", wie einer der freimüthigsten deutschen Geschichtschreiber, wie Ch. F. Schlosser sie nennt — spricht doch auch die Königin in lebendigster Wahrheit aus den Zügen, die Frau von Berg so treu nach der Natur abgeprägt hat. Ja, ihr innerstes Wesen offenbart Luise in jenen trauten Briefen an ihren Vater, die mit Recht „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" heißen, und zu deren erster, ursprünglicher Mittheilung Frau von Berg berufen ward: sie, welche die aufrichtige Freundin der Königin im Glück, ihre treue Gefährtin im Unglück, ihre hingebende Pflegerin am Sterbebett, ihre letzte Stütze im Tode gewesen ist.

Denn an die Brust der Frau von Berg gelehnt, hauchte die Königin ihren letzten Athemzug aus, während der königliche Gemahl und die am Todtenbett kniende Schwester die Hände der Sterbenden in den ihrigen hielten.

Und diese Gefühle innigen Anschlusses, womit Luise in Freud und Leid, in Leben und Tod sich der bewährten Freundin zuneigte: sie vererbten sich von der Königin auf die königlichen Kinder, deren Pietät das Andenken der heimgegangenen Mutter in der überlebenden Freundin ehrte. So, als Frau von Berg 1826 starb, schrieb die Kaiserin von Rußland:

„Wie schmerzlich hat mich der Tod der guten treuen Berg getroffen! Was wir Geschwister für sie fühlten, das war eine Art Cultus, dem Andenken meiner Mutter

gewidmet und außerdem ihren eigenen trefflichen Eigenschaften des Herzens und der Seele."

Die hohe Reinheit und idealische Weihe dieser Freundschaft, von welcher Frau von Berg für die Königin beseelt war, und deren sich durch Glanz und Trübsal hinziehendes Band allein durch den Tod zerrissen werden konnte, bekundet sich auch in den darauf bezüglichen Zeilen, die sich unter den nachgelassenen Papieren der Frau von Berg vorgefunden haben. Diese Zeilen waren ursprünglich wohl dazu niedergeschrieben, dem Leben der Königin mit angefügt zu werden; aber die edle Anspruchslosigkeit der Frau von Berg, die ein Grundzug ihres Wesens war, und eine gewisse zarte Scheu, das ihr Heilige dem Urtheile der Welt preiszugeben, die ihr das vielleicht gar als Eitelkeit und absichtliches Vordrängen mißdeuten könne, hat sie von jeder Erwähnung ihres persönlichen Verhältnisses zur Königin zurückgehalten. Ja, so weit ging diese in unserm Zeitalter doppelt seltene Zurückhaltung, daß Frau von Berg in ihrer anonym herausgegebenen Denkschrift auch nicht die leiseste Andeutung ihrer nahen Stellung zur Königin gab, daß sie nicht einmal ihren Namen nannte bei Schilderung der Personen, mit denen die Königin umging, und so freiwillig auf die Ehrenstufe verzichtete, welche in dem lebensgeschichtlichen Denkmal Luisens einzunehmen sie doch als eine so vertraute und treu bewährte Freundin der Königin den höchsten Anspruch hat.

Es ist also nur eine von der historischen Gerechtigkeit

gebotene Pflicht, die wir erfüllen, indem wir jene Zeilen, worin Frau von Berg sich über ihr Freundschafts-Verhältniß zur Königin ausspricht, aus ihrer Heimlichkeit hervorrufen und diesen edlen Beitrag zur Charakteristik Luisens der Geschichte nicht länger vorenthalten.

„Aber," schreibt Frau von Berg, „noch einen strahlenden Lichtpunkt gab es in der Seele dieser Fürstin: die Freundschaft! Diese Erscheinung in der Zeitlichkeit, welche des Menschen göttlichen Ursprung bekundet und seiner Unsterblichkeit ihn versichert; dieses geistige Band, welches gleichartige, nach Schönheit, Kunst und Tugend strebende Gemüther hier auf Erden verbindet, um sie einst in der Geister-Welt höhern und erhabeneren Zwecken zuzuführen; dieses Band, erhaben über die Bedürfnisse der Erde, war auf das Schönste in ihr Leben verwebt.

Wenn es überhaupt selten ist, daß wahre, echte Freundschaft, fest begründet und fest bestanden, in dieser Zeitlichkeit angetroffen wird, so ist ihre Erscheinung noch seltener in der Fürsten Leben überhaupt, und besonders scheint sie aus dem Leben auf dem Throne zu Folge tief liegender Ursachen beinah gänzlich ausgeschlossen zu sein. Daher auch, wenn die Freundschaft in dem Leben auf dem Throne angetroffen wird,, Alles, was sie bezeichnet und was sie ausspricht, ein um so höheres Interesse erregen muß, weil die Neigung und die Fähigkeit, dieses schöne Band anzuknüpfen, nur entweder durch besondere günstige Umstände oder durch eine große Kraft des Gemüths herbeigeführt werden können.

Wir sind mit der ersten kindlichen und häuslichen Erziehung der Königin nicht bekannt genug, um zu wissen, ob durch deren Einfachheit und Gemüthlichkeit in ihrer jugendlichen Seele der erste Keim zu der künftigen Fähigkeit zur Freundschaft gelegt worden ist; wir fühlen uns aber sehr geneigt, es zu glauben, weil wir später die Königin mit einer so zärtlichen Liebe an ihren Geschwistern hangen sahen, die wohl nur in früheren Neigungen und Gewohnheiten begründet sein konnte; aber gewiß war es, daß von der Natur, die so Vieles ihr gegeben, ihr auch die Kraft und die Schönheit des Gemüths geworden, welche früh sich den Schmuck und die Krone des Lebens zu erringen gewußt hatte.

So hatte das Schicksal bald nach ihrer Thronbesteigung der Königin eine Freundin zugeführt, von der sie bis in ihren Tod und nach ihrem Tode mit unverbrüchlicher Liebe und Treue geliebt worden ist. Diese Freundin, an Jahren der Königin vor, aber an Geist und Herz jugendlich erhalten und, bei einem großen Ernst des Gemüths, doch von einer so natürlichen Heiterkeit, daß sie eine jugendliche Freundin ganz zu begreifen, so wie alle jugendlichen Freuden zu theilen im Stande war, wurde von der Königin vor Vielen auserwählt, um sie näher an sich zu ziehen, und durch die Liebe und das Vertrauen, welche die Königin ihr bewies, wurde auch ihre Liebe und ihr Vertrauen zu der Königin auf's Höchste erregt. Diese Freundin hatte bald das ganze Wesen der Königin durchschaut, und weil auch sie fühlte, daß sie von dieser durchschaut und be-

griffen würde wie von Keinem, so entstand bald ein schönes fest begründetes Verhältniß und eine Freundschaft, welche, allein sich selbst zum Zweck habend, rücksichtslos und absichtslos im Gebiet der sittlichen Freiheit mit unendlicher Anmuth und Würde sich bewegte. Ueber alles irdische Bedürfniß erhaben, konnte das gemeinschaftliche Streben der beiden Freundinnen nur ein Streben sein, das ganze Universum mit einem großen unbefangenen Gemüth zu umfassen und von allen Dingen den höchsten geistigen und sittlichen, so wie den religiösen Standpunkt aufzufinden und festzuhalten. Die große Zeit, in welcher beide verschwisterte Seelen lebten ganz zu verstehen, ihr zu folgen, sie mitbilden zu helfen und durch sie ihre Kinder und Enkel einer bessern Zukunft zuzuführen und sie dafür zu bilden, mußten die höchsten, obgleich oft unbewußten Zwecke ihres Wollens sein.

An allen Strahlen, an allen Lichtmassen, welche Tugend, Schönheit und angebornes Talent in der Seele der jungen Freundin hervortreten ließ, erwärmte und ergötzte sich die ältere Freundin, und was dieser das Leben und die Jahre gelehrt, legte sie in der Seele der jungen Freundin nieder und sah es bald mächtig fruchten und empor wachsen zu einem kräftigen Baume der Schönheit und der Weisheit.

Nur der Tod konnte die Erscheinungen einer solchen Freundschaft in der Zeitlichkeit unterbrechen; aber ihre Kraft dauert fort, so wie das Gefühl, daß sie in der

Ewigkeit mit erneuertem Glanz, umgeben von einer unvergänglichen Glorie, erscheinen werde.

Der größte und einzige Schmerz dieser Freundschaft ist der älteren Freundin geworden: daß es ihr nicht vergönnt gewesen, ihr Leben als Opfer für das Leben ihrer jüngern Freundin darzubringen.

Was die Zeit, in welcher beide Freundinnen lebten, und ihre Nation ehret, ist: daß ihre Freundschaft von den meisten ihrer Zeitgenossen verstanden und gewürdiget worden ist. Die Preußen wußten es und hatten es klar erkannt, wie sehr ihre Königin es würdig war, geliebt und geehrt zu werden!" — So Frau von Berg.

Das Band dieser Freundschaft knüpfte sich wie von selbst durch gesellige Berührung in den Kreisen des Hoflebens. Anfänglich war es der lebhafte, reiche, mit Kunst und Wissenschaft vertraute Geist der Kammerherrin von Berg, der die Königin in der Unterhaltung mit ihr fesselte, bis Luise späterhin im nähern Umgange auch die natürliche Herzensgüte und Seelenfülle der hochgebildeten Frau erkannte und sich dadurch immer inniger zu ihr hingezogen fühlte.

Um die Zeit, als die Königin starb, lebte ihre jüngere Schwester, die Prinzessin von Solms, die nachmalige Herzogin von Cumberland und Königin von Hannover, eben nicht in glücklichen Verhältnissen, und Luise war mit zärtlicher, fast mütterlicher Liebe um das Schicksal derselben bekümmert. Diese liebende Sorge nun übertrug die Königin bei ihrem Tode, gleichsam

wie ein Vermächtniß ihrer Freundschaft, an Frau von Berg, welche treulich in diese Verpflichtung einging und ihr bis an das Ende ihrer Tage nachkam. Noch wenige Jahre vor ihrem Tode folgte sie den dringenden Bitten der Herzogin, ihr als Oberhofmeisterin zur Seite zu stehen, und widmete so den ganzen Rest ihres Lebens der Lieblings-Schwester ihrer königlichen Freundin, nachdem sie dieselbe schon im Jahre 1817, bald nach deren Vermählung mit dem Herzog von Cumberland, nach London begleitet hatte.

Ohne hier näher in diese Verhältnisse einzugehen, beschränken wir uns auf die Mittheilung der nachfolgenden, bald nach dem Tode der Frau von Berg erschienenen Lebensskizze:.

„Am 15. November starb zu Teplitz in Böhmen Frau Caroline Friederike von Berg, geborne von Haeseler, Oberhofmeisterin Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Cumberland. Nur von einer Enkelin begleitet, fern von allen andern Gegenständen ihrer Anhänglichkeit und Liebe, außerhalb des Vaterlandes, dem sie von ganzer Seele anhing, fand sie in der Fremde statt Genesung den Tod.

Je weniger ihr Gesundheitszustand bedenklich erschienen war, desto schmerzlicher traf die plötzliche Nachricht ihres Todes alle Diejenigen, die durch Bande des Blutes, der Liebe, der Dankbarkeit, der Verehrung oder der Freundschaft mit ihr verbunden waren; ganz besonders aber auch die erhabene Fürstin, welcher sie zuletzt ausschließlich angehörte, und die schon lange sich ge-

wöhnt hatte, in ihr eine wahrhaft mütterliche Freundin zu lieben und zu ehren.

Unsere westlichen Nachbarn bewahren das Andenken ausgezeichneter Frauen des Privatstandes, welche in den Epochen geistiger Regsamkeit durch eigenen Geist und durch ihr Verhältniß zu den merkwürdigsten Zeitgenossen Einfluß auf Sitte, Geschmack, Bildung und Gestalt des geselligen Lebens ausgeübt haben, und auf dem dunklen Hintergrunde der verhängnißvollsten Zeiten Frankreichs erheben sich einzelne Frauengestalten, die durch aufopferungsvolle Hingebung an die Personen und das Mißgeschick des Königshauses sich den unsterblichen Ruhm der Treue bei der Nachwelt verdient haben.

Wenn jemals unter uns sich eine Frau in beiden Beziehungen ähnliche Ansprüche erworben hat, so war es Frau von Berg.

Vielseitige Bildung und ein reger Antheil für alle würdigen, selbst die ernstesten Richtungen des Geistes und Talentes brachte sie früher in ein näheres Verhältniß zu den ausgezeichnetsten Männern des Jahrhunderts. Freundin von Gleim, den beiden Jacobi, Claudius, Voß, den Gebrüdern Stolberg, Herder, Goethe, Wieland, Jean Paul, Johannes Müller*) und vielen andern, bildete sie nachmals hier in Berlin einen Ver-

*) In einem Briefe, den Johannes von Müller im Juli 1802 an seinen Bruder schrieb, findet sich die Stelle: „Einen unvergeßlichen Abend hatte ich noch mit dem Erbprinzen von Strelitz, ganz allein bei Herders und meiner Freundin von Berg (Mutter der Gräfin Voß).“



einigungspunkt des regsten, geistreichsten Lebens und Strebens. Aber das Unglück der Jahre 1806 und 1807 und der nachfolgenden Zeiten sollte das reichbegabte Gemüth der Frau von Berg noch würdiger offenbaren. Gewohnt, den Ruhm des preußischen Namens und das Geschick des Königshauses auf gleiche Weise im Herzen zu tragen, theilte sie den Schmerz aller Edlen über das Verhängniß der Zeit auf eine Weise, die eben so sehr die Uneigennützigkeit ihrer Vaterlandsliebe, die Beharrlichkeit ihrer Treue, als den Glauben an eine waltende Vorsehung und folglich den ungebeugten Muth ihrer Hoffnung bewies.

Früher schon, da zufällige Verhältnisse sie der verewigten Königin Luise näher gebracht hatten, erkannte diese ihren Werth und schenkte ihr ein Vertrauen und eine Zuneigung, welcher die edle Monarchin selbst den schönen Namen der Freundschaft geben wollte. Während des Aufenthaltes der königlichen Familie in Preußen folgte sie dem ersten Winke, der sie zu Ihrer Majestät rief, und eilte mit Zurücksetzung aller eigenen Interessen dem Hofe nach Königsberg nach, wo sie ihre begeisterte Anhänglichkeit für die Person der Königin durch eine Ergebenheit und Treue beweisen konnte, welche sie bis an's Ende und noch auf dem Sterbelager Ihrer Majestät bewährt hat. — Ihr ward die schmerzliche, aber erhebende Genugthuung, die Pflege der leidenden Königin mit der geliebten Schwester Ihrer Majestät theilen zu dürfen, und als es der Vorsehung gefiel, der Erde eine ihrer herrlichsten Zierden abzufordern, hatte

die Gemeinschaft der Sorge und des Schmerzes und das Bedürfniß des Trostes ein Verhältniß geknüpft, in welchem Beide ein Vermächtniß der Verewigten erkennen mußten, und worin nachmals die edle Fürstin eben so sehr die Fülle ihres Vertrauens, als Frau von Berg den Reichthum ihrer Treue zu beweisen Gelegenheit fand.

Denn die Treue war der Grundzug ihres Wesens und alle Bestandtheile dieser Tugend waren in ihr vereinigt. Uneigennützigkeit, Aufopferung, Beharrlichkeit und jener Edelmuth, welcher am festesten an Freunde hält, wenn die Ungunst des Geschickes auch ihnen gefallen ist. Und wie die Treue dann im glänzendsten Lichte sich zeigt, wenn sie nicht blos an Personen, sondern an Grundsätze und Ueberzeugung sich heftet, so erwies sie sich vor allen bei Frau von Berg in dieser ehrwürdigen Gestalt. Unerschütterlich in Allem, was sie für wahr, recht und gut erkannte, Feindin alles Unwürdigen und Gemeinen lebte sie in einer Welt edler Empfindungen, die in einem solchen Verein selten wieder gefunden werden dürften. Sie vergaß sich selbst und lebte nur für Andere, und darum verdient auch sie, nicht vergessen zu werden und im Andenken Anderer fortzuleben.

Sie starb an zurückgetretener Gicht, ihr Tod war sanft: sie glaubte einzuschlafen und verschied, nachdem sie wenige Wochen zuvor das 66ste Jahr vollendet hatte." —

Fragen wir nach dem Eindrucke, den die von Frau von Berg verfaßte Denkschrift damals (1814) hervor-

brachte: so geben uns die Aussprüche der mit dem Leben Luisens vertrauten Zeitgenossen darauf wohl die sicherste Antwort.

Die Prinzessin Wilhelm schreibt in einem Briefe vom 30. Juli 1814:

„Ich werde Sie nicht fragen, liebe Frau von Berg, warum Sie dies Buch geschrieben haben; denn wenn ich es gekonnt hätte, gern würde ich es selbst gethan haben. Sie haben es herrlich ausgeführt; denn bei jeder Zeile erkannte ich unsre Königin und ihre Liebe für Sie, die sie so ganz aufgefaßt hatte. Seit langer Zeit machte mir Nichts größere Freude, als dieses Lesen, und Sie müssen sich recht beruhigt und getröstet finden, dieses Werk auf die Nachwelt gebracht zu haben."

Der greise Scheffner, der in seinem Leben, wie er es selbst beschrieben, der frohen Stunden gedenkt, die er mit der Kammerherrin durchsprochen hat, welche er in seiner trockenen Art „eine wahrlich sehr interessante, höchst lebhafte und für Künste und Wissenschaften sehr löblich eingenommene Frau" nennt — Scheffner schrieb am 6. September 1814 an die Verfasserin des Buches:

„Sehr oft hab' ich gedacht, wird sich denn die Frau Kammerherrin von Berg nicht entschließen, ihrer Freundin, der unvergeßlichen Luise ein schriftliches Denkmal zu errichten — vielleicht hat sie es schon gethan, läßt es aber ihrem Horaz zu Ehren neun Jahre im Pulte liegen, und Du erlebst dann nicht das Glück der Mitlesung. Gottlob, daß diese Besorgniß nicht eingetroffen ist! Diese Zeit scheint bestimmt zu sein, alle gute Hoff-

nungen und Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. — Meine große Freude hätten Ew. Gnaden indessen merklich vergrößern können, wenn Sie beliebt hätten, Etwas von Ihrer Persönlichkeit beizufügen. Sie haben, wie ich gehört, in der Zeit, während Alles eine Dornenkrone trug, auch nicht auf Rosen geschlafen. — Wahrscheinlich sehen wir uns nicht wieder, da ich am 8. August mein 79. Jahr angetreten: täglich seh' ich aus meiner jetzigen Wohnung nach den Fenstern der Stube, in der wir einst manches Stündchen in dem abscheulichsten Zeitraum recht freundlich und traulich verplaudert haben. Wo sind viele von den damaligen Mitlebenden? Hätte die liebe, liebe, herrliche Königin doch diesen Wunderwechsel der Ereignisse erlebt! Sie hat indessen in ihren Kriegen mit dem Schicksal Siege davon getragen von einer Art, die sie auf Erden unsterblich gemacht und ihr gewiß eine fröhliche Ankunft im Himmel verschafft haben. — Sie, meine Gnädigste, werden so wenig wie ich den 19. Juli vergessen; auch wird der König nicht seine Trauer über ihn besiegen, ob er gleich zum Siege über alles Weltelend so rasch und so reichlich beigetragen hat. Das „Gott ist meine Zuversicht!“ der christlichen Luise scheint auch sein Wahlspruch zu sein, blieb er es doch und hülfe ihm tausend Dinge wieder gut machen, die sehr böse geworden! Bei seinem vielen Verstande und seiner hohen Rechtlichkeit wird ihm noch Alles gelingen, um einst mit einem: „Es ist vollbracht!“ zu seiner Luise gehen zu können.“

So schrieb auch der damalige Fürstbischof von

Ermeland, Graf Joseph von Hohenzollern an Frau von Berg:

„Sie haben, Verehrungswürdigste, den lang gehegten stillen Wünschen vieler Treuen und Guten auf das Rührendste und Ergreifendste Genüge gethan, indem Sie Preußens verklärter Königin ein in jedem Betracht würdiges Denkmal setzten. Tausende von patriotischen Herzen schlagen Ihnen dafür dankbewegt entgegen. — Im köstlichen Besitze des Vertrauens und der Freundschaft der Verewigten, geschmückt mit seltenen Vorzügen des Geistes und Herzens, mußte sich das eigenste Sein, der hohe und herrliche Sinn und Geist der Unvergeßlichen in Ihrem Gemüthe am reinsten und treuesten abspiegeln. — Den lieblichsten und unverwelklichsten Kranz um St. Luisens Todes-Urne zu winden, war allein der Hand ihrer zartsinnigsten und gemüthvollsten Geistes- und Herzensverwandtin vorbehalten.“ —

Doctor Hufeland, der Leibarzt der Königin, sagt in einem Briefe vom 23. Juli 1814:

„So ist denn endlich geschehen, was ich so lange wünschte: daß das Edle von einer edlen Hand geschildert, die höchste liebenswürdigste Weiblichkeit von einem weiblichen, so ähnlich fühlenden Herzen wiedergegeben und der Unvergeßlichen ein ihrer würdiges Denkmal errichtet worden. — Nehmen Sie dafür nicht blos meinen, sondern aller Guten Dank an. — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Freude, mit welcher tiefen Rührung ich diese Blätter gelesen habe. Ja, so war sie, sagte mein Herz. Ich sah sie mit meinen Augen;

ich fühlte ihre Nähe in meinem Herzen, so wie ehemals — jenes unbeschreiblich selige Gefühl, was man immer in ihrer Nähe hatte, gleichsam das Gefühl der Nähe eines himmlischen Engels. — Wie glücklich muß es Den machen, der sie noch so lebendig in seinem Herzen trägt, solch ein Wort über seine Luise zu lesen!"

Noch viele solcher Briefe geben unwillkürlich Zeugniß von der freudig-wehmüthigen, ja oft schwärmerischen Bewegung, in welche das von Frau von Berg gezeichnete Lebensbild Luisens bei seinem ersten Erscheinen die Gemüther der Zeitgenossen versetzt hat. Und wie in vertrauten Briefen der Mitlebenden: so auch in öffentlichen Zeitblättern erhoben sich gleichlautende Stimmen. So schrieb Caroline, Baronin de la Motte Fouqué eine Ankündigung des Buches, die, durchweht von dem patriotischen Geistessturme jener großen Zeit, unter andern sagt:

„Wenn durch ganz Deutschland, ja, ich darf sagen, in Europa und über die angrenzenden Meere hinaus der Name der Königin Luise von Preußen mit Begeisterung genannt wird, und von den Herrschern der Völker bis zu den Hüttenbewohnern Tausende nach einem Bilde haschen, das ihnen die verklärten Züge auch nur ungefähr andeute, so wird der treue Wiederschein ihres reinen, vollständigen Selbst, wie ihn eine empfänglich klare Seele aufzufassen und hier wiederzugeben wußte, eine halbe Welt mit Verlangen und Dankbarkeit erfüllen müssen.

Nur sehr Wenigen ist es überall gegeben, einen

erkennenden Blick in das bescheidene Heiligthum weiblicher Seelen zu werfen, und unter Millionen, welche gewürdigt waren, die geprüfte Königin zu sehen, ist die Zahl Derer, die eine wahrhafte Ahnung ihres sittlichen Wesens hatten, wohl nur gering gegen die, welche ihre Schönheit priesen. Was aber der Welt gegeben war, um zu erleuchten und zu verklären: das soll mit Andacht geschaut und erkannt werden.

Daher ist es als göttlicher Wille und ernste Mahnung anzusehen, daß mitten unter den Schauern des Krieges in winterlicher Einsamkeit das Leben der Königin aus einem liebenden treuen Herzen verjüngt aufblühte, und Preußens Schutzheilige, wie im Frühling ihrer Tage, als Friedensengel am Eingange eines wiedergeborenen Daseins uns entgegentritt. Wir sollen uns vor der himmlischen Klarheit beugen und durch sie die stille Größe eines tugendhaften Königshauses begreifen lernen, dessen liebende Lebensseele sie fort und fort bleiben wird; wir sollen in der Leidensgeschichte einer geweihten Dulderin, in den Worten, die sie geredet, in den unaussprechlich schönen Briefen an ihren Vater, den Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, Herz und Seele stärken und bescheidener in uns selbst, demüthiger in das aufgeschlossene Leben zurücksehen.

Deshalb möge es denn in Deutschland keinen Familienkreis geben, der dies Buch nicht wie einen Schutz- und Schirmbrief himmlischer Mächte in seiner Mitte aufbewahren und aus den einfachen Zügen das leuchtende Bild einer großen Königin herauf zu rufen bemüht sei!"

Eines nur wurde schon damals beim ersten Erscheinen jener Denkschrift ungern darin vermißt: eine Schilderung der Kindheit und der Jugend Luisens. Schrieb doch Novalis schon im Jahre 1798:

„Was ich mir vor Allem wünschte? Das will ich Euch sagen: eine geistvolle Darstellung der Kinder- und Jugendjahre der Königin. Gewiß im eigentlichsten Sinn: weibliche Lehrjahre. Vielleicht nichts Anderes, als Nataliens Lehrjahre. Mir kommt Natalie wie das zufällige Porträt der Königin vor. Ideale müssen sich gleichen."

Ohne Zweifel wäre die so gefühl- als geistvolle Frau von Berg, mit der die Königin so oft und gern von den Jahren der Kindheit sprach, vor Allen auch zur Darstellung des Jugendlebens Luisens berufen gewesen. Sie hat es unterlassen, weil sie eben nur das von ihr selbst Angeschaute und Erfahrene mittheilen wollte. Nur die Zeit ihrer genaueren und vertrauten Bekanntschaft mit der Königin, nur diesen treu und klar bewußten Inhalt ihrer unmittelbaren Erinnerung sollte ihre Denkschrift umfassen, wie sie selbst es als deren Zweck in der Einleitung dazu aussprach: „die Beziehung darzustellen, die das Leben des Staats zu dem Leben der Königin vorzüglich in den letzten vier bis fünf Jahren vor ihrem Dahinscheiden gehabt."

Um nun jene Denkschrift zu einer möglichst vollständigen, namentlich auch die Kindheit und Jugend Luisens umfassenden Biographie der Königin zu erweitern, war die Aufgabe diese: das Leben Luisens bis zu dem Zeit-

punkte, von dem aus Frau von Berg ihre Schilderung der Königin beginnt, selbständig zu beschreiben und sodann jene meisterhafte Schilderung von der Hand der Freundin Luisens gleichsam als den Kern zu benutzen, an den die dem Unterzeichneten aus andern ächten Quellen zugeflossenen Mittheilungen so wie die von glaubwürdigen Zeitgenossen überlieferten Züge sich zur Ergänzung des Lebensbildes der Königin anfügen.

Was Goethe einst zu einem deutschen Geschichtschreiber gesagt hat: „Theilen Sie ehrlich und redlich mit, ohne alle Nebenabsicht, was Sie durch Ihre Forschung als wahr erkannt zu haben glauben, in Wort und Schrift; schreiben Sie klar und einfach, ohne Scheu vor einem poetischen Anflug“ — diesen Ausspruch des Altmeisters hat der Unterzeichnete sich bei seiner im Sommer des Jahres 1848 begonnenen Arbeit zur Regel gemacht. In wie weit seine Schreibart dieser Regel gemäß ist, hat nicht er zu beurtheilen. Das aber darf er jetzt aussprechen, daß unter den zahlreichen Beurtheilungen der früheren Ausgaben des Buches nicht eine den Biographen einer Unrichtigkeit in den von ihm dargestellten Thatsachen geziehen hat. — In der gegenwärtigen Auflage (der vierten mit Inbegriff der Volksausgabe) ist Manches, was das Leben der Königin nicht geradezu berührte, ausgesondert oder kürzer gefaßt, dafür aber einzelnes neu Aufgefundene eingefügt worden.

Wie schon das Vorwort der Volks-Ausgabe erwähnt, hatte das Buch das Glück, daß Se. Majestät der

König es Sich in der ersten bis zur Thronbesteigung der Königin reichenden Hälfte als Manuscript durch den Hofrath Louis Schneider vorlesen ließ, und daß der Monarch dabei diese Biographie Seiner Königlichen Mutter nicht allein Selbst einiger Berichtigungen und Ergänzungen würdigte, sondern huldreich dem Biographen auch neue Quellen zugänglich machte, unter denen namentlich der Mittheilungen des seitdem verstorbenen Kammerherrn der Königin Luise, von Schilden, der bis zum Tode der hohen Herrin in ihren Diensten geblieben, dankbar gedacht sei.

Möge denn die reine hohe Gestalt der Königin Luise, ein hohes Vorbild weiblicher Fürstentugend und deutscher Seelengröße, sich für und für neu aufrichten im Herzen ihres treuen Volkes, für dessen Heil ihr Herz so treu geschlagen hat! Sie verdient es, die „Heißbeweinte", daß sie unvergeßlich bleibe in der Geschichte — nicht allein in der Geschichte Preußens, sondern in der Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes! Denn in dem Freiheitskriege, als dessen Vorkämpfer das von seinem König aufgerufene preußische Volk allen deutschen Volksstämmen voranschritt, in dem Freiheitskriege war Preußen — Deutschland; und das ihrem Volke heilige Andenken der verklärten Königin trug mächtig dazu bei, die Glut der Begeisterung jener großen Tage zu schüren.

„Ja" — schrieb Frau von Berg im März 1814 — „rührend und erhebend ist der Gedanke; daß noch jetzt jedes große Gefühl für das Vaterland, für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit an das Andenken dieser

geliebten Königin sich anknüpft und gleichsam durch sie geheiligt wird. So mächtig also war die Liebe der Preußen zu ihrer Königin und der Glaube an ihre Tugenden, daß, was selbst nach ihrem Dahinscheiden Bedeutendes, Großes und Erhabenes geschieht, sich an ihren Segen anknüpft und zu ihr zurückführt. Wahrlich ein Leben, welches gleichsam so fortgesetzt wird, dessen Andenken durch die größten und mannigfaltigsten Ereignisse der Zeit nicht erlischt, sondern durch sie noch höher emporgehoben wird, muß schon seiner Natur nach, wenn auch in unsichtbarem, aber desto innigerem Zusammenhang mit diesen Ereignissen gestanden haben!"

Uebereinstimmend damit sagt Schleiermacher in jener berühmten Rede, in der er das Gedächtniß der verklärten Königin an heiliger Stätte feierte:

„Wir wissen, wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging!"

So Schleiermacher, der wenige Wochen nach der Jenaer Schlacht von Halle an Georg Reimer in Berlin geschrieben hatte: „Wird Halle einem französischen Prinzen zu Theil, so möchte ich gar nicht bleiben, sondern so lange es noch einen preußischen Winkel giebt, mich in diesen zurückziehen." Und in demselben Sinne später, am letzten Tage des Jahres 1807, an Charlotte von Kathen: „Nachdem das Kirchengebet für den König und

die Königin von Westphalen verordnet war, war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu besteigen." —

Theodor Körner, der Dichter von Leier und Schwert, dessen herzhafte, mit des Sängers Blut besiegelte Schlachtgesänge nun als Urkunden jener Zeit zu uns herüber klingen — Körner rief damals mit der feurigen Zunge seines Liedes: „Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache!" indem er sang:

„„Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg!" . . .

Sei denn „ihr Bild und Name" auch für die nachkommenden Geschlechter eine begeisternde Oriflamme im glaubenstreuen Sinne der Väter!

Berlin, im November 1858.

Friedrich Adami.

Luise,

Königin von Preußen.

Luise, Königin von Preußen, war die Tochter eines der ältesten Fürstenhäuser in Deutschland. Eine geborene Herzogin von Mecklenburg, aus der Linie Strelitz, zählte sie zu ihren Urahnen eine Tochter Heinrichs des Löwen. Denn dieser große Sachsenherzog, der durch seine Siege über die slawischen Völker die Mecklenburgischen Lande deutscher Herrschaft und Gesittung unterwarf, vermählte seine Tochter mit dem Enkel des letzten Wenden- und Obotriten-Königs, dem Stammvater der Mecklenburgischen Fürsten, um ihn durch die Bande der Verwandtschaft fester an die christliche Kirche, an das deutsche Reich zu fesseln. Der Stammbaum der Königin Luise wurzelt also in einer der glorreichsten Regionen deutscher Geschichte: der gewaltigste Reichsfürst seiner Zeit hat Heinrich der Löwe, vom Stamm der Welfen, dem zwölften Jahrhundert die Spuren seiner Hoheit und seines Sturzes eingedrückt. Und gleichwie seine Tochter Mathildis

die Ahnfrau der Königin Luise von Preußen, eben so ward sein dritter Sohn Wilhelm der Stammvater der Königshäuser von Hannover und England *).

In Hannover kam Luise (Auguste Wilhelmine Amalie) Herzogin von Mecklenburg, den 10. März 1776 zur Welt. Ihr Vater, der Herzog Carl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, dem sie als sechstes Kind geboren wurde, war damals Kurfürstlich Hannoverscher Feldmarschall und General-Gouverneur. Er folgte 1794 seinem unvermählt verstorbenen Bruder Adolf Friedrich IV. in der Regierung des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz und erlangte 1815, nach den siegreich durchgekämpften Befreiungskriegen, die großherzogliche Würde. Der Bruder einer Königin (der trefflichen Sophie Charlotte, Gemahlin des Königs Georg III. von England, dem sie in seiner Geisteskrankheit treu zur Seite stand) wurde der Herzog Carl der Vater von zwei Königinnen, der Königin Luise von Preußen und der Königin Friederike von Hannover; einer Herzogin, der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, und einer Fürstin, der Fürstin Therese von Thurn und Taxis.

Diese vier Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz sind die „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron", denen Jean Paul seinen Titan gewidmet hat. Der Dichter, der nachmals auch das Andenken der hin-

---

*) Siehe Anhang: 1.

geschiedenen Königin Luise in seinen Herbstblumen feierte, sagt in jener Widmung:

„Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Helldunkel hernieder, und müde des ewig heitern, aber kalten Olympos sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, wo sie trüber, aber wärmer ist. Sie hörten die heiligen Töne heraufsteigen, mit welchen Polyhymnia unsichtbar die tiefe bange Erde durchwandelt, um uns zu erquicken und zu erheben; und sie trauerten, daß ihr Thron so weit abstehe von den Seufzern der Hülflosen.

Da beschlossen sie, den Erdenschleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. Sie gingen von dem Olympos herab. — —

Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den ewigen Zepter auf und sagte: der Unsterbliche wird sterblich auf der Erde, und jeder Geist wird ein Mensch! —

Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich Luise, Charlotte, Therese, Friederike."

Die Mutter dieser „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron" war Friederike Caroline Luise, eine Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, Oheims der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. von Preußen, und der Landgräfin Marie Luise Albertine, einer

gebornen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg. Sie erlebte nur das erste Aufblühen ihrer Kinder. Denn schon am 22. Mai 1782, nachdem sie am 19. ihrem zehnten Kinde das Leben gegeben hatte (einer Tochter, die den Tag nach der Geburt starb) wurde die Mutter dem fürstlichen Familienkreise durch den Tod entrissen.

Das tiefste Leid für das Herz eines Kindes, den Verlust einer über Alles geliebten Mutter — die Königin Luise lernte ihn in der ersten Frühe des kaum zum Bewußtsein erwachten Lebens kennen. Und nur wenige Wochen lagen zwischen dem Kranze ihres noch so froh gefeierten sechsten Wiegenfestes und dem Cypressen-Zweige auf dem Sarge ihrer Mutter, an deren Gruft sechs liebliche Fürstenkinder weinten, das älteste noch nicht dreizehn Jahre, das jüngste nur wenige Monate über ein Jahr alt. *)

Ist es nicht, als ob das Schicksal das Herz der jungen Prinzessin schon frühzeitig habe furchen wollen für die Saat des Schmerzes, die nachmals der schwer geprüften Königin in der Zeit der Napoleonschen Siege und seiner Knechtung Deutschlands reifte? — Als Kind schon vertraut mit dem Harme, im heitern, glänzenden Morgen der Jugend schon gestimmt und geweiht für die ernsten, dunkeln Tage des Lebens: erscheint es da nicht als der natürlichste Grundzug ihres früh in der

*) Siehe Anhang: 2.

Schule der Leiden gebildeten und gestärkten Charakters, wenn Luise später als Preußens Königin das Unglück ihres Hauses, ihres Landes mit einem Glaubensmuthe trug, der die Wolke dieses Unglücks wie zu einer Glorie verklärte, die selbst über ihrem Grabe nicht erlosch, nein, nur um so unsterblicher erstrahlte! —

Es litt den Herzog nicht länger in der Stadt, wo er die Gemahlin seines Herzens, die Mutter seiner Kinder hatte sterben sehen. Aus Hannover zog er sich in die Stille des nahen Schlosses Herrenhausen zurück; der schöne Garten dort bot den halbverwaisten Fürstenkindern einen reizenden Spielraum und dem herzoglichen Wittwer selbst eine ungestörte Einsamkeit für seine Trauer.

Schon bei Lebzeiten der Herzogin hatte ein durch vorleuchtende Geistesgaben dazu berufenes Fräulein von Wolzogen, die das volle Vertrauen der Mutter besaß, die jungen Prinzessinnen erziehen helfen. Diese den Kindern befreundete Dame nahm zunächst die Töchter der Verewigten in ihre Obhut, sie im Sinne der Mutter fortbildend. So vergingen zwei Jahre; nur ein kurzer Ausflug, den Luise in Begleitung des Fräuleins von Wolzogen zu ihrer Großmutter mütterlicher Seite, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, machte, unterbrach ihr kindliches Stillleben auf Schloß Herrenhausen. Da fühlte der Herzog die immer dringendere Nothwendigkeit, seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben. Aber keine

Fremde sollte die Nachfolgerin seiner unvergeßlichen Friederike werden: die Schwester der Verewigten, die Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane erkor er zu seiner zweiten Gemahlin. Und gern willigte die liebende Tante der Kinder ein, ihnen die zweite Mutter zu werden. Am 28. September 1784 feierte sie in Darmstadt ihre Vermählung mit dem Herzog.

Luise war ihrem Vater zur Hochzeit dahin gefolgt. Sie verlebte dort einen frohen Winter im Kreise geliebter Verwandten, wurde durch ihr munteres Wesen, in dem der rege, reiche Geist sich frühzeitig offenbarte, der Liebling namentlich ihrer Großmutter und kehrte dann mit ihrem Vater und ihrer zweiten Mutter nach Hannover zurück. Bald wurde das neu geschlungene Familienband abermals durch den Tod zerrissen. Die junge Herzogin wurde am 30. November 1785 die Mutter eines Prinzen (des nachmaligen preußischen Generals der Infanterie, Chefs des Gardecorps und Präsidenten des Staatsrathes, Herzogs Carl von Mecklenburg), und sie starb zwölf Tage nach der Entbindung, am 12. Dezember 1785. So wurde das Vaterhaus Luisens von Neuem ein Trauerhaus, und zum zweiten Male Wittwer, nahm der Herzog seinen Abschied von Hannover, zog nach Darmstadt und gab seine Kinder dort in die liebevolle Obhut ihrer hochgebildeten Großmutter. Diese berief das Fräulein Gelieux aus der Schweiz, jene vortreffliche Erzieherin Luisens, der die Königin ihr ganzes

Leben hindurch dankbar zugethan blieb, und welche der König noch nach dem Tode seiner Gemahlin durch ein Andenken ehrte, so köstlich und so rührend, wie es gewiß selten der Gouvernante einer Fürstin geweiht worden ist.

Nachdrücklicher, als irgend ein Biograph es vermöchte, spricht diese wehmüthige Erinnerung Friedrich Wilhelms III. an die unterdessen zur Greisin gealterte Hofmeisterin der heimgegangenen Königin für die Trefflichkeit der Erziehung, welche Fräulein Gelieux der mutterlosen Luise gegeben hat.

Es war auf der Heimkehr von Paris, wo die verbündeten Monarchen als Sieger über Napoleon ihren Einzug gehalten hatten, als der König mit dem Kronprinzen seinen Weg durch die Schweiz, namentlich aber durch das Fürstenthum Neufchatel nahm, das wieder an die Krone Preußens zurückgefallen war, an die es ursprünglich ja auch durch eine Luise kam. Durch die Luise des großen Kurfürsten.

Dort in Neufchatel, in dem Dorfe Colombier an dem schönen Neufchateler See, in dem Hause ihres Bruders, welcher Pfarrer des Ortes war, verlebte die greise Erzieherin der Königin den Rest ihrer Tage in ländlicher Zurückgezogenheit. Eine Welt von Ereignissen lag zwischen dem Jetzt, wo der gewaltigste Kriegsfürst der Neuzeit endlich von der Höhe seines Europa unterjochen wollenden Uebermuthes gestürzt war, und zwischen dem

Sonst, wo Fräulein Gelieux in Darmstadt, unter den Augen der landgräflichen Großmutter, Geist und Herz des schönen, lebhaften Fürstenkindes bildete, das später an der Hand eines liebenden und geliebten Gemahls den Thron Friedrichs des Großen bestieg, um nach wenigen Jahren des Glückes im Verein mit Friedrich Wilhelm die Dornenkrone Preußens zu tragen, dessen glorreiche Auferstehung aus dem Jenaer Grabe seines alten Ruhmes sie nicht erleben sollte.

Wohl mochte das Siegesgeschrei der Befreiungskriege auch bis in die Schweizer Freistatt der alten Hofmeisterin erschollen sein; wohl mochte von der Hauptstadt, von Neufchatel herüber die frohe Kunde auch in ihr stilles Gemach gedrungen sein: „Neufchatel ist wieder preußisch, und das französische Regiment hat ein Ende!" — wohl mochte die Nachricht von der Ankunft Friedrich Wilhelms auch ihr zugekommen sein, und das greise Herz der Matrone sich verjüngt haben in der Erinnerung an die unvergeßliche Gemahlin des Königs, die einst ihre Pflegetochter gewesen. Aber die hohe Ueberraschung, die ihr dabei zugedacht war, hat sie wohl nicht geahnt!

Eines Tages rollt ein einfacher Reisewagen in das abgelegene Colombier. Zwei Offiziere steigen aus und lassen sich in das Pfarrhaus, in die Wohnung der Demoiselle Gelieux führen. Welche Freude und welches Erstaunen, als die Matrone in dem einen dieser prunklosen Offiziere den königlichen Gemahl Luisens, den Lor-

beer-gekrönten Feldherrn von Kulm und Bar-sur-Aube, den neu gehuldigten Fürsten von Neufchatel wiedererkennt. Doch Friedrich Wilhelm erscheint hier nicht als König. Er kommt nur als trauernder Wittwer, um nach dem Donner der Schlachten, um nach den rauschenden Festen des Sieges, den er an der Spitze seines von ihm aufgerufenen Volkes erstritten, um nach dem Glanze der Huldigung eine Stunde wehmüthiger Erinnerung zu feiern an das Theuerste, was sein Herz auf Erden gekannt hat. Darum kommt er ohne Gefolge, nur in Begleitung eines treuen Adjutanten, vor dem er sich nicht den Zwang der Majestät anzuthun, vor dem er seine Gefühle nicht zurückzuhalten braucht.

Auf das Herzlichste unterhielt sich Friedrich Wilhelm mit der Matrone, die seine Luise als Kind gekannt hatte. Wie ein Freund von einer Freundin, aus deren sein ganzes Leiden ermessendem Mitgefühle er einen wehmüthigen Trost geschöpft, so schied er von ihr, und unter den ansehnlichen Geschenken, welche er ihr zum Andenken hinterließ, war es besonders ein kostbarer Shawl, den die Königin noch kurz vor ihrem Tode getragen hatte, dessen Darreichung die alte Gouvernante bis zu Thränen rührte. Der zartsinnige Geber führte im Felde, gleichsam als einen Talisman seiner Liebe, verschiedene Stücke aus dem Nachlasse der Königin mit sich, die ihr besonders werth gewesen waren. Unter ihnen befand sich jener Shawl, von dem er sich nur trennte, um ihn Derjenigen zu ver-

ehren, die seiner Luise einst Lehrerin und eine mütterliche Freundin gewesen war. —

Fräulein Gelieux war aus der Schweiz nach Darmstadt an die Stelle der frühern Gouvernante, eines Fräuleins Agier, berufen worden, nachdem die Landgräfin diese entlassen hatte, weil sie den lebhaften, etwas heftigen Sinn der kleinen Prinzessin weniger durch Liebe, als vielmehr durch Strenge mildern wollte. Der klare Blick der Großmutter hatte das frische Gemüth ihrer Enkelin in seiner ganzen Tiefe erkannt, und sie wollte es erst frei aus sich heraus entwickelt wissen, bevor die Kunst der Erziehung die sichtende und sondernde Hand anlege. Sie wollte nicht, daß eine übertriebene Strenge das im Grunde so weiche und zarte Herz Luisens verhärte oder am Ende gar verstocke. Es ging die Landgräfin dabei von dem Naturgesetze aller Erziehung aus: daß man den Geist nicht in seinem Ursprunge, nicht in seinem Urquell dämmen darf, wenn man anders seinen vollen, sich aus eigenem Antriebe ergießenden Lichtstrom erleben will. —

In diesem Sinne erzog Fräulein Gelieux die kleine Prinzessin, und bald hatte sie Luisens ganzes Herz gewonnen.

Nur über Eines pflegte die Königin sich zu beklagen, wenn sie später auf ihre Kindheit zu sprechen kam. Darüber: daß der Unterricht ihrer Jugend seinem ganzen Lehrgange nach mehr ein französischer als deutscher ge-

wesen sei. Aber diese Klage, welche die vom Grund ihres Herzens deutsch gesinnte, für die Meisterwerke deutscher Sprache, namentlich für Goethe, Schiller, Herder und Jean Paul begeisterte Königin so oft gegen ihre Vertraute, die Kammerherrin von Berg, geäußert hat, diese leider nur allzu gerechte Klage war weder ein Vorwurf für ihre Großmutter, noch für ihre Erzieherin, sondern nur ein Vorwurf für den herrschenden Geist jener Zeit, der an den deutschen Höfen, zumal an den süddeutschen, die vaterländische Gesittung noch immer in die Fesseln jener französischen Etikette bannte, die das Siècle de Louis le Grand fast für das ganze europäische Staatenleben geschmiedet hatte. Schwärmte doch selbst ein damaliger deutscher Geschichtschreiber wie Johannes von Müller als Jüngling für die französische Sprache und bezeichnet sie in einem seiner Briefe an Bonstetten als diejenige Sprache: „die alle Welt von der Normandie bis nach Fokzani redet, die in unsern Zeiten die Sprache des cultivirten Menschengeschlechtes ist, und für die ich noch weit mehr, als für den brittischen gedrängten Nachdruck und für die sanfte musikalische Harmonie der Italiener, eingenommen bin." Englisch, italienisch und vor allen französisch! Dagegen von der deutschen Muttersprache gar nicht die Rede.

Die Revolutionskriege, in die Deutschland mit Frankreich gerieth, rüttelten zuerst an diesen unwürdigen Mode-Fesseln des deutschen Geistes. Doch ihr letztes Nachklir-

ren in Deutschland verstummte erst vor dem eisernen Waffenhall der Schlachten, welche die deutschen Fürsten und Völker dem französischen Weltgötzen lieferten. Da erst schlug die deutsche Liebhaberei und Nachahmung des französischen Wesens naturgemäß in brennenden Haß gegen jenes um.

Wie schmerzlich Luise später diese Lücke ihrer Bildung fühlte: das bekundet der Feuereifer, mit dem sie diesem Mangel an deutschem Unterricht abzuhelfen suchte. Denn, obwohl schon Königin und Mutter, hielt sie es doch nicht unter ihrer Würde, eine gelehrige Schülerin in Allem zu werden, was ihrem deutschen Wissen und Wollen noth that. Und ein neues Wahrzeichen des großartigen geistigen Kernes, der ihrem Wesen von Natur inne wohnte und überall nach dem rechten Lichte hin aufkeimte, ist es, daß sie vorzugsweise die Geschichte, diese hohe Schule des Menschengeschlechts, zu ihrer nachholenden Lehrmeisterin erkor.

Dagegen aber hat die Königin es immer mit innigem Dankgefühle anerkannt: daß ihre von Fräulein Gelieux geleitete und von der Landgräfin mit mütterlicher Liebe überwachte Erziehung durchgängig einen Zug nach dem Höhern hatte, der sie schon frühzeitig zur Erkenntniß des Ewigen in dem Irdischen brachte und ihre jugendliche Seele zur kindlichen Anschauung der großen Thaten Gottes unter den Menschen gewöhnte. Im vollen Einklange damit fühlte sie von Kindheit an den göttlichen

Beruf in sich: wohlzuthun. An der Hand ihrer Erzieherin pilgerte sie aus dem Palaste in die Hütte der Armuth, und das holde Fürstenkind erschien den Dürftigen und Leidenden als ein Engel der Milde, der überall die Spur seiner Freigebigkeit zurückließ. Daher die Leutseligkeit, welche der Königin auf dem Throne alle Herzen gewann. Fern von allem Zwange unfreiwilliger fürstlicher Herablassung, schien ihr solche zur andern Natur geworden, ohne die angeborene Majestät ihres hohen Wesens irgendwie zu verdunkeln, weil eben ihr Geist ihrem fürstlichen Range vollkommen ebenbürtig war.

Eine neue Welt that sich vor Luise auf, als sie, nach einigen still in Darmstadt verlebten Jahren, ihre Großmutter auf einer Reise nach Straßburg begleitete, zu ihrer dort lebenden Tante, der Gemahlin des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken. Mit welchen Eindrücken mußte die Anschauung dieser ehemaligen deutschen Reichsstadt, die einst ihr Panier bei Reichszügen gleich hinter dem Reichsadler führte, mit ihren ehrwürdigen Denkzeichen aus der glorreichsten Zeit des deutschen Kaiserthums das empfängliche Gemüth der jungen Prinzessin ergreifen! Den steinernen Riesen des Münsters erblicken und den Wunsch äußern: von dem Scheitel dieser Pyramide des Christenthums eine Umschau in die Weite zu halten, das war für den lebhaften Sinn Luisens eins. Die bejahrte Großmutter konnte sich nicht mehr zu dieser Reise in die Höhe des weltberühmten Thurmbaues Erwins von Steinbach

entschließen; die geliebte Enkelin aber erklärte: sie würde Anstand nehmen, zu sagen, daß sie in Straßburg gewesen sei, wenn sie nicht erzählen könne, wie es auf der Plateform des Münsters aussehe. So willigte die Landgräfin endlich ein, daß Luise an der Hand der treuen Gelieux die 325 Stufen bis auf die Plateform emporklimmen durfte. Da ist es denn charakteristisch für den starken Sinn und die jugendliche Unerschrockenheit der Prinzessin, daß sie, entzückt von der Aussicht auf der Plateform, durchaus auch die noch übrigen 400 Stufen bis zu der Krone, über der das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe steht, hinaufsteigen wollte. Ein Beginnen, von dem die Prinzessin nur dadurch abzubringen war, daß ihre Erzieherin eine Anwandlung von Schwindel vorschützte, so das Mitgefühl Luisens rege machte und sie bewog, sofort mit ihr den Rückweg in die Tiefe anzutreten. Ist es nicht, als ob dem hochfliegenden Geist der Fürstentochter schon damals die Ahnung davon vorgeschwebt habe: daß ihr eine der erhabensten Kronen in den deutschen Gauen winke!

Von Straßburg aus erstreckte sich diese erste Wallfahrt Luisens weiter bis in die Niederlande. Dort an den denkwürdigen Küsten des deutschen Meeres sammelte sie einen Schatz von Erinnerungen, den sie noch in spätern Jahren mit jugendfrischer Begeisterung aus ihrem treuen Gedächtnisse zu Tage förderte, als unter andern historischen Werken auch Schillers Geschichte des Abfalls

der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung ein Lieblingsbuch der Königin geworden war.

Kaum hatte Luise die Schwelle des dreizehnten Jahres überschritten, da entführte der Monat Mai, der ihr vor sieben Jahren die unvergeßliche Mutter geraubt, die zweite der „vier schönen und edlen Schwestern", Therese, aus dem Vaterhause, um sie mit Karl Alexander, dem neunzehnjährigen Erbprinzen von Thurn und Taxis, zu vermählen, nachdem die älteste der Schwestern, die Prinzessin Charlotte, schon im September 1785 (des Todesjahres ihrer zweiten Mutter) dem regierenden Herzog von Sachsen-Hildburghausen, Friedrich, ihre Hand gereicht hatte. Das neuvermählte Fürstenpaar zog erst in das Sommerschloß Trugenhofen und dann nach Regensburg, wo der alte Fürst von Thurn und Taxis, Karl Anselm, als kaiserlicher Prinzipal-Commissarius bei dem Reichstage residirte und einen eigenen Palast bewohnte. Der Erbprinz kannte und liebte die Prinzessin Therese schon seit zwei Jahren, und die Briefe, welche er deshalb mit seinem Vater wechselte, sprechen auf's Innigste dafür, daß nicht die Politik, sondern wahre gegenseitige Zuneigung diese fürstliche Ehe stiftete. Es war ihm im Dezember 1788 von hoher Hand der Antrag gemacht worden, eine Prinzessin Doria aus dem berühmten italienischen Fürstengeschlechte dieses Namens zu heirathen: sie hätte ihm einen Brautschatz von einer halben Million Gulden zugebracht; allein sein Herz schlug

entschließen; die geliebte Enkelin aber erklärte: sie würde Anstand nehmen, zu sagen, daß sie in Straßburg gewesen sei, wenn sie nicht erzählen könne, wie es auf der Plateform des Münsters aussehe. So willigte die Landgräfin endlich ein, daß Luise an der Hand der treuen Gelieux die 325 Stufen bis auf die Plateform emporklimmen durfte. Da ist es denn charakteristisch für den starken Sinn und die jugendliche Unerschrockenheit der Prinzessin, daß sie, entzückt von der Aussicht auf der Plateform, durchaus auch die noch übrigen 400 Stufen bis zu der Krone, über der das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe steht, hinaufsteigen wollte. Ein Beginnen, von dem die Prinzessin nur dadurch abzubringen war, daß ihre Erzieherin eine Anwandlung von Schwindel vorschützte, so das Mitgefühl Luisens rege machte und sie bewog, sofort mit ihr den Rückweg in die Tiefe anzutreten. Ist es nicht, als ob dem hochfliegenden Geist der Fürstentochter schon damals die Ahnung davon vorgeschwebt habe: daß ihr eine der erhabensten Kronen in den deutschen Gauen winke!

Von Straßburg aus erstreckte sich diese erste Wallfahrt Luisens weiter bis in die Niederlande. Dort an den denkwürdigen Küsten des deutschen Meeres sammelte sie einen Schatz von Erinnerungen, den sie noch in spätern Jahren mit jugendfrischer Begeisterung aus ihrem treuen Gedächtnisse zu Tage förderte, als unter andern historischen Werken auch Schillers Geschichte des Abfalls

der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung ein Lieblingsbuch der Königin geworden war.

Kaum hatte Luise die Schwelle des dreizehnten Jahres überschritten, da entführte der Monat Mai, der ihr vor sieben Jahren die unvergeßliche Mutter geraubt, die zweite der „vier schönen und edlen Schwestern", Therese, aus dem Vaterhause, um sie mit Karl Alexander, dem neunzehnjährigen Erbprinzen von Thurn und Taxis, zu vermählen, nachdem die älteste der Schwestern, die Prinzessin Charlotte, schon im September 1785 (des Todesjahres ihrer zweiten Mutter) dem regierenden Herzog von Sachsen-Hildburghausen, Friedrich, ihre Hand gereicht hatte. Das neuvermählte Fürstenpaar zog erst in das Sommerschloß Trugenhofen und dann nach Regensburg, wo der alte Fürst von Thurn und Taxis, Karl Anselm, als kaiserlicher Prinzipal-Commissarius bei dem Reichstage residirte und einen eigenen Palast bewohnte. Der Erbprinz kannte und liebte die Prinzessin Therese schon seit zwei Jahren, und die Briefe, welche er deshalb mit seinem Vater wechselte, sprechen auf's Innigste dafür, daß nicht die Politik, sondern wahre gegenseitige Zuneigung diese fürstliche Ehe stiftete. Es war ihm im Dezember 1788 von hoher Hand der Antrag gemacht worden, eine Prinzessin Doria aus dem berühmten italienischen Fürstengeschlechte dieses Namens zu heirathen: sie hätte ihm einen Brautschatz von einer halben Million Gulden zugebracht; allein sein Herz schlug

schon [illegible] Fürstentochter, für die Schwester Luisens. [illegible] Glück einer acht und dreißigjährigen Ehe, die nur der Tod scheiden konnte, hat diese Wahl gerechtfertigt. Noch in seinen letzten Tagen, als der Fürst schlaggetroffen von der Jagd heimkehrte, winkte die bejahrte Fürstin, die das Unglück nicht ahnte, ihm, wie die Dame ihrem Ritter, vom Fenster des Schlosses aus mit dem weißen Tuche entgegen.

Durch diese neue Verwandtschaft wurde den Prinzessinnen Luise und Friederike die Gelegenheit dargeboten, [illegible] Krönungsfeste der beiden letzten deutschen Kaiser [illegible] zu feiern und sich so noch in den letzten [illegible] untergehenden Herrlichkeit des deutschen [illegible] Die erste war die Krönung des Kaisers [illegible] September 1790, des geistes[illegible] Leopolds II., dem Leopold als Groß[illegible] durchgreifenden, aber besonnener [illegible] vorangeschritten war, und von [illegible] gesagt hatte: „der Kaiser [illegible] viel ausrichten. Schade für [illegible] Schritt thut, ehe er den [illegible] II., dessen weise Regierung [illegible] war, starb schon am [illegible] Franz bestieg den deut[illegible] die deutsche Reichs[illegible] walt Napoleons be-

Franz, am 7. Juli 1792 zum römischen Kaiser erwählt, wurde als solcher am 14. Juli desselben Jahres in Frankfurt gekrönt. Luise war unter den erlauchten Gästen dieses Krönungsfestes. Und dort in Frankfurt, als sie sah, wie die feierlich von Nürnberg und Aachen eingeholten Kleinodien des alten deutschen Reichs im sechsspännigen Staatswagen zur Kirche, ebenso die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und das Schwert des St. Moritz zum römischen König gefahren wurde; sah, wie der neue Kaiser aus seinem Palaste in Prozession nach dem Dome ritt, vor ihm die weltlichen Kurfürsten in der Kurtracht, über ihm der von zehn Abgeordneten der Stadt Frankfurt getragene Baldachin, neben ihm die kaiserlichen Hofstaaten, hinter ihm der stolze Zug der Leibwachen und Bürgergarden mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen, dem sich ein unübersehbares Gefolge des Königs und der weltlichen Kurfürsten zu Fuß, zu Roß und zu Wagen anreihte; als sie sah, wie sodann im Dome, während des feierlichen Hochamtes, der König auf den Stufen des Altars den Eid auf das Evangelienbuch von Aachen schwur, von dem Kurfürsten von Mainz im erzbischöflichen Ornate gesalbt und dadurch würdig gemacht wurde, mit dem Schwerte Karls des Großen umgürtet zu werden und, nach dem Genuß des heiligen Abendmahles, mit der Krone den kaiserlichen Thron zu besteigen, um unter dem vom Hochaltar - gehenden Tedeum innen, dem Geläute aller Glock

schon für die deutsche Fürstentochter, für die Schwester Luisens, und das Glück einer acht und dreißigjährigen Ehe, die nur der Tod scheiden konnte, hat diese Wahl gerechtfertigt. Noch in seinen letzten Tagen, als der Fürst schlaggetroffen von der Jagd heimkehrte, winkte die bejahrte Fürstin, die das Unglück nicht ahnte, ihm, wie die Dame ihrem Ritter, vom Fenster des Schlosses aus mit dem weißen Tuche entgegen.

Durch diese neue Verwandtschaft wurde den Prinzessinnen Luise und Friederike die Gelegenheit dargeboten, die Krönungsfeste der beiden letzten deutschen Kaiser in Frankfurt mit zu feiern und sich so noch in den letzten Strahlen der untergehenden Herrlichkeit des deutschen Reiches zu sonnen. Die erste war die Krönung des Kaisers Leopold II. am ersten September 1790, des geistesverwandten Bruders Josephs II., dem Leopold als Großherzog von Toscana mit durchgreifenden, aber besonnener ausgeführten Reformen vorangeschritten war, und von welchem Friedrich der Große gesagt hatte: „der Kaiser Joseph hat Kopf; er könnte viel ausrichten. Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat." Leopold II., dessen weise Regierung als ein Herrscherspiegel aufgestellt war, starb schon am 1. März 1792, und sein Sohn Franz bestieg den deutschen Kaiserthron, ohne in der Folge die deutsche Reichskrone gegen die übergreifende Gewalt Napoleons behaupten zu können.

Franz, am 7. Juli 1792 zum römischen Kaiser erwählt, wurde als solcher am 14. Juli desselben Jahres in Frankfurt gekrönt. Luise war unter den erlauchten Gästen dieses Krönungsfestes. Und dort in Frankfurt, als sie sah, wie die feierlich von Nürnberg und Aachen eingeholten Kleinodien des alten deutschen Reichs im sechsspännigen Staatswagen zur Kirche, ebenso die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und das Schwert des St. Moritz zum römischen König gefahren wurde; sah, wie der neue Kaiser aus seinem Palaste in Prozession nach dem Dome ritt, vor ihm die weltlichen Kurfürsten in der Kurtracht, über ihm der von zehn Abgeordneten der Stadt Frankfurt getragene Baldachin, neben ihm die kaiserlichen Hofstaaten, hinter ihm der stolze Zug der Leibwachen und Bürgergarden mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen, dem sich ein unübersehbares Gefolge des Königs und der weltlichen Kurfürsten zu Fuß, zu Roß und zu Wagen anreihte; als sie sah, wie sodann im Dome, während des feierlichen Hochamtes, der König auf den Stufen des Altars den Eid auf das Evangelienbuch von Aachen schwur, von dem Kurfürsten von Mainz im erzbischöflichen Ornate gesalbt und dadurch würdig gemacht wurde, mit dem Schwerte Karls des Großen umgürtet zu werden und, nach dem Genuß des heiligen Abendmahles, mit der Krone den kaiserlichen Thron zu besteigen, um unter dem vom Hochaltar ausgehenden Tedeum innen, dem Geläute aller Glocken in

der Höhe und dem Donner von hundert Kanonen außen von dem zujauchzenden Volke als Kaiser ausgerufen zu werden, worauf der große Krönungszug sich wiederum aus dem Dome nach dem Römer bewegte, über das schwarz-roth-gelbe (goldene) Tuch der Brücke hinweg, das hinterher dem es in Stücke reißenden Volke preisgegeben wurde — dort in Frankfurt, als Luise (zu jener Zeit noch die nichts weniger als reiche Tochter eines apanagirten Prinzen, die, wie sie als Königin selbst erzählte, sich als Prinzessin die damals modernen seidenen Schuhe mit eigenen Händen nähte), als Luise diesen höchsten Fürstenglanz, wie ihn das untergegangene Reich seitdem nicht wieder erneuert hat, so kurz nach einander wiederholt vor ihren Augen weben sah, da ist es ihr wohl nicht in den Sinn gekommen, daß nach wenig länger als einem halben Jahrhundert eine National-Versammlung des deutschen Volkes in eben diesem Frankfurt tagen und darüber berathen werde, ihrem Erstgebornen die Krone der deutschen Kaiser anzutragen. —

Aus jenen Krönungszeiten nun, die Luise in Frankfurt verlebte, liefert Bettina (Elisabeth von Arnim) ein lebensfrisches Jugendbild der Königin, das um so höhere Schätzung verdienen dürfte, da Diejenige, von der Bettina die Grundzüge dieses Bildes überliefert erhalten hat, keine andere ist, als die Mutter eines der berühmtesten Söhne Deutschlands, die von Bettina unter dem Namen der „Frau Rath“ gefeierte Mutter Goethes.

Um diese ganz in dem frischen, warmen Farbentone Bettinas gehaltene Gruppe aus dem Jugendleben der Königin, so wie aus dem ihrer zwei Jahre jüngern Schwester Friederike, der nachmaligen Königin von Hannover, und dem eines ihrer Brüder nicht aus ihrem eigenthümlichen Rahmen zu reißen, sei hier das darauf bezügliche Schreiben aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde wörtlich wiederholt.

Bettina schreibt am 5. März 1808 von Frankfurt aus an Goethe:

„Hier in Frankfurt ist es naß, kalt, verrucht, abscheulich; kein guter Christ bleibt gerne hier — wenn die Mutter (die Mutter Goethes) nicht wär', der Winter wär' unerträglich, so ganz ohne Hältniß — nur ewig schmelzender Schnee.

Ich habe jetzt einen Nebenbuhler bei ihr, ein Eichhörnchen, was ein schöner, französischer Soldat als Einquartierung hier ließ, von dem läßt sie sich Alles gefallen, sie nennt es Hänschen, und Hänschen darf Tische und Stühle zernagen, ja es hat selbst schon gewagt, sich auf ihre Staatshaube zu setzen und dort die Blumen und Federn anzubeißen.

Vor ein Paar Tagen ging ich Abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich an's Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte —

ich lauschte und glaubte athmen zu hören — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen und fragte, weil ich's gern auf's Eichhörnchen geschoben hätte:

„Hänschen, bist Du es?"

Sehr unerwartet und für meinen Muth sehr niederschlagend, antwortete eine sonore Baßstimme aus dem Hintergrund: „Hänschen ist's nicht, es ist Hans", und dabei räusperte sich der ubique malus Spiritus.

Voll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Athmen und einmaliges Niesen vernehmen — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht voll leuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. „Bist Du da?" fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille, zu hängen; ja, rufen wir, Beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt:

„Frau Rath, werd' ich heut Abend mit Ihnen einen Specksalat mit Eierkuchen essen?"

Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg sei; denn wer hätte die schöne Geschichte nicht von Deiner Mutter gehört, wie auf der Kaiserkrönung die jetzige Königin von Preußen, damals als junges Prinzessenkind, und ihr Bruder der Frau Rath zusahen, wie sie ein solches Gericht zu speisen im Begriff

war, und daß dies ihren Appetit so reizte, daß sie es Beide verzehrten, ohne ein Blatt übrig zu lassen.

Auch diesmal wurde die Geschichte mit vielem Genuß vorgetragen und noch manche andere, z. B. wie sie den Prinzessinnen den Genuß verschafft, sich im Hof am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen, und die Hofmeisterin durch alle möglichen Argumente abhält, die Prinzessinnen abzurufen, und endlich, da diese nicht darauf Rücksicht nimmt, Gewalt braucht und sie im Zimmer einschließt.

„Denn", sagte die Mutter (Goethes), „ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, das ihnen nirgendwo vergönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mir's beim Abschiede gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren."

Daß die Mutter Goethes, der Bettina diese heitern Momente aus der Jugend der Königin nacherzählt, von der einst bei ihr Salat und Eierkuchen schmausenden und Wasser pumpenden lebensfrohen Prinzessin nachher auf dem Throne keineswegs vergessen worden ist, dafür spricht, außer andern Zeichen königlicher Erinnerung, der kostbare goldene Schmuck, den die Mutter des Dichters als Andenken von der Königin erhielt, am 18. Juni 1803, und den die Frau Rath nur bei außerordentlichen Gelegen-

geliebten Königin sich anknüpft und gleichsam durch sie geheiligt wird. So mächtig also war die Liebe der Preußen zu ihrer Königin und der Glaube an ihre Tugenden, daß, was selbst nach ihrem Dahinscheiden Bedeutendes, Großes und Erhabenes geschieht, sich an ihren Segen anknüpft und zu ihr zurückführt. Wahrlich ein Leben, welches gleichsam so fortgesetzt wird, dessen Andenken durch die größten und mannigfaltigsten Ereignisse der Zeit nicht erlischt, sondern durch sie noch höher emporgehoben wird, muß schon seiner Natur nach, wenn auch in unsichtbarem, aber desto innigerem Zusammenhang mit diesen Ereignissen gestanden haben!"

Uebereinstimmend damit sagt Schleiermacher in jener berühmten Rede, in der er das Gedächtniß der verklärten Königin an heiliger Stätte feierte:

„Wir wissen, wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging!"

So Schleiermacher, der wenige Wochen nach der Jenaer Schlacht von Halle an Georg Reimer in Berlin geschrieben hatte: „Wird Halle einem französischen Prinzen zu Theil, so möchte ich gar nicht bleiben, sondern so lange es noch einen preußischen Winkel giebt, mich in diesen zurückziehen." Und in demselben Sinne später, am letzten Tage des Jahres 1807, an Charlotte von Kathen: „Nachdem das Kirchengebet für den König und

die Königin von Westphalen verordnet war, war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu besteigen." —

Theodor Körner, der Dichter von Leier und Schwert, dessen herzhafte, mit des Sängers Blut besiegelte Schlachtgesänge nun als Urkunden jener Zeit zu uns herüber klingen — Körner rief damals mit der feurigen Zunge seines Liedes: „Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache!" indem er sang:

„„Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg!" . . .

Sei denn „ihr Bild und Name" auch für die nachkommenden Geschlechter eine begeisternde Oriflamme im glaubenstreuen Sinne der Väter!

Berlin, im November 1858.

Friedrich Adami.

Luise,

Königin von Preußen.

Luise, Königin von Preußen, war die Tochter eines der ältesten Fürstenhäuser in Deutschland. Eine geborene Herzogin von Mecklenburg, aus der Linie Strelitz, zählte sie zu ihren Urahnen eine Tochter Heinrichs des Löwen. Denn dieser große Sachsenherzog, der durch seine Siege über die slawischen Völker die Mecklenburgischen Lande deutscher Herrschaft und Gesittung unterwarf, vermählte seine Tochter mit dem Enkel des letzten Wenden- und Obotriten-Königs, dem Stammvater der Mecklenburgischen Fürsten, um ihn durch die Bande der Verwandtschaft fester an die christliche Kirche, an das deutsche Reich zu fesseln. Der Stammbaum der Königin Luise wurzelt also in einer der glorreichsten Regionen deutscher Geschichte: der gewaltigste Reichsfürst seiner Zeit hat Heinrich der Löwe, vom Stamm der Welfen, dem zwölften Jahrhundert die Spuren seiner Hoheit und seines Sturzes eingedrückt. Und gleichwie seine Tochter Mathildis

die Ahnfrau der Königin Luise von Preußen, eben so ward sein dritter Sohn Wilhelm der Stammvater der Königshäuser von Hannover und England*).

In Hannover kam Luise (Auguste Wilhelmine Amalie) Herzogin von Mecklenburg, den 10. März 1776 zur Welt. Ihr Vater, der Herzog Carl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, dem sie als sechstes Kind geboren wurde, war damals Kurfürstlich Hannoverscher Feldmarschall und General-Gouverneur. Er folgte 1794 seinem unvermählt verstorbenen Bruder Adolf Friedrich IV. in der Regierung des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz und erlangte 1815, nach den siegreich durchgekämpften Befreiungskriegen, die großherzogliche Würde. Der Bruder einer Königin (der trefflichen Sophie Charlotte, Gemahlin des Königs Georg III. von England, dem sie in seiner Geisteskrankheit treu zur Seite stand) wurde der Herzog Carl der Vater von zwei Königinnen, der Königin Luise von Preußen und der Königin Friederike von Hannover; einer Herzogin, der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, und einer Fürstin, der Fürstin Therese von Thurn und Taxis.

Diese vier Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz sind die „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron", denen Jean Paul seinen Titan gewidmet hat. Der Dichter, der nachmals auch das Andenken der hin-

*) Siehe Anhang: 1.



geschiedenen Königin Luise in seinen Herbstblumen feierte, sagt in jener Widmung:

„Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Helldunkel hernieder, und müde des ewig heitern, aber kalten Olympos sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, wo sie trüber, aber wärmer ist. Sie hörten die heiligen Töne heraufsteigen, mit welchen Polyhymnia unsichtbar die tiefe bange Erde durchwandelt, um uns zu erquicken und zu erheben; und sie trauerten, daß ihr Thron so weit abstehe von den Seufzern der Hülflosen.

Da beschlossen sie, den Erdenschleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. Sie gingen von dem Olympos herab. — —

Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den ewigen Zepter auf und sagte: der Unsterbliche wird sterblich auf der Erde, und jeder Geist wird ein Mensch! —

Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich L u i s e, C h a r l o t t e, T h e r e s e, F r i e d e r i k e."

Die Mutter dieser „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron" war Friederike Caroline Luise, eine Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, Oheims der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. von Preußen, und der Landgräfin Marie Luise Albertine, einer

gebornen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg. Sie erlebte nur das erste Aufblühen ihrer Kinder. Denn schon am 22. Mai 1782, nachdem sie am 19. ihrem zehnten Kinde das Leben gegeben hatte (einer Tochter, die den Tag nach der Geburt starb) wurde die Mutter dem fürstlichen Familienkreise durch den Tod entrissen.

Das tiefste Leid für das Herz eines Kindes, den Verlust einer über Alles geliebten Mutter — die Königin Luise lernte ihn in der ersten Frühe des kaum zum Bewußtsein erwachten Lebens kennen. Und nur wenige Wochen lagen zwischen dem Kranze ihres noch so froh gefeierten sechsten Wiegenfestes und dem Cypressen-Zweige auf dem Sarge ihrer Mutter, an deren Gruft sechs liebliche Fürstenkinder weinten, das älteste noch nicht dreizehn Jahre, das jüngste nur wenige Monate über ein Jahr alt. *)

Ist es nicht, als ob das Schicksal das Herz der jungen Prinzessin schon frühzeitig habe furchen wollen für die Saat des Schmerzes, die nachmals der schwer geprüften Königin in der Zeit der Napoleonschen Siege und seiner Knechtung Deutschlands reifte? — Als Kind schon vertraut mit dem Harme, im heitern, glänzenden Morgen der Jugend schon gestimmt und geweiht für die ernsten, dunkeln Tage des Lebens: erscheint es da nicht als der natürlichste Grundzug ihres früh in der

*) Siehe Anhang: 2.



Schule der Leiden gebildeten und gestärkten Charakters, wenn Luise später als Preußens Königin das Unglück ihres Hauses, ihres Landes mit einem Glaubensmuthe trug, der die Wolke dieses Unglücks wie zu einer Glorie verklärte, die selbst über ihrem Grabe nicht erlosch, nein, nur um so unsterblicher erstrahlte! —

Es litt den Herzog nicht länger in der Stadt, wo er die Gemahlin seines Herzens, die Mutter seiner Kinder hatte sterben sehen. Aus Hannover zog er sich in die Stille des nahen Schlosses Herrenhausen zurück; der schöne Garten dort bot den halbverwaisten Fürstenkindern einen reizenden Spielraum und dem herzoglichen Wittwer selbst eine ungestörte Einsamkeit für seine Trauer.

Schon bei Lebzeiten der Herzogin hatte ein durch vorleuchtende Geistesgaben dazu berufenes Fräulein von Wolzogen, die das volle Vertrauen der Mutter besaß, die jungen Prinzessinnen erziehen helfen. Diese den Kindern befreundete Dame nahm zunächst die Töchter der Verewigten in ihre Obhut, sie im Sinne der Mutter fortbildend. So vergingen zwei Jahre; nur ein kurzer Ausflug, den Luise in Begleitung des Fräuleins von Wolzogen zu ihrer Großmutter mütterlicher Seite, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, machte, unterbrach ihr kindliches Stillleben auf Schloß Herrenhausen. Da fühlte der Herzog die immer dringendere Nothwendigkeit, seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben. Aber keine

Fremde sollte die Nachfolgerin seiner unvergeßlichen Friederike werden: die Schwester der Verewigten, die Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane erkor er zu seiner zweiten Gemahlin. Und gern willigte die liebende Tante der Kinder ein, ihnen die zweite Mutter zu werden. Am 28. September 1784 feierte sie in Darmstadt ihre Vermählung mit dem Herzog.

Luise war ihrem Vater zur Hochzeit dahin gefolgt. Sie verlebte dort einen frohen Winter im Kreise geliebter Verwandten, wurde durch ihr munteres Wesen, in dem der rege, reiche Geist sich frühzeitig offenbarte, der Liebling namentlich ihrer Großmutter und kehrte dann mit ihrem Vater und ihrer zweiten Mutter nach Hannover zurück. Bald wurde das neu geschlungene Familienband abermals durch den Tod zerrissen. Die junge Herzogin wurde am 30. November 1785 die Mutter eines Prinzen (des nachmaligen preußischen Generals der Infanterie, Chefs des Gardecorps und Präsidenten des Staatsrathes, Herzogs Carl von Mecklenburg), und sie starb zwölf Tage nach der Entbindung, am 12. December 1785. So wurde das Vaterhaus Luisens von Neuem ein Trauerhaus, und zum zweiten Male Wittwer, nahm der Herzog seinen Abschied von Hannover, zog nach Darmstadt und gab seine Kinder dort in die liebevolle Obhut ihrer hochgebildeten Großmutter. Diese berief das Fräulein Gelieux aus der Schweiz, jene vortreffliche Erzieherin Luisens, der die Königin ihr ganzes

Leben hindurch dankbar zugethan blieb, und welche der König noch nach dem Tode seiner Gemahlin durch ein Andenken ehrte, so köstlich und so rührend, wie es gewiß selten der Gouvernante einer Fürstin geweiht worden ist.

Nachdrücklicher, als irgend ein Biograph es vermöchte, spricht diese wehmüthige Erinnerung Friedrich Wilhelms III. an die unterdessen zur Greisin gealterte Hofmeisterin der heimgegangenen Königin für die Trefflichkeit der Erziehung, welche Fräulein Gelieux der mutterlosen Luise gegeben hat.

Es war auf der Heimkehr von Paris, wo die verbündeten Monarchen als Sieger über Napoleon ihren Einzug gehalten hatten, als der König mit dem Kronprinzen seinen Weg durch die Schweiz, namentlich aber durch das Fürstenthum Neuschatel nahm, das wieder an die Krone Preußens zurückgefallen war, an die es ursprünglich ja auch durch eine Luise kam. Durch die Luise des großen Kurfürsten.

Dort in Neuschatel, in dem Dorfe Colombier an dem schönen Neuschateler See, in dem Hause ihres Bruders, welcher Pfarrer des Ortes war, verlebte die greise Erzieherin der Königin den Rest ihrer Tage in ländlicher Zurückgezogenheit. Eine Welt von Ereignissen lag zwischen dem Jetzt, wo der gewaltigste Kriegsfürst der Neuzeit endlich von der Höhe seines Europa unterjochen wollenden Uebermuthes gestürzt war, und zwischen dem

Sonst, wo Fräulein Gelieux in Darmstadt, unter den Augen der landgräflichen Großmutter, Geist und Herz des schönen, lebhaften Fürstenkindes bildete, das später an der Hand eines liebenden und geliebten Gemahls den Thron Friedrichs des Großen bestieg, um nach wenigen Jahren des Glückes im Verein mit Friedrich Wilhelm die Dornenkrone Preußens zu tragen, dessen glorreiche Auferstehung aus dem Jenaer Grabe seines alten Ruhmes sie nicht erleben sollte.

Wohl mochte das Siegesgeschrei der Befreiungskriege auch bis in die Schweizer Freistatt der alten Hofmeisterin erschollen sein; wohl mochte von der Hauptstadt, von Neufchatel herüber die frohe Kunde auch in ihr stilles Gemach gedrungen sein: „Neufchatel ist wieder preußisch, und das französische Regiment hat ein Ende!" — wohl mochte die Nachricht von der Ankunft Friedrich Wilhelms auch ihr zugekommen sein, und das greise Herz der Matrone sich verjüngt haben in der Erinnerung an die unvergeßliche Gemahlin des Königs, die einst ihre Pflegetochter gewesen. Aber die hohe Ueberraschung, die ihr dabei zugedacht war, hat sie wohl nicht geahnt!

Eines Tages rollt ein einfacher Reisewagen in das abgelegene Colombier. Zwei Offiziere steigen aus und lassen sich in das Pfarrhaus, in die Wohnung der Demoiselle Gelieux führen. Welche Freude und welches Erstaunen, als die Matrone in dem einen dieser prunklosen Offiziere den königlichen Gemahl Luisens, den Lor-

beer-gekrönten Feldherrn von Kulm und Bar-sur-Aube, den neu gehuldigten Fürsten von Neufchatel wiedererkennt. Doch Friedrich Wilhelm erscheint hier nicht als König. Er kommt nur als trauernder Wittwer, um nach dem Donner der Schlachten, um nach den rauschenden Festen des Sieges, den er an der Spitze seines von ihm aufgerufenen Volkes erstritten, um nach dem Glanze der Huldigung eine Stunde wehmüthiger Erinnerung zu feiern an das Theuerste, was sein Herz auf Erden gekannt hat. Darum kommt er ohne Gefolge, nur in Begleitung eines treuen Adjutanten, vor dem er sich nicht den Zwang der Majestät anzuthun, vor dem er seine Gefühle nicht zurückzuhalten braucht.

Auf das Herzlichste unterhielt sich Friedrich Wilhelm mit der Matrone, die seine Luise als Kind gekannt hatte. Wie ein Freund von einer Freundin, aus deren sein ganzes Leiden ermessendem Mitgefühle er einen wehmüthigen Trost geschöpft, so schied er von ihr, und unter den ansehnlichen Geschenken, welche er ihr zum Andenken hinterließ, war es besonders ein kostbarer Shawl, den die Königin noch kurz vor ihrem Tode getragen hatte, dessen Darreichung die alte Gouvernante bis zu Thränen rührte. Der zartsinnige Geber führte im Felde, gleichsam als einen Talisman seiner Liebe, verschiedene Stücke aus dem Nachlasse der Königin mit sich, die ihr besonders werth gewesen waren. Unter ihnen befand sich jener Shawl, von dem er sich nur trennte, um ihn Derjenigen zu ver-

ehren, die seiner Luise einst Lehrerin und eine mütterliche Freundin gewesen war. —

Fräulein Gelieux war aus der Schweiz nach Darmstadt an die Stelle der frühern Gouvernante, eines Fräuleins Agier, berufen worden, nachdem die Landgräfin diese entlassen hatte, weil sie den lebhaften, etwas heftigen Sinn der kleinen Prinzessin weniger durch Liebe, als vielmehr durch Strenge mildern wollte. Der klare Blick der Großmutter hatte das frische Gemüth ihrer Enkelin in seiner ganzen Tiefe erkannt, und sie wollte es erst frei aus sich heraus entwickelt wissen, bevor die Kunst der Erziehung die sichtende und sondernde Hand anlege. Sie wollte nicht, daß eine übertriebene Strenge das im Grunde so weiche und zarte Herz Luisens verhärte oder am Ende gar verstocke. Es ging die Landgräfin dabei von dem Naturgesetze aller Erziehung aus: daß man den Geist nicht in seinem Ursprunge, nicht in seinem Urquell dämmen darf, wenn man anders seinen vollen, sich aus eigenem Antriebe ergießenden Lichtstrom erleben will. —

In diesem Sinne erzog Fräulein Gelieux die kleine Prinzessin, und bald hatte sie Luisens ganzes Herz gewonnen.

Nur über Eines pflegte die Königin sich zu beklagen, wenn sie später auf ihre Kindheit zu sprechen kam. Darüber: daß der Unterricht ihrer Jugend seinem ganzen Lehrgange nach mehr ein französischer als deutscher ge-

wesen sei. Aber diese Klage, welche die vom Grund ihres Herzens deutsch gesinnte, für die Meisterwerke deutscher Sprache, namentlich für Goethe, Schiller, Herder und Jean Paul begeisterte Königin so oft gegen ihre Vertraute, die Kammerherrin von Berg, geäußert hat, diese leider nur allzu gerechte Klage war weder ein Vorwurf für ihre Großmutter, noch für ihre Erzieherin, sondern nur ein Vorwurf für den herrschenden Geist jener Zeit, der an den deutschen Höfen, zumal an den süddeutschen, die vaterländische Gesittung noch immer in die Fesseln jener französischen Etikette bannte, die das Siècle de Louis le Grand fast für das ganze europäische Staatenleben geschmiedet hatte. Schwärmte doch selbst ein damaliger deutscher Geschichtschreiber wie Johannes von Müller als Jüngling für die französische Sprache und bezeichnet sie in einem seiner Briefe an Bonstetten als diejenige Sprache: „die alle Welt von der Normandie bis nach Fokzani redet, die in unsern Zeiten die Sprache des cultivirten Menschengeschlechtes ist, und für die ich noch weit mehr, als für den brittischen gedrängten Nachdruck und für die sanfte musikalische Harmonie der Italiener, eingenommen bin." Englisch, italienisch und vor allen französisch! Dagegen von der deutschen Muttersprache gar nicht die Rede.

Die Revolutionskriege, in die Deutschland mit Frankreich gerieth, rüttelten zuerst an diesen unwürdigen Mode-Fesseln des deutschen Geistes. Doch ihr letztes Nachklir-

ren in Deutschland verstummte erst vor dem eisernen Waffenhall der Schlachten, welche die deutschen Fürsten und Völker dem französischen Weltgötzen lieferten. Da erst schlug die deutsche Liebhaberei und Nachahmung des französischen Wesens naturgemäß in brennenden Haß gegen jenes um.

Wie schmerzlich Luise später diese Lücke ihrer Bildung fühlte: das bekundet der Feuereifer, mit dem sie diesem Mangel an deutschem Unterricht abzuhelfen suchte. Denn, obwohl schon Königin und Mutter, hielt sie es doch nicht unter ihrer Würde, eine gelehrige Schülerin in Allem zu werden, was ihrem deutschen Wissen und Wollen noth that. Und ein neues Wahrzeichen des großartigen geistigen Kernes, der ihrem Wesen von Natur inne wohnte und überall nach dem rechten Lichte hin aufkeimte, ist es, daß sie vorzugsweise die Geschichte, diese hohe Schule des Menschengeschlechts, zu ihrer nachholenden Lehrmeisterin erkor.

Dagegen aber hat die Königin es immer mit innigem Dankgefühle anerkannt: daß ihre von Fräulein Gelieux geleitete und von der Landgräfin mit mütterlicher Liebe überwachte Erziehung durchgängig einen Zug nach dem Höhern hatte, der sie schon frühzeitig zur Erkenntniß des Ewigen in dem Irdischen brachte und ihre jugendliche Seele zur kindlichen Anschauung der großen Thaten Gottes unter den Menschen gewöhnte. Im vollen Einklange damit fühlte sie von Kindheit an den göttlichen

Beruf in sich: wohlzuthun. An der Hand ihrer Erzieherin pilgerte sie aus dem Palaste in die Hütte der Armuth, und das holde Fürstenkind erschien den Dürftigen und Leidenden als ein Engel der Milde, der überall die Spur seiner Freigebigkeit zurückließ. Daher die Leutseligkeit, welche der Königin auf dem Throne alle Herzen gewann. Fern von allem Zwange unfreiwilliger fürstlicher Herablassung, schien ihr solche zur andern Natur geworden, ohne die angeborene Majestät ihres hohen Wesens irgendwie zu verdunkeln, weil eben ihr Geist ihrem fürstlichen Range vollkommen ebenbürtig war.

Eine neue Welt that sich vor Luise auf, als sie, nach einigen still in Darmstadt verlebten Jahren, ihre Großmutter auf einer Reise nach Straßburg begleitete, zu ihrer dort lebenden Tante, der Gemahlin des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken. Mit welchen Eindrücken mußte die Anschauung dieser ehemaligen deutschen Reichsstadt, die einst ihr Panier bei Reichszügen gleich hinter dem Reichsadler führte, mit ihren ehrwürdigen Denkzeichen aus der glorreichsten Zeit des deutschen Kaiserthums das empfängliche Gemüth der jungen Prinzessin ergreifen! Den steinernen Riesen des Münsters erblicken und den Wunsch äußern: von dem Scheitel dieser Pyramide des Christenthums eine Umschau in die Weite zu halten, das war für den lebhaften Sinn Luisens eins. Die bejahrte Großmutter konnte sich nicht mehr zu dieser Reise in die Höhe des weltberühmten Thurmbaues Erwins von Steinbach

entschließen; die geliebte Enkelin aber erklärte: sie würde Anstand nehmen, zu sagen, daß sie in Straßburg gewesen sei, wenn sie nicht erzählen könne, wie es auf der Plateform des Münsters aussehe. So willigte die Landgräfin endlich ein, daß Luise an der Hand der treuen Gelieux die 325 Stufen bis auf die Plateform emporklimmen durfte. Da ist es denn charakteristisch für den starken Sinn und die jugendliche Unerschrockenheit der Prinzessin, daß sie, entzückt von der Aussicht auf der Plateform, durchaus auch die noch übrigen 400 Stufen bis zu der Krone, über der das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe steht, hinaufsteigen wollte. Ein Beginnen, von dem die Prinzessin nur dadurch abzubringen war, daß ihre Erzieherin eine Anwandlung von Schwindel vorschützte, so das Mitgefühl Luisens rege machte und sie bewog, sofort mit ihr den Rückweg in die Tiefe anzutreten. Ist es nicht, als ob dem hochfliegenden Geist der Fürstentochter schon damals die Ahnung davon vorgeschwebt habe: daß ihr eine der erhabensten Kronen in den deutschen Gauen winke!

Von Straßburg aus erstreckte sich diese erste Wallfahrt Luisens weiter bis in die Niederlande. Dort an den denkwürdigen Küsten des deutschen Meeres sammelte sie einen Schatz von Erinnerungen, den sie noch in spätern Jahren mit jugendfrischer Begeisterung aus ihrem treuen Gedächtnisse zu Tage förderte, als unter andern historischen Werken auch Schillers Geschichte des Abfalls

der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung ein Lieblingsbuch der Königin geworden war.

Kaum hatte Luise die Schwelle des dreizehnten Jahres überschritten, da entführte der Monat Mai, der ihr vor sieben Jahren die unvergeßliche Mutter geraubt, die zweite der „vier schönen und edlen Schwestern", Therese, aus dem Vaterhause, um sie mit Karl Alexander, dem neunzehnjährigen Erbprinzen von Thurn und Taxis, zu vermählen, nachdem die älteste der Schwestern, die Prinzessin Charlotte, schon im September 1785 (des Todesjahres ihrer zweiten Mutter) dem regierenden Herzog von Sachsen-Hildburghausen, Friedrich, ihre Hand gereicht hatte. Das neuvermählte Fürstenpaar zog erst in das Sommerschloß Trugenhofen und dann nach Regensburg, wo der alte Fürst von Thurn und Taxis, Karl Anselm, als kaiserlicher Prinzipal-Commissarius bei dem Reichstage residirte und einen eigenen Palast bewohnte. Der Erbprinz kannte und liebte die Prinzessin Therese schon seit zwei Jahren, und die Briefe, welche er deshalb mit seinem Vater wechselte, sprechen auf's Innigste dafür, daß nicht die Politik, sondern wahre gegenseitige Zuneigung diese fürstliche Ehe stiftete. Es war ihm im Dezember 1788 von hoher Hand der Antrag gemacht worden, eine Prinzessin Doria aus dem berühmten italienischen Fürstengeschlechte dieses Namens zu heirathen: sie hätte ihm einen Brautschatz von einer halben Million Gulden zugebracht; allein sein Herz schlug

schon für die deutsche Fürstentochter, für die Schwester Luisens, und das Glück einer acht und dreißigjährigen Ehe, die nur der Tod scheiden konnte, hat diese Wahl gerechtfertigt. Noch in seinen letzten Tagen, als der Fürst schlaggetroffen von der Jagd heimkehrte, winkte die bejahrte Fürstin, die das Unglück nicht ahnte, ihm, wie die Dame ihrem Ritter, vom Fenster des Schlosses aus mit dem weißen Tuche entgegen.

Durch diese neue Verwandtschaft wurde den Prinzessinnen Luise und Friederike die Gelegenheit dargeboten, die Krönungsfeste der beiden letzten deutschen Kaiser in Frankfurt mit zu feiern und sich so noch in den letzten Strahlen der untergehenden Herrlichkeit des deutschen Reiches zu sonnen. Die erste war die Krönung des Kaisers Leopold II. am ersten September 1790, des geistesverwandten Bruders Josephs II., dem Leopold als Großherzog von Toscana mit durchgreifenden, aber besonnener ausgeführten Reformen vorangeschritten war, und von welchem Friedrich der Große gesagt hatte: „der Kaiser Joseph hat Kopf; er könnte viel ausrichten. Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat." Leopold II., dessen weise Regierung als ein Herrscherspiegel aufgestellt war, starb schon am 1. März 1792, und sein Sohn Franz bestieg den deutschen Kaiserthron, ohne in der Folge die deutsche Reichskrone gegen die übergreifende Gewalt Napoleons behaupten zu können.

Franz, am 7. Juli 1792 zum römischen Kaiser erwählt, wurde als solcher am 14. Juli desselben Jahres in Frankfurt gekrönt. Luise war unter den erlauchten Gästen dieses Krönungsfestes. Und dort in Frankfurt, als sie sah, wie die feierlich von Nürnberg und Aachen eingeholten Kleinodien des alten deutschen Reichs im sechsspännigen Staatswagen zur Kirche, ebenso die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und das Schwert des St. Moritz zum römischen König gefahren wurde; sah, wie der neue Kaiser aus seinem Palaste in Prozession nach dem Dome ritt, vor ihm die weltlichen Kurfürsten in der Kurtracht, über ihm der von zehn Abgeordneten der Stadt Frankfurt getragene Baldachin, neben ihm die kaiserlichen Hofstaaten, hinter ihm der stolze Zug der Leibwachen und Bürgergarden mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen, dem sich ein unübersehbares Gefolge des Königs und der weltlichen Kurfürsten zu Fuß, zu Roß und zu Wagen anreihte; als sie sah, wie sodann im Dome, während des feierlichen Hochamtes, der König auf den Stufen des Altars den Eid auf das Evangelienbuch von Aachen schwur, von dem Kurfürsten von Mainz im erzbischöflichen Ornate gesalbt und dadurch würdig gemacht wurde, mit dem Schwerte Karls des Großen umgürtet zu werden und, nach dem Genuß des heiligen Abendmahles, mit der Krone den kaiserlichen Thron zu besteigen, um unter dem vom Hochaltar ausgehenden Tedeum innen, dem Geläute aller Glocken in

der Höhe und dem Donner von hundert Kanonen außen von dem zujauchzenden Volke als Kaiser ausgerufen zu werden, worauf der große Krönungszug sich wiederum aus dem Dome nach dem Römer bewegte, über das schwarz-roth-gelbe (goldene) Tuch der Brücke hinweg, das hinterher dem es in Stücke reißenden Volke preisgegeben wurde — dort in Frankfurt, als Luise (zu jener Zeit noch die nichts weniger als reiche Tochter eines apanagirten Prinzen, die, wie sie als Königin selbst erzählte, sich als Prinzessin die damals modernen seidenen Schuhe mit eigenen Händen nähte), als Luise diesen höchsten Fürstenglanz, wie ihn das untergegangene Reich seitdem nicht wieder erneuert hat, so kurz nach einander wiederholt vor ihren Augen weben sah, da ist es ihr wohl nicht in den Sinn gekommen, daß nach wenig länger als einem halben Jahrhundert eine National-Versammlung des deutschen Volkes in eben diesem Frankfurt tagen und darüber berathen werde, ihrem Erstgebornen die Krone der deutschen Kaiser anzutragen. —

Aus jenen Krönungszeiten nun, die Luise in Frankfurt verlebte, liefert Bettina (Elisabeth von Arnim) ein lebensfrisches Jugendbild der Königin, das um so höhere Schätzung verdienen dürfte, da Diejenige, von der Bettina die Grundzüge dieses Bildes überliefert erhalten hat, keine andere ist, als die Mutter eines der berühmtesten Söhne Deutschlands, die von Bettina unter dem Namen der „Frau Rath" gefeierte Mutter Goethes.

Um diese ganz in dem frischen, warmen Farbentone Bettinas gehaltene Gruppe aus dem Jugendleben der Königin, so wie aus dem ihrer zwei Jahre jüngern Schwester Friederike, der nachmaligen Königin von Hannover, und dem eines ihrer Brüder nicht aus ihrem eigenthümlichen Rahmen zu reißen, sei hier das darauf bezügliche Schreiben aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde wörtlich wiederholt.

Bettina schreibt am 5. März 1808 von Frankfurt aus an Goethe:

„Hier in Frankfurt ist es naß, kalt, verrucht, abscheulich; kein guter Christ bleibt gerne hier — wenn die Mutter (die Mutter Goethes) nicht wär', der Winter wär' unerträglich, so ganz ohne Hältniß — nur ewig schmelzender Schnee.

Ich habe jetzt einen Nebenbuhler bei ihr, ein Eichhörnchen, was ein schöner, französischer Soldat als Einquartierung hier ließ, von dem läßt sie sich Alles gefallen, sie nennt es Hänschen, und Hänschen darf Tische und Stühle zernagen, ja es hat selbst schon gewagt, sich auf ihre Staatshaube zu setzen und dort die Blumen und Federn anzubeißen.

Vor ein Paar Tagen ging ich Abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich an's Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte —

ich lauschte und glaubte athmen zu hören — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen und fragte, weil ich's gern auf's Eichhörnchen geschoben hätte:

„Hänschen, bist Du es?"

Sehr unerwartet und für meinen Muth sehr niederschlagend, antwortete eine sonore Baßstimme aus dem Hintergrund: „Hänschen ist's nicht, es ist Hans", und dabei räusperte sich der ubique malus Spiritus.

Voll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Athmen und einmaliges Niesen vernehmen — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht voll leuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. „Bist Du da?" fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille, zu hängen; ja, rufen wir, Beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt:

„Frau Rath, werd' ich heut Abend mit Ihnen einen Speckſalat mit Eierkuchen essen?"

Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg sei; denn wer hätte die schöne Geschichte nicht von Deiner Mutter gehört, wie auf der Kaiserkrönung die jetzige Königin von Preußen, damals als junges Prinzessenkind, und ihr Bruder der Frau Rath zusahen, wie sie ein solches Gericht zu speisen im Begriff

war, und daß dies ihren Appetit so reizte, daß sie es Beide verzehrten, ohne ein Blatt übrig zu lassen.

Auch diesmal wurde die Geschichte mit vielem Genuß vorgetragen und noch manche andere, z. B. wie sie den Prinzessinnen den Genuß verschafft, sich im Hof am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen, und die Hofmeisterin durch alle möglichen Argumente abhält, die Prinzessinnen abzurufen, und endlich, da diese nicht darauf Rücksicht nimmt, Gewalt braucht und sie im Zimmer einschließt.

„Denn“, sagte die Mutter (Goethes), „ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, das ihnen nirgendwo vergönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mir's beim Abschiede gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren.“

Daß die Mutter Goethes, der Bettina diese heitern Momente aus der Jugend der Königin nacherzählt, von der einst bei ihr Salat und Eierkuchen schmausenden und Wasser pumpenden lebensfrohen Prinzessin nachher auf dem Throne keineswegs vergessen worden ist, dafür spricht, außer andern Zeichen königlicher Erinnerung, der kostbare goldene Schmuck, den die Mutter des Dichters als Andenken von der Königin erhielt, am 18. Juni 1803, und den die Frau Rath nur bei außerordentlichen Gelegen-

heiten als einen wahren Familienschatz trug. So bei ihrem ersten Zusammentreffen mit der Staël im Bethmannschen Hause, wo die Tochter Neckers in dem Turban und der Tunica der Corinna erschien, und der die Frau Rath, „den bekannten goldenen Schmuck der Königin von Preußen um den Hals geschlungen", mit den erhabenen, Alles sagenden Worten entgegen trat:

„Je suis la mère de Goethe!" —

Diesen kürzeren Ausflügen, die Luise als vierzehn- und sechzehnjährige Prinzessin nach Frankfurt zur Kaiserkrönung machte, folgte bald eine kleine Auswanderung nach Hildburghausen, wo sie mit ihrer Großmutter und ihrer jüngern Schwester Friederike eine Zeit lang bei ihrer ältesten Schwester, der Gemahlin des regierenden Herzogs lebte, da der in Frankreich ausgebrochene Vulkan der Revolution seine Flammen auch in die Rheinlande zu werfen drohte. Dort, im Herzen des alten romantischen Deutschlands, umrauscht von den Wipfeln des Thüringer Waldes, über dessen Kamm sich die vielleicht älteste Heerstraße Deutschlands, der urkundlich schon im neunten Jahrhundert vorkommende Rennsteig dreißig Meilen lang hinstreckt, um an der Einmündung der Hörsel in die Werra, die durch Hildburghausen fließt, die Grenzscheide zwischen Franken und Thüringen zu bilden; dort, unter jenem denkwürdigen Himmel deutscher Geschichte, wo der sinnende Wanderer fast überall auf die Quellen der geistigen Strömung der Reformation stößt;

dort, zwischen den Bergen Thüringens, verweilte Luise bis zum Frühling 1793. Alsdann kehrte sie von Hildburghausen nach Darmstadt zurück, und auf der Reise dahin sah sie in Frankfurt zum ersten Male den Kronprinzen von Preußen, ihren nachherigen Gemahl.

Und dieses Hildburghausen, damals die Residenz ihrer herzoglichen Schwester, aus der Luise heimkehrte, um wenige Wochen darauf die Braut des Kronprinzen von Preußen zu werden, ist in frühern Zeiten einem Ahnherrn Friedrich Wilhelms als Brautschatz zugebracht worden. Denn Burggraf Albrecht zu Nürnberg, der fränkischen Linie der Hohenzollern, aus der später das Haus Brandenburg und Preußen hervorgegangen, entstammt, vermählte sich mit einer Tochter des Grafen Heinrich von Henneberg, Sophie, und diese erhielt von ihrem Vater die Stadt Hildburghausen als Aussteuer. Hernach, durch Albrechts Tochter Katharina, welche dem Landgrafen Balthasar von Thüringen ihre Hand reichte, fiel die Stadt abermals als Brautschatz an Thüringen und Sachsen. —

Es war der französische Revolutionskrieg, der den Kronprinzen von Preußen nach Frankfurt am Main und dort mit Luise zusammenführte. Immer hatte das preußische Königshaus innigen Antheil genommen an dem Unglück Ludwigs XVI., dessen Gefangennahme besonders den König Friedrich Wilhelm II. so tief erschütterte, daß er nach dieser Schreckenskunde mehrere Tage in Trüb-

sinn versunken schien. Der Kaiser Leopold, von gleichen Gefühlen beherrscht, erließ von Padua aus einen Aufruf an alle Fürsten Europas: die Sache des Königs von Frankreich zu der ihrigen zu machen, die königliche Familie aus der Gefangenschaft zu befreien und jede ihr zugefügte Beleidigung zu rächen; auch keine andern Gesetze in Frankreich gelten zu lassen, als die, welche der König, sobald er wieder die volle Freiheit des Handelns habe, selbst genehmigen werde. Mit Begeisterung ging Friedrich Wilhelm II. auf diese Entbietungen des Kaisers ein. Es wurde jene denkwürdige Fürsten-Versammlung auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz gehalten, bei welcher, außer dem Kaiser Leopold II., dem König Friedrich Wilhelm II. und dem Grafen von Artois, dem ausgewanderten Bruder Ludwigs XVI. und nachmaligen König Karl X., auch der nachmalige Kaiser Franz I. und König Friedrich Wilhelm III. gegenwärtig waren, die sich später im Befreiungskriege als Waffenbrüder wiederfanden.

Man weiß, wie die ohne Wissen und Willen des Kaisers und Königs durch die französischen Prinzen bekannt gemachte Erklärung von Pillnitz: daß Oesterreich und Preußen die andern Mächte aufforderten, gemeinsam mit ihnen zur Wiederherstellung einer gerechten und gemäßen Verfassung in Frankreich zu wirken, und daß sie namentlich Ludwig XVI. nicht eher als frei betrachten würden, als bis er nicht mehr im Bereiche der Natio-

nal-Versammlung sei — man weiß, wie diese vorzeitig durch ganz Frankreich verbreitete Erklärung von Pillnitz zuerst den Jacobinern einen willkommenen Grund darbot, die herrschende Aufregung durch das Schreckbild einer sogenannten Verschwörung Europas gegen Frankreich noch höher zu spannen und daraus die ersten Fäden jenes Schreckenssystemes zu spinnen, das sie bald nachher von Paris aus wie ein großes Mordnetz über ganz Frankreich warfen. Jene arge Politik der Jacobiner, die, wie Lamartine in seiner Geschichte der Girondisten darthut, das ganze Geheimniß und die dem Zauber der Klapperschlange vergleichbare Magie ihrer Obermacht war: „das Volk fortwährend mit Mißtrauen und Schrecken zu erfüllen, das Vaterland fortwährend in Gefahr zu erklären, um sich fortwährend das Ansehen der Rettung, der Erlösung geben und sich als Heiland des angeblich verkauften und verrathenen Volkes darstellen zu können", jene verruchte Jacobiner-Politik, die das unglückliche Land in ein Meer von Blut verwandelte, fand in der Pillnitzer Erklärung einen erwünschten Stachel, um die Leidenschaften des Volkes gegen das Ausland zu treiben, die sich sonst, in Ermangelung eines solchen Ableiters, ungleich früher gegen die Jacobiner selbst ausgerast haben würden.

In klarem Ueberblicke der damaligen Lage Frankreichs hatte Friedrich Wilhelm II. erkannt, daß jeder Versuch, die Bewegung dort durch die Gewalt der Waffen zu

unterdrücken, der unglücklichen Königs-Familie eher zum Verderben, als zum Heile gereichen könne. Kein Angriffs-Krieg gegen Frankreich war es daher, den er bei seinem Bündnisse mit Oesterreich wollte. Nur gerüstet wollte man dastehen für den Fall, daß die bewaffnete Revolution die Grenzen ihres Frankreichs überschreiten sollte. Da nöthigten die Jacobiner in Paris den König und die National-Versammlung, selbst den Krieg zu erklären. Die bereits in Blut getauchte Hand der Revolution schleuderte den verbündeten deutschen Fürsten den Fehde-Handschuh zu. Jetzt galt es, ihn aufzunehmen.

Bei einer Revue, die Friedrich Wilhelm II. in Magdeburg hielt, wurde der Plan für den Feldzug gegen Frankreich entworfen. Beisitzer dieses Kriegsrathes war ein berühmter französischer General, der vormals im siebenjährigen Kriege die Waffen gegen Friedrich den Großen getragen hatte — der Marquis von Bouillé, der Vertraute und Schirmwächter der ohne seine Schuld verunglückten Flucht Ludwigs XVI. Dem Kugelregen der Republikaner glücklich entronnen, hatte der Marquis schon der Fürsten-Versammlung zu Pillnitz beigewohnt, und jetzt, in dem Kriegsrathe zu Magdeburg, die Karte von Frankreich vor sich, legte er den Finger auf die Champagne, diese Landschaft als denjenigen Punkt andeutend, von wo aus man Frankreich am geeignetsten angreifen und in raschem Fortschritte des Krieges über Rhetel und Rheims bis gen Paris vordringen könne.

Dieser Plan wurde angenommen, aber durch die zaudernde Führung des Herzogs von Braunschweig vereitelt, der den Oberbefehl über das Heer erhielt, in dessen Reihen der König selbst nebst seinen Prinzen stand, ihre persönliche Tapferkeit nur zu bereitwillig der vermeintlichen unfehlbaren Kriegskunst des Herzogs unterordnend, der allerdings die Erfahrung des siebenjährigen Krieges für sich, aber seitdem nichts gelernt und nichts vergessen hatte. So würde, um nur ein leuchtendes Beispiel anzuführen, das Treffen bei Valmy schwerlich den Rückzug der bis dahin siegreichen Verbündeten zur Folge gehabt haben, wenn der vom König im Augenblick, als das französische Heer durch das Auffliegen entzündeter Pulverwagen in Unordnung gerieth, befohlene Infanterie-Angriff auf der Stelle ausgeführt worden wäre. Aber der Herzog widersprach diesem Befehle, der in jenem glücklichen Momente Alles entscheiden konnte, widersprach darum, weil er früher einmal bei solchem Angriff in sehr ähnlichem Terrain geworfen worden sei! Der günstige Augenblick, den der König frisch erfaßt wissen wollte, ging dadurch verloren. Mit ihm die Glorie des ganzen Feldzuges.

Goethe, der als Gefährte des Herzogs von Weimar diesen Feldzug mitmachte, giebt in seiner Campagne in Frankreich mehrere Schilderungen des Königs und der Prinzen. Er sah „über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern

eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet.“ Auch wurde er bei der Belagerung von Mainz einmal in das Gezelt des Herzogs von Weimar gerufen, um dem Kronprinzen von Preußen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm III., Bericht über einen Vorfall zu erstatten, den der Dichter auf einem Ritte mit seinem Fernrohre beobachtet hatte.

Ebenso gedenkt Goethe aus jener Zeit der genialen Heldengestalt des Prinzen Louis Ferdinand, der als Oberst eines Fußregiments mit in den Krieg gegen Frankreich gezogen war. „Wir trafen auf einen Husarenposten — erzählt Goethe — und sprachen mit dem Offizier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir dann Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste,

schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und dem Respekt vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte:

„Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in Kurzem die ganze Vorpostenkette alarmirt, man weiß im Hauptquartiere nicht, was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld."

Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: „Man erzeigt mir so eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihre Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte." — Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst Alles vor sich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten.

Der Offizier dankte mir auf's Verbindlichste, und man sieht — so schließt Goethe — daß ein Vermittler überall willkommen ist."

Im Verfolge des Feldzuges hatte Goethe noch eine Begegnung mit dem Prinzen, freilich in minder glänzender Staffage des kriegerischen Gemäldes. Er „traf den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zu gleicher Zeit schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchenschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein starkbeleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichen Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert."

Einen sehr ergötzlichen Kontrast dazu bildet es, wie ein vornehmer französischer Emigrant die Grausamkeit beschreibt, welche der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe, indem der Monarch beim Ausmarsche von Glorieux, ungeachtet des schrecklichsten Regens, keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, wonach denn die königlichen Prinzen ebenfalls sich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten versagen müssen. „Unser Marquis — erzählt Goethe — hatte diese allerhöchsten Personen, leicht gekleidet, durch und durch

genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anschauen können; ja er hätte, wenn es nütze gewesen wäre, sein Leben daran gewendet, sie in einem trocknen Wagen dahin ziehen zu sehen, sie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweise gewöhnt seien." —

Mitten auf dem Wege nach Paris, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons und zehn von Rheims, machte das verbündete Heer Kehrt. Und doch hatte es in weniger als sechs Wochen zwei befestigte Städte zur Uebergabe gezwungen, den Feind in allen Treffen geschlagen oder geworfen, Dumouriez eingeschlossen, sich zwischen ihn und Paris gedrängt und Frankreich in die verzweifeltste Lage gebracht. Der König, schon früher die treibende Kraft des Vordringens über die Maas, wollte nach der Kanonade von Valmy mit dem Heer auf Chalons vorgehen. Da war es wieder der von dem listigen Dumouriez durch Unterhandlungen hingehaltene Herzog von Braunschweig, der sich dem Marsche auf Chalons widersetzte und den König, der durchaus zu schlagen verlangte und schon den Angriff auf den 29. September festgesetzt hatte, zum Rückzuge über die Mosel beredete. Die Folge war, daß nun die Rhein-Armee des unterdessen zur Republik erklärten Frankreichs rasch und tief in die Pfalz vorstürmte, durch den Verrath der Jacobiner und Illuminaten sogar das feste Mainz gewann, Frankfurt am 23. October 1792 einnahm und brandschatzte.

Doch nicht lange blieb die alte Wahlstadt der deutschen Könige in der Gewalt der Franzosen. Ein preußischer Feldoberster, der nachmalige General von Rüchel, erstürmte am 2. Dezember 1792 Frankfurt wieder und vertrieb die Franzosen daraus.

Frankfurt wurde nun das Hauptquartier der Preußen. Von hier hatte der Landgraf von Hessen, ein Verbündeter Friedrich Wilhelms II., an die Großmutter der Prinzessinnen nach Hildburghausen geschrieben, sie möge mit ihren Enkelinnen den Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt am Main nehmen, um diese dort dem Könige von Preußen vorzustellen, dessen Gemahlin und Luisens Mutter Geschwister-Kinder waren. Auf diese Einladung kam die verwittwete Landgräfin mit den Prinzessinnen im März 1793 nach Frankfurt, stellte sie dort dem Könige vor und wollte Abends, nachdem sie ihre Enkelinnen erst noch ins Theater geführt, wieder mit ihnen abreisen, als Friedrich Wilhelm II. sie einlud, nach dem Schauspiele bei ihm zu soupiren. Wider Erwarten in Frankfurt zurückgehalten, blieb Luise, um noch an dem nämlichen Abend den Kronprinzen auf den ersten Blick dauernd zu fesseln. Denn sich sehen und sich lieben war für die beiden Fürstenherzen eins, die das seltene Glück hatten, frei nach eigener Neigung wählen zu dürfen.

Wie der Bischof Eylert erzählt, gedachte der König, nachdem der frühe Tod der Königin im Jahre 1810 das Band ihrer glücklichen Ehe gelöst hatte: „besonders gern

des ersten merkwürdigen und ihm immer neu und frisch gebliebenen Eindruckes, welchen die Erkorene auf ihn gemacht, als er sie zum ersten Male in Frankfurt gesehen; der Augenblick der neuen Bekanntschaft sei zugleich auch der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen, und eine innere Stimme habe ihm gesagt: „Die ist es, oder Keine sonst auf Erden!"

„Habe mal," fuhr der König dann fort, „über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich beim ersten Anblick begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Muthe war, als wir uns zum ersten Male sahen, und wie wir uns nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes klares Bewußtsein, was gleichzeitig im Lichtblick ihre und meine Augen mit einer Freudenthräne netzte. Gott, was Alles liegt nun zwischen jenem ersten Anblick, wo ich sie fand, und diesem, wo ich ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathetischen Gefühle sind die schönen Gefühle der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gern denke ich daran zurück und möchte wohl mal jene Stelle im Schiller wieder lesen; habe sie aber nicht finden können."

Eylert fand diese Stelle in der Braut von Messina,

in der Scene, wo Don Cesar der Mutter und dem Bruder den wunderbaren Zauber des ersten Anblicks der Geliebten schildert. Er las sie dem König vor, diese Stelle:

„Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens —
Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage ich. — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet."

„Ja, ja," äußerte der König, nachdem er diese Worte des Dichters angehört hatte, „das ist die Stelle, die ich meinte, sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen

übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie! Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was in böser, schwerer Zeit mir obliegt." —

Hatte also schon der erste Blick, der aus dem großen blauen Auge Luisens den Kronprinzen traf, sich wie ein Lichtstrahl aus dem klaren Himmel ihrer Seele in sein Herz gegossen; hatte Friedrich Wilhelm gleich beim ersten Erscheinen der Prinzessin, die in demselben Märzmonate 1793 gerade siebenzehn Jahre geworden, sich unaussprechlich gefesselt gefühlt von ihrer jugendlichen Schönheit, deren lebensfrischer Zauber noch durch die Grazie erhöht wurde, die ihr ganzes Wesen umschwebte und jede ihrer Bewegungen mit jenem magischen Gürtel der Anmuth schmückte, den die herrliche Königin des Olymps in der bedeutungsvollen Mythe erst von der sanften Göttin der Schönheit entlehnen muß, um neben hoher Bewunderung auch tiefe Liebe erregen zu können; war schon die erste äußere Begegnung ein wechselseitiges, wie elektrisches Ergreifen und Anziehen der beiden Fürstenherzen: die Macht dieses ersten Eindruckes steigerte sich noch, als der Kronprinz bei näherer Bekanntschaft inne wurde, daß ihr holdes Aeußere nur das naturgetreue Abbild ihrer schönen Seele, nur der sichtbare Abglanz des unsichtbaren Geistes war, dessen angeborener Adel und Schwung in jedem

ihrer Blicke durchblitzte, in jedem ihrer Worte sich aussprach, in jeder ihrer Geberden lebte und webte.

Und wie Friedrich Wilhelm zu Luise, ganz so fühlte sein um drei Jahre jüngerer Bruder, Friedrich Ludwig Karl, sich zu der jüngern Schwester Friederike hingezogen. Von Kindheit an hatten die beiden Brüder auf's Innigste zusammengehalten; Freuden und Leiden ihrer Jugend hatten sie mit einander getheilt und zu der natürlichen Verwandtschaft ihres königlichen Blutes die geistige Wahlverwandtschaft der Freundschaft gesellt. Jetzt auf's Neue verschwisterten sich die Herzen der fürstlichen Brüder und Freunde durch die gleichzeitige Neigung zu den beiden fürstlichen Schwestern. In der nämlichen Abendstunde jenes Märztages war dem Kronprinzen und dem Prinzen der Stern ihrer Liebe aufgegangen. Auch das Fest ihrer Doppel-Verlobung feierten sie zusammen in Darmstadt am 24. April 1793, in dem vereinten Kreise der königlichen und herzoglichen Familie.

Die Verlobungsfeier fiel in die Zeit der Blokade von Mainz, durch welche die Stadt nach zweimonatlicher Belagerung zur Uebergabe gezwungen wurde. An der Spitze seiner Garde war der König von Preußen mit dem Kronprinzen den 22. März von Frankfurt aufgebrochen, um Mainz einzuschließen, während Prinz Ludwig dem Heertheile des Fürsten von Hohenlohe folgte und am 28. März, auf dem Marsche nach Worms,

auf den Feind stieß. An 1500 Mann waren die Franzosen dort stark, indeß der Prinz nur ein Bataillon vom Regiment Anspach-Baireuth (nachmals zweiten Kürassier-Regiment, genannt Königin) bei sich hatte. Doch ohne die Uebermacht des Feindes zu messen, stürzt Prinz Ludwig zum Angriffe vor mit dem Rufe:

„Burschen, nun ist es Zeit; wer ein braver Kerl ist, folge mir!“

Und der ritterliche Fürst, der so eben erst das Glück in der Liebe gehabt, das Herz Friederikens zu gewinnen, hat auch hier das Glück in dem „wilden eisernen Würfelspiel“ des Kampfes! Die ganze feindliche Heerschaar wird zersprengt oder gefangen genommen, mehrere Geschütze erobert und die Kriegskasse erbeutet.

Friedrich Wilhelm, der Kronprinz, befehligte um diese Zeit die Reserve des Heertheiles, mit dem der General Kalkreuth auf Mainz vordrang. Er stand in der Nähe von Ober-Ingelheim: der Brief, in dem er seiner Großtante, der königlichen Wittwe Friedrichs des Großen, Elisabeth Christine, seine nahe Verlobung mit Luise meldet, ist aus dem „Cantonnement Ober-Ingelheim von Mainz“ geschrieben und trägt als Datum den 2. April 1793.

Am 19. April waren die Brüder wieder in Frankfurt zusammengetroffen, um Tags darauf mit einander ihre Brautfahrt nach Darmstadt anzutreten, wohin der König einige Tage später seinen Söhnen folgte. Fried-

rich Wilhelm II. wechselte in eigener Person die Ringe, welche die beiden Brüder den beiden Schwestern verlobten, die Vermählung selbst verschob er bis nach Beendigung des Feldzuges, und schon am zweiten Tage nach der Verlobung, am 26. April, kehrte er mit seinen Söhnen in das Hauptquartier zurück.

Kurz darauf, am 3. Mai, bei der von ihm befehligten Belagerung von Landau, erstürmte der Kronprinz an der Spitze des ersten Bataillons des Regimentes von Borck das Dorf Kostheim, warf die Franzosen nach hartnäckiger Gegenwehr aus dem Orte, eroberte die dahinter aufgeworfenen Schanzen, erbeutete eine feindliche Kanone und machte viele Gefangene. Der an der Spitze des zweiten Bataillons nachrückende König umarmte den tapfern Erben seiner Krone zum Dank auf der gewonnenen Schanze.

Am 15. Mai wurde das Hauptquartier von Guntersblum nach Bodenheim verlegt. Dort besuchten die beiden Bräute in Begleitung der Großmutter ihre fürstlichen Verlobten mitten im Getümmel des Feldlagers. Von diesem Besuch schreibt Goethe in seinem während der Belagerung von Mainz geführten Tagebuche unter dem Datum: Donnerstag den 29. Mai (1793): „Gegen Abend war uns, mir aber besonders ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Seiner Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach

der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Dieser Besuch des königlichen Kriegslagers von Seiten der fürstlichen Bräute hatte nichts Ungewöhnliches, denn in der Lebensgeschichte Rüchels berichtet Fouqué daß auch Rüchel — wie Aehnliches von vielen Offizieren mit königlicher Erlaubniß während dieser Belagerung geschah — seine Frau und seine zwei Töchter zu sich beschieden hatte. „Wohl war es im Geiste der alten Heldenzeit begründet — fügt Fouqué hinzu — die Augen der Schönheit und Unschuld gern so nahe auf das rühmliche Kampfesfeld gerichtet zu wissen!"

Von Bodenheim übersiedelte das Hauptquartier am 16. Juni nach Marienborn. Auch davon entwirft Goethe ein reizendes Bild. Er schreibt:

„Das Lager Seiner Majestät des Königs war um etwa 1000 Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmuthigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner

bar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite war geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communications-Gänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume eben so bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen."

Aber neben dieser lockenden Romantik des Kriegsgetümmels, deren Reiz sich noch erhöhte durch die „himmlischen Erscheinungen" der Prinzessinnen Bräute, die wie in den verklungenen Zeiten des Ritterthumes den Schmelz zarter Minne in den wilden Lärm des Feldlagers zauberten, ist des Kampfes blutige Gefahr dem preußischen Königshause oft nahe genug getreten. So bei der Beschießung von Verdun, als der König und der Kronprinz hoch zu Rosse inmitten der preußischen Feuerschlünde halten, und wo nur wenige Schritte von ihnen eine Kugel zu Boden schlägt.

„Ew. Majestät setzen sich zu sehr aus," bemerkt der Kronprinz.

„Friedrich hat sich bei Cunersdorf noch mehr ausgesetzt," antwortet der König, reitet aber doch mit dem Kronprinzen auf die andere Seite der Batterie, indem er hinzufügt: „Freilich! Das wäre ein Triumph für

diese Republikaner, wenn es ihnen gelänge, nachdem sie den König von Frankreich gefangen genommen, den König von Preußen todt zu schießen."

Indeß kaum auf der andern Seite der Batterie angeritten, sehen der König und der Kronprinz eine zweite Kugel noch dichter vor sich niederschlagen.

„Sire, befehlen Sie, daß ich allein hier bleibe," bittet der Kronprinz.

„Nein," versetzt der König, „ich bleibe hier, um Zeuge Deiner Kaltblütigkeit zu sein."

Jenen festen Muth, den Friedrich Wilhelm III. in den Befreiungskriegen seinem Volke zur begeisterten Nachfolge vorleuchten ließ, er hat ihn schon als Kronprinz erprobt unter den Augen seines Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm II., dem, welche Temperamentsfehler und Charakterschwächen die streng richtende Geschichte an ihm auch zu rügen finden möge, dennoch zwei hohe Fürstentugenden nicht abzusprechen sind: persönlicher Heldenmuth und ritterliche Aufopferung für fremde Leiden! Wie denn namentlich die letztere Tugend es gewesen ist, welche ihn zur Rettung des unglücklichen Ludwigs XVI. in den Krieg gegen Frankreich trieb. Ein eigenhändiger Brief, den Friedrich Wilhelm II. am 8. Juli 1792 von Potsdam aus an seine „theure Tante", an die königliche Wittwe Friedrichs des Großen geschrieben hat, in der damaligen deutschen Hofsprache — der französischen, sagt:

„Was mich diesen Krieg anfangen läßt, ist allein der Gedanke, daß er zum Wohle der Menschheit beitragen dürfte, und die Hoffnung, daß er den furchtbaren Ausbruch der Anarchie dämpfen werde, deren Heerd Frankreich gewesen, und die auf die Länge ganz Europa verheert hätte. Ich habe zur Vollführung dieses Vorhabens alle Mittel, welche die menschliche Weisheit mir hat eingeben können, angewandt; meine Absicht ist rein; im Uebrigen ergebe ich mich in den Willen der Vorsehung."

Auch während des Feldzuges selbst hat Friedrich Wilhelm II. mehrere Briefe und, wie immer, eigenhändig an die königliche Wittwe Friedrichs des Großen gerichtet. So meldet der König aus dem Lager von „Chenière près de Longwy le 24. d'Août 1792" seiner Tante die Uebergabe der festen Stadt Longwy und benachrichtigt Ihre Majestät gleichzeitig, daß Lafayette auf seiner Flucht nach Holland, von wo er nach Amerika auswandern wollte, in die Hände der österreichischen Vorposten gefallen sei, und daß der verhaftete Bürgergeneral (vor Kurzem noch „als der ritterliche Held der Freiheit zweier Welten" der gefeierte Abgott seines Volkes und jetzt als Verräther von dem Convent geächtet) wahrscheinlich mehr als Staats-, denn als Kriegsgefangener gehalten werden würde.

Lafayette, den Preußen übergeben und zuerst in den preußischen Festungen Wesel und Magdeburg verwahrt,

wurde später nach Olmütz gebracht, wo er fünf Jahre lang gefangen saß, bis Bonaparte dem Zerstörer der Bastille die Freiheit auswirkte.

Leider gelang es Friedrich Wilhelm II. nicht, der Retter Ludwigs XVI. und seiner unglücklichen Familie zu werden. Von dem Schmerze des preußischen Königshauses über den Königsmord in Frankreich zeugt die Wehklage der königlichen Wittwe Friedrichs des Großen in einem Briefe, den sie am 8. Februar 1793 an Friedrich Wilhelm II. nach Frankfurt schrieb:

„Ich bin noch ganz zerschmettert von der entsetzlichen Katastrophe, die in Paris hereingebrochen ist. Unerhört, daß sich Männer finden konnten, grausam genug, um ein solches Urtheil zu fällen nicht nur über einen Unschuldigen, sondern auch über ihren König — und daß nicht einmal eine Vertheidigung angehört, geschweige angenommen worden. Ich kann nicht daran denken, ohne zu schaudern; ich hoffe und hege den inbrünstigsten Wunsch für Ew. Majestät und Ihre Verbündeten, daß Gott mit seiner Gnade Ihnen beistehen möge, diese Rasenden wieder zur Vernunft zu bringen und sie zu demüthigen, und daß ein wohlthätiger Friede daraus erfolge, damit wir das Glück haben, Ew. Majestät frisch und gesund, gekrönt mit Ruhm und Glück wiederzusehen. Die Königin befindet sich nicht wohl; ich suche durch mein Zureden ihren Gram zu lindern, indem ich ihr Vertrauen auf die Vorsehung richte, die

Sie und Ihre geliebten Söhne schirmen wird; ungeachtet meiner eigenen Bekümmerniß thu' ich Alles, was ich kann, zu ihrer Beruhigung, obwohl ich im Grunde nicht weniger leide. Gott sei Ihr Verbündeter und Beschützer; ich habe das feste Vertrauen zu Gott, daß er unsere, meine und der Königin, Gebete erhören werde, die wir für Sie, mein theurer Neffe, zum Himmel senden."

Wer erkennt in dem seelenvollen Tone dieses Briefes, den sie — eine sieben und siebenzigjährige Greisin — schrieb, nicht die herzensfromme, geistesklare Gemahlin Friedrichs des Großen, welche die heiligen Gesänge ihres Lieblingsdichters Gellert aus dem Deutschen in's Französische übertrug und, ein hohes Vorbild reiner Weiblichkeit, ihr langes Leben zu einem unablässigen Wohlthun machte? Wer erkennt darin nicht die Königin, von der Friedrich der Große in seinem Testamente schrieb: „Sie hat während meiner ganzen Ehe mir nicht die mindeste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, und ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!" —

Noch eine briefliche Aeußerung der königlichen Greisin über die Berliner, wie sie damals waren, sei hier wiederholt. Elisabeth schreibt den 5. März 1793 an Friedrich Wilhelm II.:

„Man muß den Berlinern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie erweisen sich im Allgemeinen als gute

Patrioten und sind Ihnen als ihrem Souverain treu ergeben. Man merkt wohl, daß die ehemaligen Widersacher der Regierung nicht mehr sind, man denkt patriotischer, und Alles ist ruhig!" —

In Verdun gab Friedrich Wilhelm II. ein neues Wahrzeichen seines ritterlichen Sinnes, für das wieder Goethe unser Bürge ist. Er erzählt:

„Vierzehn der schönsten, wohlerzogensten Frauenzimmer hatten Se. Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrautesten jedoch riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Diese reizenden Kinder schienen auch unseren jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß, diejenigen, die das Glück gehabt, dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von deren Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen sprechen und rühmen."

Diese „reizenden Kinder", sie tanzten leider auf einem Grabe! Denn als in Folge des Rückzuges der Preußen aus der Champagne Verdun wieder in die Hände der Republikaner fiel: da wurden fast Alle, die sich irgendwie königlich gesinnt gezeigt hatten, hingerichtet, Männer, Frauen, Kinder. Galt doch vor der Guillotine, diesem blutigen Herrscherstuhle des Schreckens, weder ein Ansehen der Person, noch des Geschlechtes

und des Alters. Vor der Alle gleichmachenden Guillotine mindestens, aber auch nur vor dieser ist die verheißene Gleichheit der französischen Republik eine Wahrheit geworden! —

Das von Natur so zarte, hingebende Gemüth Luisens, wie schmerzlich mußte es von diesem Schrecken durchschüttert werden. Die Revolution drohte die weiten Wellenringe ihrer Blutströme bis über die Grenzen von Frankreich hinauszuschlagen, sie machte gerade die Zeit, in der Luise als Braut des Erben der Krone Friedrichs sich so glücklich fühlte, zu einer Marterzeit schwerster Heimsuchung für eines der ehedem mächtigsten Königshäuser — für das Königshaus Ludwigs des Heiligen, dessen vorletzte Nachfolger freilich nichts weniger als Heilige waren, so daß der edle, schuldlose Ludwig XVI., der königliche Märtyrer von Frankreich, das Schlachtopfer wurde für die Sünden seiner Väter und in seiner letzten, von den Henkern unterbrochenen Ansprache an das Volk mit Recht ausrief: „Franzosen! Ich sterbe unschuldig! Ich bezeuge es im Angesicht Gottes!" — Luisens Thränen flossen besonders dem Schicksale der unglücklichen Marie Antoinette, die mit der Hoheit einer deutschen Kaisertochter, mit der Seelenstärke einer Tochter Maria Theresias ihr Haupt, das jetzt nur noch die Silberkrone der in einer Schreckensnacht ergrauten Locken schmückte, zum Blutgerüst trug, noch im Sterben Gott bittend um Erleuchtung und Rührung ihrer

Henker. — „Das Beilklingen der Guillotine“, wie ein großer Geschichtsschreiber sagt, „war gewissermaßen der Pulsschlag der Republik, und je fieberhafter das Leben in der Republik ward, je rascher schlug der Puls.“ —

Wie dort vor Verdun, so auch waren der König und der Kronprinz vor Frankfurt, als Rüchel es im kühnen Sturme nahm, inmitten des heftigsten Kanonenfeuers. Eine Gartenmauer erhob sich in der Nähe, und man rieth dem König, sich durch die Steinwand zu decken. Doch ohne sein Pferd von der gewagten Stelle zu wenden, sagte er lächelnd:

„Das hat nichts zu bedeuten. Wir schießen ja auch wieder!“

Die größte Gefahr aber suchte den Prinzen Ludwig, den Verlobten Friederikens, im eigenen Lager heim. Der Prinz, abgemüdet von vorhergegangenen Strapazen, hatte sich in seiner Soldatenhütte niedergestreckt, in der Nähe des Kamins, wo ein tüchtiges Feuer knisterte. Er sinkt in Schlaf; während dessen werfen die aus dem Kamin sprühenden Funken den Brand in die Feuer fangende Baracke, so daß Alles neben und über dem Schlafenden in Flammen aufgeht. Schon sengen und brennen ihm selbst die Kleidungsstücke auf dem Leibe, als zum Glück der außen Schildwache stehende Dragoner, ein treuer Pommer, hineinstürzt, den Prinzen aufreißt von dem Lager, das zum Laurentius-Rost für den Schläfer zu werden droht, und ihn rettet vor

dem gräßlichen Feuertode, dessen Flammenzungen schon an ihm lecken. Der Prinz kam kaum mit dem nackten Leben davon. Seine ganze Habe, Alles, was er mit sich im Felde führte, war ein Raub der Flammen geworden, die ihn rein ausplünderten, und Tags darauf machte sich der Kronprinz den Scherz, bei dem Könige und dessen Gefolge „für den armen abgebrannten Mann eine Kollekte zu sammeln."

Ein kriegerisches Gegenbild zu dieser Rettung des Prinzen Ludwig mitten aus dem Feuer der in Brand gerathenen Baracke durch den treuen Pommer liefert der Todesmuth, mit dem der bluts- und namensverwandte Prinz Louis Ferdinand in demselben Feldzuge einen österreichischen Soldaten mitten aus dem Gewehrfeuer der Republikaner trug. Es war am 14. Juli 1793, als Prinz Louis, stets zum Kampfe bereit, sei es unter dem Heerbanner Preußens oder unter den Fahnen der verbündeten Oesterreicher, mit dem Regiment Pellegrini gegen den Feind geplänkelt hatte, der sich plötzlich zu einem förmlichen Angriff entfaltete und die Oesterreicher nach einem heißen Gefechte warf. Im Zurückweichen vor den anstürmenden Republikanern sinkt ein Soldat von jenem Regiment mit einer Schußwunde in der Schulter, hat aber noch so viel Kraft, seine Kameraden anzurufen, daß sie ihn doch mitnehmen, ihn doch nicht in die Hände des Feindes fallen lassen möchten. Vergebens! In dem fortwirbelnden Rückzuge denkt Jeder

nur an sich, und selbst der Preis einer Belohnung, den Prinz Louis auf die Rettung des um Hülfe Schreienden setzt, kann Keinen verlocken, sich, um den Gefangenen zu holen, auf den bereits geräumten Kampfplatz zurück und somit in die augenscheinliche Gefahr zu begeben, von den immer näher fallenden Schüssen des Feindes getroffen zu werden.

„Nun denn!" ruft Prinz Louis kühn, „wenn Keiner von Euch sich des armen Kameraden erbarmen will, so will ich Euch zeigen, was Soldatenpflicht ist."

Und ohne sich von den immer dichter fallenden Kugeln des unaufhörlich feuernden Feindes abschrecken zu lassen, stürzt Prinz Louis, er allein von Allen, auf die leere Stätte zurück, wo der Verwundete liegen geblieben ist, dem der Feind jetzt schon näher steht, als sein Regiment. Eine Strecke von mehr als vierzig Schritten hat der Prinz zu durchschreiten, Angesichts des vordringenden Feindes, dessen Schüsse augenblicklich alle auf ihn zielen, auf den an der Uniform kenntlichen, den hundertfachen Tod herausfordernden Offizier. Doch unter allen diesen Kugeln, deren in die Augen fallendes Ziel er war, schien keine für den todesmuthigen Prinzen gegossen; wider Erwarten gelang es ihm, den verwundeten Soldaten glücklich aus dem Feuer der feindlichen Schüsse zu seinem Regimente zurückzuholen. Diese That, durch eine Denkmünze gefeiert, die auf der Vorderseite das Brustbild des Prinzen zeigt und

auf der Rückseite darstellt, wie er den verwundeten Soldaten vom Boden aufnimmt, mit der Umschrift: „Oestreichs Krieger dankt ihm das Leben" — diese That machte den Prinzen zum Liebling des Heeres, sie gründete ihm bei den Oesterreichern einen so hohen Kriegsruhm, daß ihm durch den österreichischen Gesandten, den Fürsten von Reuß der Wunsch, er möge die Fahnen des Königs mit denen des Kaisers vertauschen, und damit zugleich die Aussicht auf die glänzendste Beförderung eröffnet wurde, was Louis Ferdinand indeß ablehnte mit den Worten:

„Ein preußischer Prinz darf nur in Preußen dienen. Es ist das seit dem großen Kurfürsten eine Ehrenpflicht seiner Nachkommen, die ich am wenigsten verletzen werde. Ja, selbst wenn mir ein fremder Thron angetragen würde, ich dürfte im Zweifel sein, ob ich ihn annähme. Jedenfalls würde es nur dann geschehen, wenn es mit dem Willen des Königs und dem davon unzertrennlichen Wohle des Vaterlandes übereinstimmte."

Und einen Prinzen von dieser treuen vaterländischen Gesinnung, die er nachmals auf dem Schlachtfelde mit seinem Blute besiegelte, scheute Napoleon sich nicht, noch im Sarge mit den gehässigsten Verleumdungen zu verfolgen, indem er ihn, was letztere betrifft, zum Leidensgefährten der schuldlos geschmähten Königin machte. Daher die geniale Heldengestalt dieses viel getadelten, aber wenig nach seinem wahren Werthe gewürdigten

Prinzen, sie nimmt gewiß mit Recht ihre Stelle ein in der Fürstengruppe und in der Fernsicht auf die Mitwelt, die dem Lebensbilde der Königin als Hintergrund dienen müssen, wenn anders die Erscheinung Luisens aus dem Rahmen ihrer Zeit hervor in ihr volles Licht treten soll. —

Die letzte Schlacht, welche die Preußen unter den Augen ihres Königs im Rheinkriege schlugen, war die bei Pirmasens, von dessen Höhen sie am 14. September 1793 die Franzosen siegreich zurückwarfen, die dort 4000 Todte, 2000 Gefangene und 98 Kanonen auf dem Platze ließen. Und doch war es der nachmals als Feldherr und Coriolan Frankreichs so berühmt gewordene Moreau, der um seiner Bürgertugend willen gefürchtete Nebenbuhler Napoleons, welcher die Republikaner auf der Husterhöhe bei Pirmasens führte und den nichtigen Versuch machte, dem dort horstenden Adler Preußens die Flügel zu lähmen. Wenige Tage darauf nahm der König von den versammelten Befehlshabern seines Heeres Abschied. Er rief den aufgestellten Truppen herzlich zu: „Lebt wohl, Kinder!“ und ein dreimaliges donnerndes „Vivat hoch!“ aus den Reihen seiner Krieger gab dem scheidenden König das Geleite.

Was dem König, dessen persönliche Tapferkeit sonst den Kampf eher suchte, als mied, jegliche Lust an dem weitern Feldzüge verleidete: das war der Unmuth über die zaudernde, schleppende, oft mitten im Siege Halt

machende Heerführung, von der sich fast auf jeder Seite der Geschichte dieses Krieges die schlagendsten Beweise finden. Welch einen frischen, siegreich vordringenden, das revolutionäre Frankreich mit Schrecken, das royalistische Frankreich mit Hoffnung erfüllenden Anfang hatte nicht dieser Feldzug genommen! Und im schneidenden Gegensatz dazu welch eine laue, saumselige Fortsetzung. Die Ursache davon war der alte Erbfehler Deutschlands, der Mangel an Einheit unter den verbündeten Heeren. Gerieth doch der Herzog von Braunschweig im Augenblicke des Sturmes auf Frankfurt noch in Streit mit Rüchel. Dieser hatte vom König Befehl zum Angriff; doch während er die Kolonnen vorrücken lassen will, hemmt der Herzog durch den Gegenbefehl, Halt zu machen, die ganze Bewegung und will nichts von einem Angriff auf die Stadt wissen. Zum Glück war der König in der Nähe, sprengte an die beiden Heerführer heran, von denen der Eine, der Herzog, auf seinen Oberbefehl über die verbündeten Truppen, der Andere, Rüchel, auf den Befehl seines Monarchen pochte. Schon wechselten Beide rasche Worte, als Friedrich Wilhelm II. selbst den Streit schlichtete, indem er mit einem echt brandenburgischen Provinzialismus dazwischen rief:

„Man stille sein! Die Kolonnen sollen sich sogleich in Marsch setzen!“

Dieser eine Fall charakterisirt das ganze Wesen des Krieges. Nicht zu verwundern, daß der König endlich

die Lust an diesem Feldzuge verlor. Auch seine Söhne rief er bald darauf aus dem Heerlager, damit sie in Berlin ihre Vermählung feierten.

Der Kronprinz hatte bis dahin den Befehl über die Belagerung von Landau geführt. Er übergab dieses Commando am 27. November dem Generallieutenant von Knobelsdorf, trat mit seinem Bruder die Heimkehr an, begrüßte unterwegs die fürstliche Braut und traf am 8. Dezember in Berlin ein. Das Palais des Kronprinzen, in dem Friedrich Wilhelm hernach als König lebte und starb, war während des Feldzuges neu eingerichtet worden, es stand schon zur Aufnahme des jungen Fürsten-Paares bereit.

Acht Tage nach des Kronprinzen Ankunft in Berlin schied Luise mit ihrer Schwester aus dem trauten Familienkreise in Darmstadt, um sich in Begleitung ihrer Großmutter, der verwittweten Landgräfin, nach der Hauptstadt des Reiches zu begeben, dessen Königin sie in Zukunft werden sollte. Die Prinzessinnen begaben sich von Darmstadt über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig und Wittenberg nach Potsdam, wo sie am 21. Dezember anlangten. Die Prinzen waren den fürstlichen Bräuten bis Potsdam entgegengereist und harrten ihres Wiedersehens im königlichen Schlosse, während die Bürgerschaft alle Anstalten zur festlichen Einholung der erlauchten Schwestern getroffen hatte.

Schon vor Potsdam, bei Baumgartenbrück, hatten

sich berittene Schaaren zum Theil im Schmucke der mecklenburgischen Farben aufgestellt, um den Prinzessinnen den ersten Freudengruß darzubringen aus der Stadt, in der die Steine von der Größe Friedrichs sprechen, und von dessen Sanssouci hernieder sein Geist die Fürstentochter anwehte, die erwählt war, eine Zierde seines Hauses zu werden. — Sechzehn Postillone, unter Anführung von zwei Postsecretären, bliesen den Prinzessinnen das erste Willkommen entgegen. Das Brandenburger Thor, dieser schöne, von korinthischen Säulen getragene Triumphbogen auf dem Wege nach Sanssouci, war von den Bürgern Potsdams noch durch eine besondere Ehrenpforte zum Empfange geschmückt worden.

Der Einzug in Berlin erfolgte am 22. Dezember. Der Kronprinz und Prinz Ludwig, ihren Bräuten vorauseilend, um sie auf dem Königsschlosse in Berlin zu empfangen, trafen um 12 Uhr dort ein, während die Hauptstadt schon von früh an in freudiger Bewegung war, um die fürstlichen Schwestern zu begrüßen, die zukünftigen Schwiegertöchter des Königs, von deren Schönheit und Huld der Ruf nicht genug erzählen konnte. In dem Berichte eines Augenzeugen über diesen Festtag, der ein winterlicher, aber heiterer Sonntag war, heißt es: „Es sah sich so an, als ob von Morgen bis Mittag ganz Berlin ausgezogen sei und auf der Straße von Potsdam bis nach Schöneberg hin kampire.“

Dort in Schöneberg nämlich, in dem nächsten, eine halbe Meile von Berlin gelegenen Dorfe auf der Straße nach Potsdam, standen von zehn Uhr Morgens an die Zünfte, Gilden und Corporationen, welche dem Staatswagen der Prinzessinnen bis nach Berlin voranreiten sollten. Sechs königliche Postsecretäre, an der Spitze von vierzig blasenden Postillonen, alle neu uniformirt, eröffneten diesen Zug von Schöneberg aus. Daran reihten sich ein Corps der Frachtfuhrleute, blau gekleidet; das Schlächtergewerk von Berlin in blauen Röcken; die Schützengilde, grün mit Pfirsichblüthenfarbe; eine Schaar Berliner Bürgersöhne in altdeutscher Rittertracht; die vereinigte Brauer- und Brenner-Gilde in blauen Röcken; zwei Züge der jungen Kaufleute und zum Beschluß die Kaufherren von den drei Gilden der Kaufmannschaft, blau mit ponceauroth. Ihre Aufstellung jenseit des Dorfes Schöneberg war so, daß sie zur Linken am Rande der Chaussee mit gezogenem Degen gegen diese Front machten, während zur Rechten an der Fahrstraße ein Theil der königlichen Garde du Corps in der großen Staatsuniform hielt.

Außerdem war noch von jedem der verschiedenen Hofstaaten in Berlin ein Cavalier zum Empfang der Prinzessinnen nach Schöneberg gesandt. Dagegen die den Prinzessinnen zugeordneten Hofstaaten waren schon am 20. Dezember nach Potsdam abgegangen, um bei ihrer Ankunft sofort dienstbereit zu sein. Es bestand

der damalige Hofstaat Luisens aus der Oberhofmeisterin von Voß, den beiden Hofdamen von Vieregg und dem Kammerherrn von Schilden. Sie alle sind bis zu dem Tode der hohen Herrin in diesen Ehrenämtern geblieben.

Die Reihenfolge, in der die verschiedenen Corps dem Staatswagen der Prinzessinnen vorreiten sollten, war in der oben angegebenen Weise zum Voraus bestimmt. Aber im Betreff der Ordnung, in der die Equipagen fahren sollten, kam es zu einem Zwist unter den Bürgern, der die einmüthige Heiterkeit des Tages zu stören drohte und gleichsam ein Vorspiel bildet zu jenem (weiterhin zu berichtenden) Versehen, das Luise selbst bei ihrem Einzuge in Berlin beging gegen die durch das Herkommen geheiligten Formen des gestrengen Hofceremoniels.

Nämlich die Etikette hatte es bis dahin immer erheischt, daß bei festlichen Einholungen der Art dem Staatswagen der einziehenden Prinzessin eine Kutsche mit mehreren Kammerherren voranfuhr, welche die gefeierte Fürstin des Tages sogleich beim Aussteigen zu empfangen hatten. Auch heute sollte diese alte Hofsitte beobachtet werden. Jedoch ein Theil der Bürgerschaft wollte sich diese Anordnung nicht gefallen lassen, weil es alsdann den Anschein gewinnen könne, als seien sie die Vorreiter der Kammerherren, und sie drangen darauf, daß der Wagen der Prinzessinnen Bräute der erste von allen in der Reihe sei. Vergebens suchten die

Hofbedienten ihnen das auszureden. Die Bürger blieben dabei: „Wir holen die Prinzessinen Bräute und nicht die Kammerherren ein.“ Daher bewog der Hofmarschall des Kronprinzen (der nachmalige Oberhofmarschall von Massow) die Cavaliere, den Bürgern nachzugeben und durch den Verzicht auf jene althergebrachte Förmlichkeit den Hader zu stillen.

Um ein Uhr Mittags kamen die Prinzessinnen von Potsdam, wo ein feierlicher Zug ihrer Abfahrt das Ehrengeleite gegeben hatte, in Schöneberg an. Schon aus der Ferne von dem Jubelruf der Volksmasse begrüßt, die von Berlin nach Schöneberg geströmt war, um alsdann im Gefolge der Prinzessinnen wieder nach Berlin zurückzuströmen; im Vorüberfahren von den berittenen Bürgerzügen links und der Garde du Corps rechts salutirt, hielten sie dicht vor dem Dorfe, wo dem Wagen der fürstlichen Bräute ein neues Gespann von acht Pferden aus dem königlichen Marstalle vorgelegt wurde. Während dieses geschah, defilirten die sämmtlichen berittenen Corps vorüber, und ihre Führer nahten sich dem Kutschenschlage, um die Prinzessinnen um die Genehmigung zu bitten, ihnen vorreiten zu dürfen. Mehrere überreichten dabei Gedichte, und die Huld, mit der Luise diese ersten Festgaben ihrer zukünftigen Residenz empfing, die sinnigen Worte des Dankes, die sie jedem Einzelnen dafür zu sagen wußte, der hohe Seelenadel und dabei die tiefinnige Gemüthlichkeit, die aus ihrem ganzen

Wesen sprachen, sie legten schon hier den ersten Grund zu jenem Denkmale treuer Liebe und Verehrung, das Luise später als Preußens Königin sich in dem Herzen aller ihrer Unterthanen zu erbauen wußte, so unerschütterlich fest, daß selbst die eiserne Hand, die nachmals Deutschland knechtete, und die ihr ohne Zweifel das Herz gebrochen, ihr das frühe Grab gegraben hat, dieses Denkmal nicht niederzureißen, nicht zu zerstören vermochte! —

In Berlin wurden die Prinzessinnen am Potsdamer Thore von dem Magistrat empfangen: im Namen der Residenz hieß er sie willkommen. Die Leipziger Straße hinauf bis an die Ecke, wo sie von der Wilhelmsstraße gekreuzt wird, hatten sich vier Compagnien der bewaffneten Berliner Bürger-Brigade in zwei Reihen aufgepflanzt, sie begrüßten die Ankommenden mit klingendem Spiel und winkenden Fahnen. Tausende von Zuschauern füllten dahinter die Straße und die Häuser. Kopf an Kopf drängte sich, und ein ununterbrochenes Jubelgeschrei scholl den jungen Fürstinnen entgegen. Unmittelbar hinter ihrer Staatskutsche fuhren die beiden Familienwagen, in denen die Großmutter, der Vater und der Bruder der Prinzessinnen Bräute die tief ergriffenen Augenzeugen des allgemeinen Frohlockens waren, das ihre glücklichen Enkelinnen, Töchter und Schwestern bei der Ankunft in der Hauptstadt Friedrichs des Großen mit Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten aller Art überschüttete.

Als Eroberinnen, als Siegerinnen zweier Fürstenherzen des preußischen Königshauses hielten die beiden Prinzessinnen ihren Einzug in Berlin. Kein Wunder, wenn dieser Einzug sich zu einem förmlichen Triumphzuge gestaltete, von dessen erhebender Feier damals alle Zeitungen nicht nur Deutschlands, sondern Europas erfüllt waren.

Die Wilhelmsstraße entlang bis dahin, wo sie unter den Linden ausmündet, waren zu beiden Seiten Geländer gezogen; sie erschienen als die nothwendigen Uferdämme eines durch sie in Schranken gehaltenen Menschenmeeres. Innerhalb dieser Barrieren standen die übrigen zwei und zwanzig Compagnien der damaligen Berliner Bürgerwehr. In kriegerischer Weise begrüßten sie die Vorüberfahrenden und schwenkten dann von rechts und links zusammen, um sich dem Zuge anzuschließen.

Der Brennpunkt aber, worin alle Strahlen der Feierlichkeiten zusammenflossen, war unter den Linden, am Ausgange der Allee, dort, wo heute auf der einen Seite der neue Palast des Prinzen von Preußen und auf der andern das Universitätsgebäude steht, das damals noch das Palais des Prinzen Heinrich war und erst später, in dem Todesjahre der Königin, der Sitz der neu gestifteten Hochschule wurde. Dort, an der nämlichen Stelle, wo Friedrich Wilhelm III. kurz vor seinem Hinscheiden, den Grundstein zu des großen Königs Denkmal legen ließ, dort war zur Feier jenes 22. Dezember 1793 eine

prächtige Ehrenpforte erbaut, mit festlichen Sinnbildern nach der Angabe Rammlers, des Sängers Friedrichs, des deutschen Horaz, wie seine Zeitgenossen ihn nannten.

Diese Ehrenpforte hatte das Ansehen eines jener herrlichen Triumphbogen, wie sie im Alterthume zum Einzuge gefeierter Sieger errichtet wurden. Sechzig Fuß hoch, vierzig Fuß breit erschloß das Säulenthor drei Portale neben einander: ein großes in der Mitte und zwei kleinere seitwärts. In dem mittleren, dem Hauptportale, schwebte ein doppelter Brautkranz von frischer Myrte. Aber auch die beiden Seitengänge blühten und dufteten, trotz der Winterzeit, im reichsten Blumenschmucke.

Der Vordergiebel ruhte auf acht gekuppelten korinthischen Säulen, von grünem Laub umrankt und durch eine Kette frischer Blumen mit einander verbunden. Oben in dem mit Laubwerk verzierten Fries des Hauptgesimses leuchtete die Inschrift:

Freude des getreuen Volkes!

Und darunter erschien die schöne Jünglingsgestalt Hymens, des Gottes der Ehe, freudig umtanzt von den Göttern und Göttinnen der Liebe.

Die Spitze aber wurde von zwei Standbildern der Freundschaft und der Einigkeit gekrönt, und das Fußgestell derselben trug die Inschrift:

Gleiche Freundschaft! Gleicher Liebesbund!

Vorn an jeder Seite erhob sich ein Rauchaltar, mit

den Flammen dargebrachten Dankopfers, und über jedem der beiden Seitenportale war ein sinniges, mit Blumen bekränztes Rundbild angebracht. Auf dem zur Linken legte der Gott der Ehe zwei Myrtenkränze auf den Altar Preußens nieder, mit der Inschrift:

Dem Doppelpaare!

Auf dem zur Rechten pflanzte die Schutzgöttin Berlins, kenntlich an der Mauerkrone und an dem in ihrem Schilde geführten Wappen der Stadt, einen Weinstock, während darüber zu lesen war:

Künftige Hoffnung!

An dieser Ehrenpforte standen dreißig Knaben von der französischen Kolonie, sämmtlich in Festkleidern von der Farbe der Hoffnung und mit Blumengewinden. Daneben vier und fünfzig Mädchen, Töchter Berliner Bürger, in weißen Gewändern mit Rosenroth und mit grünen Kränzen in den Haaren, als Symbol der Unschuld, der Freude und der Hoffnung. Aus ihrer Mitte wurde der Prinzessin Braut des Kronprinzen ein Festgedicht überreicht. Es lautete:

Jüngst, als Er von uns ging, die Hyder zu bezwingen,
Die sich am Seinestrand erhebt;
Da riefen wir: „Wer schützt, wenn ihn mit Rabenschwingen
Der Todesengel dort umschwebt?“

Da bebten wir für Ihn und flehten auf zum Himmel;
Es schwamm in Thränen unser Blick.
Erhört ward unser Flehn; aus blut'gem Schlachtgetümmel
Kam er mit Sieg gekrönt zurück.



Er kam! Wie jauchzten wir dem Helden nicht entgegen!
Er sah uns, lächelte und sprach:
„Belohnt ist eure Treu', belohnt durch reichen Segen,
Und eurem Gram folgt Wonne nach.

Nicht Lorbeer'n bring' ich nur für euch aus jenem Streite;
Der Sieger selbst erlag im Streit.
Bald zeig' ich glücklich euch die reizendste der Bräute,
Voll hoher Menschenfreundlichkeit."

Und Du erscheinst; es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als uns'rer Treue erster Sold.
O nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.

Vergiß, was Du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeih'n.
Heil Dir! Der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!

Dieses Gedicht war es, das Luise zu einem Gefühls-Ausbruche hinriß, der sich ohne Rücksicht auf das Hof-Ceremoniel kund gab, und welcher darum in den Augen ihrer gemessenen Oberhofmeisterin kaum ein geringeres Vergehen gegen die Würde des Tages war, als jene Weigerung des Bürgerzuges, den Wagen der Kammerherren vor der Staatskutsche der Prinzessinnen fahren zu lassen. Eine kleine liebliche Mädchengestalt hatte die Verse hergesagt, und die natürliche Anmuth der kindlichen Sprecherin entzückte Luise so, daß sie sich im raschen Zuge ihres bewegten Herzens zu dem Kinde nieder neigte, es in ihre Arme schloß und einen Kuß des Dankes auf Mund, Stirn und Augen des Mädchens drückte. Welche

Ueberraschung für die Oberhofmeisterin, der die gemessenen Formen der Etikette zur andern Natur geworden waren, und die hier zu ihrem Schrecken erkannte, daß die zukünftige Kronprinzessin und Königin das Buch, welches der byzantinische Kaiser Constantin über das Hof-Ceremoniel geschrieben, nicht eben heilig hielt.

„Mein Gott!“ seufzte die Oberhofmeisterin. „Was haben Ew. königliche Hoheit gethan? Das ist ja gegen alle Etikette!“

„Wie?“ war die harmlose Entgegnung Luisens. „Darf ich das nicht mehr thun?“

Und in dieser Antwort verkündete sich eine so heitere Natürlichkeit, fern von aller zur Schau getragenen Würde und doch zugleich durch den Zauber einer wahrhaft geistigen Vornehmheit gehoben, daß die Zuschauer jener anmuthigen Zwischenscene sich sagten: Luise wird nicht nur die Königin, sie wird auch die Mutter des Landes werden! —

Von der Ehrenpforte bis zum Schlosse, an dem Opernhause vorüber, von dessen Freitreppe herab eine dicht gedrängte Masse von Zuschauern heute das schönste und volksthümlichste Schauspiel hatte, erstreckten sich noch zwei Reihen Berliner Gewerke mit ihren Fahnen und Zeichen. Sie hielten eine Gasse offen für den Zug und schlossen sich sodann gleichfalls an. Erst um drei Uhr Nachmittags betraten die Prinzessinnen Bräute das Schloß. Dort empfingen der Kronprinz und Prinz Ludwig die

voll Sehnsucht Erwarteten; der König stellte ihnen den versammelten Hof vor und führte sie der regierenden Königin und der Königin Wittwe zu. In den Gemächern derselben verweilten sie bis zur Tafel.

Der König hatte dem Zuge von einem Fenster des Schlosses aus entgegengesehen und sich über die dabei herrschende Ordnung gefreut, die allerdings auch hervorzuheben ist, wenn man erwägt, daß an diesem Freudentage die Bevölkerung von Berlin noch durch eine Menge schaulustiger Fremden vermehrt wurde, und daß diese unübersehbare Volksmasse sich nur innerhalb weniger Straßen und Plätze hin und her schob, ohne daß in diesem Gedränge von Menschen, Pferden und Wagen irgend welche Störung oder ein Unfall geschah. Für diese musterhafte Haltung sprach der König der Bürgerschaft von Berlin seine freudige Anerkennung in einem besondern Danksagungsschreiben aus, und er hat dem mit Abfassung dieses Schreibens beauftragten Cabinets-Secretär ausdrücklich eingeschärft:

„Es muß ja darin gesagt werden, daß ich die Ordnung bewundert habe.“

Die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise fand am 24. Dezember statt, also gerade am Weihnachts-Abend des Jahres 1793. Und in der That, Friedrich Wilhelm, Preußens zukünftiger Monarch, konnte seinem Herzen, seinem Königshause und seinem Volke kein schöneres Christgeschenk machen, als indem er seinem

Herzen eine Gemahlin, dem Hause seiner Väter eine Tochter und seinem Volke eine Fürstin wie Luise gab.

Um die Bewohner der Hauptstadt so viel als thunlich an dem frohen Familienfeste Theil nehmen zu lassen, hatte der König befohlen, eine möglichst große Anzahl von Einlaßkarten in die Gemächer des Schlosses auszugeben. Indeß diese fielen zumeist in die Hände von königlichen Beamten, welche die Feierlichkeit durch ihr Erscheinen in den Staats-Uniformen zu verherrlichen vermeinten. Als nun der König so auffallend wenig bürgerlich Gekleidete unter den Zuschauern bemerkte, da äußerte er heftigen Unwillen über die falsche Auslegung seines Befehles.

„Seht wohl noch nicht genug gestickte Kragen um Euch?“ zürnte er. „Ich will auch bürgerliche Hochzeitkleider sehen; übermorgen werden gar keine Karten ausgegeben und Alle zugelassen, die einen ganzen Rock anhaben.“

Dieser Befehl, bei der am 26. Dezember gefeierten Vermählung des Prinzen Ludwig mit der Schwester Luisens pünktlich befolgt, hatte zur Folge, daß die Gemächer im Schlosse sich so mit Zuschauern aus allen Klassen der Gesellschaft anfüllten, daß nur mit Mühe ein schmaler Durchgang für die hohen Herrschaften zu gewinnen war. Der König selbst gerieth dadurch in die Enge. Denn Friedrich Wilhelm II. war bekanntlich von sehr stattlicher, hoher Gestalt. In seiner schlank aufge-

schossenen Jugend ein königlich schöner Mann, der, wenn er unter das Volk trat, gleich dem ersten Könige Saul ein Haupt länger war, denn alles Volk, hatte er mit den Jahren an Rundung zugenommen. Die enge Gasse, welche die am 26. ohne Karte eingelassenen bürgerlichen Zuschauer in den königlichen Gemächern allein noch offen ließen, drohte also für seine Person am beschwerlichsten zu werden. Doch als der König gewahr wird, wie dieser Engpaß an einer besonders von Neugierigen belagerten Stelle ganz außer Verhältniß steht mit seiner natürlichen Breite, da besinnt er sich kurz; anstatt geradeaus zu gehen, windet er sich seitwärts durch, den linken Ellbogen voran und mit der rechten Hand seine Dame, die verwittwete Königin führend, indem er den Bürgern gemüthlich zuruft:

„Braucht euch nicht zu geniren, Kinder! Der Brautvater darf sich heut nicht breiter machen, als die Brautleute.“ —

Keine Anekdote, schreibt ein damaliger Berichterstatter, gereicht zu gleicher Zeit dem König und den Berlinern wohl so zur Ehre, als eben diese. Zu einer Zeit, wo so viele feile Schriftsteller den Fürsten die Völker verdächtig machen und ihnen eine unsichtbare und bald allmächtige Propaganda vorspiegeln wollten, widerlegte der König dies ihr elendes Hirngespinnst auf's Bündigste. Er zeigte, daß er auf die Treue seines Volkes bauen dürfe, und daß er in seiner Mitte

sicher sei, daß die Propaganda also nie hier Wurzel gefaßt habe, nie Wurzeln fassen könne. — Er wußte, daß der Krieg, aus dem er so eben zurückkam, das Band zwischen König und Unterthanen nur noch fester geschlungen habe. Die Berliner betrugen sich auch, wie es von ihnen als biedern Brandenburgern zu erwarten stand. Unter der Menge von vielen Tausenden fiel auch nicht eine Unordnung vor, vergaß auch nicht einer die Ehrfurcht, die er dem königlichen Hause schuldig sei, und die Sittsamkeit, die er in diesen Zimmern zu beobachten habe. In den freudigen Blicken, womit der König die Umstehenden auf beiden Seiten, den Geringern wie den Vornehmern, den ganzen Weg durch die Zimmer des Schlosses entlang begrüßte, sah man, daß er sich jetzt, mitten unter allen Klassen seines Volkes, doppelt glücklich fühlte. —

Die Vermählung selbst ging in der bei Hofe gewohnten Weise vor sich. Abends um sechs Uhr hatten sich alle anwesenden Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern der regierenden Königin versammelt. Hier wurde Prinzessin Luise mit der Diamanten-Krone zur königlichen Braut geschmückt. Von da ging der ganze Hof in die Gemächer der königlichen Wittwe Friedrichs des Großen, holte sie als Zeugin zu der Vermählung ihres Großneffen und schritt mit ihr in den weißen Saal.

Mitten in diesem Saale, der zwei Jahre zuvor eine ähnliche Doppel-Vermählung gesehen hatte, die der Prin-



zessin Friederike mit dem Herzog von York und die der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Oranien, wölbte sich ein kostbarer Thronhimmel von purpurnem Sammet mit eingestickten goldenen Kronen. Unter diesem Baldachin stand der Tisch, der als Braut-Altar diente, und ein sogenannter Trauschemel, beide gleichfalls mit purpurnem Sammet bekleidet.

Der Ober-Consistorial-Rath Sack, der den Kronprinzen getauft und confirmirt hatte, war auch berufen, den Segen über das hohe Brautpaar zu sprechen. Im Augenblick, wo die Hände der Verlobten nach dem feierlichen Brauch der evangelisch-reformirten Kirche zusammengefügt wurden, donnerten auf ein von den Fenstern des Schlosses aus gegebenes Zeichen zwei und siebenzig Kanonenschüsse im Lustgarten: sie verkündeten dem Volke die Stiftung des fürstlichen Ehebundes. Darauf empfingen der Kronprinz und die Kronprinzessin die Glückwünsche ihrer hohen Verwandten, des Hofes, der Staatsminister, Generäle, Gesandten und übrigen Gäste.

Aus dem weißen Saale bewegte sich der Brautzug nach den großen Kammern neben dem Rittersaale, wo sich der Hof zum Spiele niedersetzte und bis gegen neun Uhr verweilte, um sodann zur Tafel zu gehen, die in dem Rittersaale unter einem Baldachin von rothem Sammet mit goldener Stickerei gedeckt stand.

Nach aufgehobener Tafel, bei der man nicht länger

als eine Stunde saß, kehrte der Brautzug in den weißen Saal zurück. Hier wurden die Festlichkeiten durch einen Fackeltanz beschlossen, zu dem der damalige Stabstrompeter der Garde du Corps die Musik componirt hatte. Zuerst machte das Brautpaar mit seinem glänzenden Gefolge die Runde, alsdann forderte die Braut durch eine Verneigung den König und die königlichen Prinzen der Reihe nach zu diesem Tanze auf, während der Bräutigam nach einander die beiden Königinnen und die sämmtlichen Prinzessinnen engagirte.

Die Bürgerschaft war Willens gewesen, den Fest-Abend der Vermählung durch eine allgemeine Erleuchtung der Hauptstadt zu feiern. Jedoch der Kronprinz lehnte diese Illumination ab mit den Worten:

„Wird mich mehr freuen, wenn diejenigen Bürger, die es übrig haben, das Geld, was die Erleuchtung kosten würde, zusammenschießen und es lieber als Unterstützung für die Wittwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen opfern.“

So unterblieb die Erleuchtung, aber um so freudiger strahlten die Dankesblicke der beschenkten Wittwen und Waisen. Für sie wurde die am Weihnachtsabend gefeierte Hochzeit des Kronprinzen eine so unverhoffte wie reiche Christbescheerung. Denn der König, die Prinzen und Prinzessinnen, alle hatten ansehnliche Summen beigesteuert.

Am nächsten Morgen, am ersten Weihnachts-Feier-

tage, fuhren die Neuvermählten vom Schlosse aus im feierlichen Geleite des ganzen Hofes nach der Domkirche. Hier wohnten sie dem Gottesdienste bei. Alsdann begaben sie sich aus dem Hause des Herrn in ihre künftige Behausung, in das Palais des Kronprinzen, das Friedrich Wilhelm III. bis zu seinem Tode bewohnt hat.

Die Vermählung des Prinzen Ludwig, des Bruders des Kronprinzen, mit der Prinzessin Friederike, der Schwester der nunmehrigen Kronprinzessin, erfolgte am 26. Dezember, und die Festlichkeiten der beiderseitigen Hochzeiten dauerten bis zum neuen Jahre 1794. Fouqué, als Jüngling Augenzeuge derselben, sagt davon:

„Die Ankunft und Vermählung beider engelschönen Bräute der beiden ältesten Königssöhne, der Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, gaben den Städten Berlin und Potsdam einen erhabenen Lichtglanz."

War Luise schon als Jungfrau eine bewunderte Zierde ihres Geschlechts gewesen; hatte schon ihr erstes Erscheinen als Braut in Berlin die Hauptstadt mit dem Ruhme ihrer Schönheit und Güte erfüllt: so wurde nun ihre Ehe mit dem gleichgesinnten Kronprinzen das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens, wie es in dieser wechselseitigen reinen Liebe und treuen Tugend sich leider an den deutschen Fürstenhöfen immer seltener kund gegeben hatte, seitdem dieselben sich darin gefielen, anstatt der alten vaterländischen Sitte lieber der fran-

zösischen Galanterie zu huldigen. Es herrschte damals die Mode, daß Mann und Frau der höhern Gesellschaft einander mit dem kalten, entfremdenden Sie anredeten; der Kronprinz und die Kronprinzessin kehrten sich nicht daran, sie nannten einander Du und gaben damit dem Altare der deutschen Häuslichkeit den echten Schmuck der frühern Traulichkeit zurück.

„Wie ich höre," sagte der König in Bezug darauf zu dem Kronprinzen, „nennst Du die Kronprinzessin Du."

„Geschieht aus guten Gründen," war die Antwort, und weiter befragt, erklärte der Kronprinz lächelnd: „Mit dem Du weiß man immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S gesprochen wird, oder mit einem kleinen." —

Die Neuvermählten lebten nur für einander, und gleichwie Luise sich nachher auf dem Throne als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, eben so stand sie als Kronprinzessin ihrem Gemahl als eine wahrhaft deutsche Hausfrau zur Seite, darin ganz eines Sinnes mit Friedrich Wilhelm III., den man als König oft sagen hörte:

„Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt; will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt."

König auf dem Throne, war und wollte Friedrich

Wilhelm III. in seinem Hause nichts anders sein, als ein schlichter Bürger, und er machte es dadurch zu einem Tempel des reinsten häuslichen Glückes, in dem seine Luise als ein treuer Genius der Liebe waltete, dessen Flügel er wenigstens innerhalb seiner vier Wände durch keinen Zwang der Etikette gebunden haben wollte. Eine noch bei Lebzeiten der Königin (1808) veröffentlichte Charakteristik Friedrich Wilhelms III. berichtet die anmuthigsten Züge aus dem häuslichen Leben des hohen Paares, das durch die innigste Herzensneigung, durch wechselseitige Unentbehrlichkeit und gleiche Seelenweihe die göttliche Stiftung der Ehe in echt patriarchalischem Sinne erneuerte und ein so trautes Familiengemälde darstellte, wie es selten in bürgerlichen Kreisen, noch seltener aber in dem goldenen Rahmen eines glänzenden Hofes erscheint.

Nicht bei Hofe, sondern nur zu Hause fühlten der Kronprinz und seine Gemahlin sich recht heimisch. Wenn sie aus dem Geräusche eines Festes, das Luise durch ihre Schönheit hatte verherrlichen helfen, in die Stille ihres kleinen Palastes heimkehrten; wenn die „Fürstin der Fürstinnen", wie König Friedrich Wilhelm II. seine Schwiegertochter nannte, die feierlichen Gewänder und die äußerlichen Zierrathen wieder abgelegt, wenn sie sich der aufgenöthigten Künste der Toilette, wie sie damals Mode waren, wieder entledigt hatte und dergestalt wieder in ihrer einfachen Natürlichkeit da stand, alsdann

pflegte der Kronprinz die Gemahlin seines Herzens immer „wie eine in ihrer ursprünglichen Reinheit wiedergewonnene Perle anzuschauen". Luisens Hände in den seinigen haltend, seinen frohen Blick in den reinen Aether ihres blauen Auges gesenkt, hörte man ihn in einem dieser glücklichen Augenblicke des häuslichen Wiederfindens ausrufen:

„Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist!"

„Wie?" fragte Luise lächelnd. „Bin ich denn das nicht immer?"

„Ach nein," versetzte Friedrich Wilhelm mit einem scherzhaften Seufzer, „Du mußt nur zu oft Kronprinzeß sein!"

Freilich die Frau Oberhofmeisterin, die gestrenge Hüterin des Hof-Ceremoniels, in deren Augen Luise schon beim Einzuge in Berlin sich durch die Umarmung der Sprecherin jenes Gedichts eines Hochverrathes gegen die Etikette schuldig gemacht hatte; die Frau Oberhofmeisterin, welche die Vornehmheit, die Goethe eben nur in der Vermeidung alles Ungeziemenden findet, nur in der Heilighaltung der gewohnten Förmlichkeiten suchte, war mit dem vertraulichen Tone, den der Kronprinz abweichend von der überlieferten Titulatur gegen seine Gemahlin angestimmt hatte, gar nicht zufrieden, und sie benutzte jede Gelegenheit, um dem hohen Paare die guten Lehren des Hof-Ceremoniels angedeihen zu lassen.

„Nun gut,“ sagte der Kronprinz eines Tages, als die Oberhofmeisterin ihm eben wieder einen Vortrag über den Einfluß der Etikette auf die Weltgeschichte gehalten hatte, „so will ich mich denn fügen, und um Ihnen davon einen Beweis zu geben, ersuche ich Sie, mich zuvor anzumelden und anzufragen, ob ich die Ehre haben kann, meine Gemahlin, Ihro königliche Hoheit die Kronprinzessin zu sprechen; möchte ihr gern mein Kompliment machen und hoffe, sie wird es gnädigst gestatten.“

Wer war glücklicher, als die Frau Oberhofmeisterin, die endlich die Ehre der Hofes gerettet sieht. Feierlichen Schrittes begiebt Ihre Excellenz sich zu der Kronprinzessin, um im Namen Seiner königlichen Hoheit eine Audienz zu erbitten. Aber welche Ueberraschung für die Anmeldende, als sie beim Eintritt in das Zimmer Luisens den Kronprinzen schon an der Seite seiner Gemahlin auf dem Sopha sitzen sieht.

„Sehen Sie, liebe Voß,“ ruft er ihr lachend zu, „meine Frau und ich, wir sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen. Es ist das, denk' ich, auch in guter christlicher Ordnung. Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen.“

Auf ähnliche Weise erging es der Oberhofmeisterin bei einer festlichen Auffahrt des Hofes. Sie bezog sich auf ein Ceremoniel-Gesetz, wonach das hohe Paar in

einem sechsspännigen Staatswagen mit zwei Kutschern und drei Leibjägern in größter Gala erscheinen müsse. Der Kronprinz thut, als sei er von ihren Gründen überzeugt, und überläßt ihr, Alles nach ihrem Willen anzuordnen. Zur bestimmten Stunde hält denn auch ein sechsspänniger Staatswagen vor dem Palais. Aber anstatt selbst mit seiner Gemahlin einzusteigen, nöthigt der Kronprinz die Oberhofmeisterin zuerst in die geräumige Karosse hinein und läßt den Kutscher mit der im eigenen Netze gefangenen „Dame d'Etiquette" abfahren, während er mit seiner Luise in einen offenen, wie gewöhnlich nur mit zwei Pferden bespannten Wagen springt, der auf seinen geheimen Befehl hinter der Staats-Karosse gehalten hat.

Diese scherzhafte Weise, in der Friedrich Wilhelm sich an der Seite seiner Luise im häuslichen Leben die gewünschte „Freiheit und Unabhängigkeit eines Privatmannes" zu verschaffen suchte, deutet auf die innere Heiterkeit, mit der das seltene Glück seiner Ehe ihn erfüllte, und auf die satyrische Ader, die ihm von Natur inne wohnte, und die jetzt in der „schönen Zeit der jungen Liebe" um so lebhafter pulsirte, je mehr sie sonst durch eine karge, theilweise sogar rauhe Erziehung gedämpft worden war. Der Prediger Lehnert, in dessen Pfarrhause zu Falkenrehde (einem mit Paretz verbundenen Kämmereidorfe bei Potsdam) Friedrich Wilhelm III. oft zum ländlichen Frühstück war, schreibt:

„Man hat häufig den König für kalt, moros, theilnahmlos und verschlossen gehalten, aber ganz mit Unrecht. Er war wortkarg, sprach gewöhnlich in abgebrochenen Sätzen, ließ häufig die Person- und Bindewörter aus und deutete oft nur an, was er meinte und wollte, und diese Art sich zu äußern und mitzutheilen mag wohl am meisten jene irrige Meinung von ihm veranlaßt haben. Auch in vielen seiner Bildnisse ist das edle Antlitz des Königs durch etwas Finsteres und Düsteres ganz verfehlt ausgedrückt, und er selbst mußte dies mehrmals wahrgenommen haben, denn als er eines Tages hier (im Pfarrhause zu Falkenrehde) sein Bild betrachtete, welches mein Neveu nach einem Original von Krüger in vergrößertem Maßstabe gezeichnet hatte, machte er die Aeußerung gegen mich: „Ganz gut gezeichnet, aber auch wieder so finster." — Der König besaß allerdings einen gewissen natürlichen Ernst, aber mit dem Ernste verband sich eine so hohe Milde, daß er einen angenehmen Eindruck machte, und man sich dadurch angezogen fühlte. Verschlossen, kalt, abstoßend und mißgelaunt habe ich ihn nie gesehen, weder in Paretz, noch in Falkenrehde; immer war er herablassend, wohlwollend, offen, mittheilend, unbefangen, heiter und im edelsten Sinne des Wortes populär." —

So stand die Sinnesart Friedrich Wilhelms mit der hellen, lebensfrohen Gemüthsstimmung Luisens im Einklange, da auch er innerlich von dem gleichen Grundtone

einer natürlichen Heiterkeit durchzogen wurde. Nur darin zeigte sich die Verschiedenheit Beider, daß die zwanglose, liebreiche Erziehung der Kronprinzessin unter den Augen ihrer zartsinnigen Großmutter sich durchgehends auf die freie, frische Entfaltung aller natürlichen Anlagen des Fürstenkindes gerichtet, also das heitere Temperament Luisens in keinerlei Art niedergedrückt und gedämpft hatte, wogegen der Kronprinz in dem nachherigen Geheimen Rath Benisch einen Hofmeister gehabt hatte, der, abgesehen von dem Reichthum seiner Kenntnisse und aller Ehrbarkeit seines Charakters, es doch darin versah, daß er seinen Zögling übertrieben hart hielt, ihn häufig sogar die üble Laune, von der er, der kränkliche Mann, selbst geplagt wurde, empfinden ließ und überhaupt das Heil der Erziehung nicht sowohl in der Erweckung aller guten Gaben, als vielmehr in der Einschüchterung jeder kindlichen Lust suchte. Daher war die Jugend Friedrich Wilhelms eine getrübte, nichts weniger als glänzende gewesen. Er selbst wies in der Folge seine Kinder darauf hin, wenn der von ihm anfänglich sehr knapp gehaltene Etat überschritten worden:

„Wollt immer hoch hinaus, bedenkt aber nicht, wie es mir in Eurem Alter erging. Ich zu meinem Geburtstag erhielt einmal ein Reseda-Töpfchen, sechs Dreier an Werth. Und wollte mein Hofmeister mir mal etwas zu Gute thun, dann führte er mich in einen öffentlichen

Garten und ließ mir da für einen und, wenn's hoch kam, zwei Groschen Kirschen geben."

Doch jene Leidensjahre, die aus dem Unglücksquell des Krieges von 1806 für Preußen und sein Königshaus entsprangen, auch für die Kinder Friedrich Wilhelms und Luisens sind sie eine harte Schule ihres Jugendlebens geworden. Man denke nur an jenen rührenden Brief, in dem der bedrängte königliche Vater seiner ältesten Tochter, der nachmaligen Kaiserin von Rußland, einen Fünfthalerschein zu einem neuen Kleide geschickt hat: sie möge damit vorlieb nehmen, mehr könne er für jetzt nicht entbehren!

Erst in der Folge, als diese schwere Prüfungszeit glorreich überwunden war, und als die königlichen Kinder zur Freude und Ehre des Vaters herangereift waren, umgab er sie mit dem Fürstenglanze, dessen er sich selbst in freiwilliger Entsagung entäußerte. Aber auch dann noch warf er aus der reichbedachten Gegenwart gern einen mahnenden Rückblick auf seine ungleich prunklosere Jugend, und in diesem Sinne hat er zu einem der neuvermählten Prinzen, den er so eben fürstlich eingerichtet hatte, gesagt:

„So prächtig habe ich's nicht gehabt, als ich Deine Mutter heirathete. Will nur wünschen, daß Du eben so zufrieden und glücklich leben mögest!" —

War doch auch Luise, die Tochter eines apanagirten, mit Kindern mehr als mit Glücksgütern gesegneten

Prinzen, in ihrer Jugend nichts weniger als reich. Auch in dieser Beziehung hätte der von Kindheit an knapp gehaltene und an Genügsamkeit gewöhnte Kronprinz keine günstigere Wahl seines Herzens treffen können. —

Am 10. März 1794 feierte Luise als Kronprinzessin ihr erstes Geburtsfest in Berlin. Es wurde für sie ein Tag hoher Freude. Der Hof und die Bürgerschaft wetteiferten ihr zu Ehren in Kundgebungen treuer Ergebenheit. Der König schenkte ihr das Lustschloß in Oranienburg zum Sommersitze; es hatte seit dem Tode seines Vaters unbewohnt gestanden und war jetzt auf seinen Befehl zur Aufnahme der gefeierten Schwiegertochter neu und glänzend eingerichtet worden. Als Boten dieses königlichen Geburtstags-Geschenkes erschienen Abends Herren und Damen des Hofes in der Tracht und im Namen der Bürgerschaft zu Oranienburg und überreichten der Kronprinzessin, der zukünftigen Herrin des Schlosses, dessen Schlüssel, mit sinniger Hindeutung darauf, daß Oranienburg seinen Namen einer Luise (der Gemahlin des großen Kurfürsten, einer Prinzessin von Oranien) verdanke, und daß die Ahnherrin des Schlosses sich freuen werde, wenn ihre würdige Enkelin und Namensverwandte des Jahres schönste Zeit dort, am Ufer der Havel und im Schatten des lieblichen Parks verleben wolle.

Je glücklicher die Kronprinzessin sich selbst in dem Festkreise dieses so froh gefeierten und reich beschenkten

Geburtstages fühlte, desto herzlicher drängte es sie, auch Andern Freude zu machen. Als der König sie fragte, ob sie noch einen Wunsch habe, da wünschte sie sich noch eine Hand voll Gold, um die Armen von Berlin ihre Zufriedenheit theilen zu lassen. Lächelnd bemerkte Friedrich Wilhelm II., es komme darauf an, wie groß das Geburtstagskind sich die gewünschte „Hand voll Gold" denke, und die Antwort der nie um einen treffenden Ausspruch verlegenen Kronprinzessin war: „daß sie sich diese Hand voll Gold gerade so groß denke, als — das Herz des gütigsten der Könige." Auf diese Weise erhielten die Armen der Hauptstadt eine reichliche Hand voll königlicher Freigebigkeit. Und wie hier, so hat Luise ihr ganzes Leben hindurch jede Gelegenheit wahrgenommen, ihre eigenen Freudenthränen mit den fremden Thränen des Dankes für ihre Wohlthaten zu vermischen.

Ihrer Dienerschaft gab die Kronprinzessin gemeinsam mit ihrer Schwester, der Prinzessin Friederike, zur Nachfeier ihres Geburtstages einen Freiball und ein Festmahl im englischen Hause. Jede der zur Dienerschaft gehörigen Personen durfte nach Belieben einige Gäste dazu einladen, und als sie Tags darauf hörte, es seien achtzig Gedecke gewesen, schalt sie scherzhaft, warum man das Hundert nicht voll gemacht habe.

So klein diese Züge im Einzelnen erscheinen, sie geben zusammen ein treues Bild der seltenen Leutselig-

keit, welche ihre wahrhaft fürstliche Lebensart war, und die ihr nach ihrer Krönung in einem Briefe an ihre Großmutter die charakteristischen Worte eingab:

„Ich bin Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen!"

Welche Seele spiegelt sich in diesen wenigen Worten! Erscheint nicht jedes als eine Perle, köstlicher, als nur immer eine in der Krone ihres weltlichen Königthumes geleuchtet hat? — Als Königin liebte sie es auch, zumal auf ihren Spaziergängen, ihrem Danke auf den Gruß eines ihrer Unterthanen ein Wort huldvoller Anrede hinzuzufügen, sich nicht etwa damit begnügend, einen vornehm-kalten Wink den Grüßenden als Erwiederung hinzuwerfen. Eine Landesmutter in jenem frommen deutschen Sinne, der eine Elisabeth von Thüringen trieb, ihre Edelsteine zu verkaufen, um aus diesen Steinen Brod für die Armen zu gewinnen, sah und grüßte Luise von Preußen in dem geringsten ihrer Unterthanen einen Sohn oder eine Tochter. Sie hob die am Wege spielenden Kinder liebreich zu sich empor, auf ihre Arme, an ihr Herz. Sie neigte sich tröstend zu dem am Wege kauernden Mütterchen, und wo es nicht der milden Gabe bedurfte, zu der ihre Hand immer offen war, da ließ sie als Andenken wenigstens ein freundlich Wort zurück, das blieb dann unauslöschlich im Herzen des Angeredeten. Ein alter Bewohner Berlins erzählte uns mit

jugendfrischer Erinnerung, wie er, zu jener Zeit ein wilder Knabe, im Schloßgarten zu Charlottenburg der Königin Luise gerade in die Hände gelaufen sei. Da habe eine der Hofdamen, mit denen die Monarchin spazieren gegangen, ihn deshalb ausschelten wollen, aber die Königin sie unterbrochen mit den Worten:

„Lassen Sie nur! Ein Knabe muß wild sein!“ — Und ihm, dem Kleinen, die Wange klopfend, habe sie hinzugefügt: „Renne nur, mein Söhnchen, und bestelle einen Gruß von mir an Deine Eltern.“

Man kann das gar nicht so erzählen — meinte unser Berichterstatter — die Worte allein thun's nicht; aber der Ton, der Ton, in dem die Königin sprach, muß Jedem, der sie auch nur ein einziges Mal reden gehört hat, für immer in der Seele nachklingen. —

Der Feldzug gegen die Revolution in Frankreich hatte den Kronprinzen mit Luise zusammengeführt, und nur wenige Monate waren sie mit einander vereint: da rief der Aufstand in Polen den Kronprinzen von Neuem in's Feld und trennte ihn von seiner jungen Gemahlin.

Kosciuszko, der aus Nordamerika heimgekehrte Freund Washingtons, der letzte Oberfeldherr der Republik Polen, hatte am 24. März 1794 die Fahne der Unabhängigkeit zu Krakau aufgepflanzt, hatte mit seinen in der Hast zusammengerafften Schaaren von Sensenmännern und Lanzknechten die Russen am 4. April bei dem Dorfe

Haslawice geschlagen und war, nach der Vertreibung der Russen aus Warschau, als Dictator ausgerufen worden. Preußen, durch die Gefangennahme seines Gesandten bei dem Gründonnerstags-Aufstande in Warschau gereizt, beschloß seine Heere zu den russischen stoßen zu lassen. Am 11. Mai rückte aus Potsdam das Regiment des Kronprinzen in Berlin ein; am 13. ging dieser mit seinem Bruder Ludwig zur Armee nach Südpreußen. Gleich im ersten Treffen, das Kosciuszko am 6. Juni bei Siedlce den Preußen lieferte, ward er von ihnen, unter Anführung ihres Königs geschlagen. Eben so verlor er zwei Tage darauf, am 8. Juni, die Schlacht bei Sczekocin gegen die vereinte Macht der preußisch-russischen Armee. In Folge dieses Sieges fiel Krakau, und es kam darüber zu einem neuen Aufruhr in Warschau, indem das Volk mit dem Geschrei: Verrath! Verrath! die Straßen durchtobte, eigenmächtig Galgen auf den öffentlichen Plätzen bauete und acht vornehme Polen, darunter zwei Fürsten, einen Bischof und einen Geheimen Rath, als angeblich geheime Verbündete der Russen aufknüpfte. Kosciuszko that diesen Gräueln Einhalt, ließ sieben der polnischen Jacobiner hängen und steckte 1500 in die Reihen seiner Kämpfer, als Futter für's Pulver.

Am 5. Juli rückte der Kronprinz mit seinem Corps zur Belagerung von Warschau vor; am 27. führte er bei der Erstürmung der starken Kreuzschanze von Wola

die dritte Kolonne, während der König selbst die zweite führte. Trotz dieser glücklichen Anfänge zog sich die Belagerung in die Länge, weil Friedrich Wilhelm II., um das Blut der Seinigen zu schonen, Unterhandlungen mit den Polen anknüpfte und sie zur gutwilligen Uebergabe von Warschau zu bewegen suchte, wie sehr man ihm auch rieth, die Hauptstadt im offenen Sturm zu nehmen. Des Königs Worte waren: „Ich begreife die Möglichkeit und selbst die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs von einem solchen Unternehmen wohl; aber ich müßte Tausende meiner braven Krieger opfern, und das ist, wo ich es nur im Mindesten vermeiden kann, gegen meine Königspflicht!" — Mittlerweile aber waren im Rücken der Armee die polnischen Provinzen Preußens aufgestanden. Der Kastellan von Kujavien nahm mit 30 Verschworenen das schwere Geschütz weg, das zur Beschießung Warschaus von Graudenz kam. Er versenkte es in die Weichsel und bestimmte dadurch den König, sich von Warschau zurückzuziehen, um seine bedrohten Provinzen zu schützen. Während hier die Ruhe wiederhergestellt wurde, schlugen die Russen Kosciuszko in der Schlacht bei Maciejowice und nahmen ihn selbst gefangen. Mit den das Ende Polens weissagenden Worten: „Finis Poloniae!" war er in sein Blut gesunken, das ihm aus drei klaffenden Wunden entströmte. Kosacken bemächtigten sich der kostbaren Beute, mit der Polen Alles verlor; sie legten den Verwundeten auf

ihre Lanzen und trugen ihn auf dieser kriegerischen Bahre in das russische Hauptquartier. Im Geleite einer Wache von 3000 Mann zog Kosciuszko von da nach Petersburg in den Kerker, den später der Nachfolger Katharinas, Paul I., in eigener Person und in Begleitung seiner Söhne Alexander und Constantin großmüthig öffnete. Kosciuszko gab sein Wort, nicht wieder gegen Rußland zu dienen. Er hielt es, selbst als in der Folge Napoleon den Namen Kosciuszko zur Fahne einer neuen polnischen Erhebung und den Helden selbst zu einer Angriffswaffe in der Hand Frankreichs gegen Rußland machen wollte.

Am 22. September kehrte der Kronprinz nach Berlin zurück. Die Kriegsgefahren, die er bestanden, hatten Luise mit Unruhe erfüllt. Dazu kam noch die erste Muttersorge für das zarte Leben, das sie unter dem Herzen trug. Doch auch inmitten dieser natürlichen Beklommenheit ihrer zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Seele verleugnete sie nicht jene Hoheit des Geistes, mit der sie später als Preußens Königin sogar den Gipfel ihres weltgeschichtlichen Unglückes in den Augen aller Zeitgenossen überragt hat. Denn in den Briefen, die sie ihrem Gemahl nach Polen schrieb, spricht sich neben dem Herzensergusse banger Sehnsucht immer auch der starke Seelenmuth aus, den sie nachmals in des Vaterlandes Drangsal bewährt hat. So bei der Nachricht, daß der Kronprinz im Sturm auf Wola die

nächste Kolonne hinter dem Könige auf die feindliche Schanze geführt habe, äußerte sie:

„Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, als der erste nach dem König auf dem Throne, auch der erste nach ihm im Felde sein muß."

Leider verwandelte sich ihre erste Muttersorge nicht in eine Mutterfreude. Denn zur Trauer der königlichen Familie und des Landes wurde sie vierzehn Tage nach des Kronprinzen Heimkehr aus dem Feldzuge von einer todten Tochter entbunden in Folge eines unglücklichen Sturzes, den sie vor Schreck auf der kleinen Treppe im kronprinzlichen Palais erlitten hatte. Was ihr diesen Schreck verursachte, war der unvermuthete Anblick eines Fremden, dem der Hofmarschall in der Meinung, die Kronprinzessin sei ausgefahren, die erbetene Erlaubniß gewährt hatte, die Zimmer des Palais zu besehen. Luise, eben im Begriff die kleine Treppe hinabzugehen, sieht plötzlich den fremden Mann auf sie zukommen, erschrickt, sinkt zusammen und stürzt die Treppe hinab — dieselbe Treppe, auf welcher nachmals der König Friedrich Wilhelm III. das Unglück hatte, den Fuß zu brechen.

Um so höher war die Freude, als ein Jahr nach jenem Unfall, am 15. October 1795 Morgens um sechs Uhr die Kronprinzessin einem Prinzen das Leben gab, dem späterhin seinem Vater auf Preußens Thron folgenden Friedrich Wilhelm IV. Er erblickte in Gegen-

wart seiner Großmutter, der Königin, das Licht, und 72 Kanonenschüsse verkündeten die frohe Botschaft der Residenz. Feierliche Deputationen brachten ihre Glückwünsche zu der Geburt des königlichen Enkels dar. Der Neugeborene wurde am 28. October von dem Ober-Consistorial-Rath Sack getauft. Die heilige Handlung geschah in dem Vaterhause des Täuflings, in dem Palais des Kronprinzen, unter dem Thronhimmel des Audienzzimmers. Der König Friedrich Wilhelm II. hielt den Enkel, den die Prinzessin Auguste in des Großvaters Arm legte, über die Taufe. Als Taufzeugen waren noch gegenwärtig: die Königin und die königliche Wittwe Friedrichs des Großen; ferner der Prinz und die Prinzessin Heinrich, der Prinz und die Prinzessin Ferdinand von Preußen, die Urgroßoheime und Urgroßtanten des Täuflings, sowie der Herzog von Meklenburg-Strelitz, der Großvater von mütterlicher Seite. Außerdem waren Pathen, aber nicht anwesend: die Kaiserin Katharina von Rußland, der römische Kaiser Franz; der König Georg III. von England und dessen Gemahlin Sophie Charlotte, die Schwester des Vaters der Kronprinzessin, der regierende Herzog Ferdinand und die verwittwete Herzogin von Braunschweig.

In diesem Jahre (1795) wie im vorigen hatte Luise ihren Sommersitz in dem ihr vom Könige zum Geburtstage geschenkten Lustschlosse zu Oranienburg genommen. Hier war es, wo die gestrenge Frau Oberhofmeisterin

durch den Frohsinn des jungen Fürstenpaares einen abermaligen Frevel erlebte gegen die bei jeder Gelegenheit von ihr gepredigte Grandezza, die der Kronprinzessin wie dem Kronprinzen so spanisch vorkam, daß sie sich gern über deren allzu gemessene Schranken hinweg setzten.

Eines schönen Sommertages kündigt die Kronprinzessin der Frau Oberhofmeisterin an, daß sie mit ihrem Gemahl eine Spazierfahrt in den Wald hinaus beabsichtige. Sie ladet die Gräfin ein mit von dieser Partie zu sein, und selbige fühlt sich hoch geehrt dadurch. Denn die mit allem Stolze ihrer Stellung umgürtete Frau Oberhofmeisterin hat keine Ahnung von der beispiellosen Equipage, in welcher diese Lustfahrt unternommen werden soll. Daher welch ein Schreck, welch ein Entsetzen für sie, als ihre Augen das vorgefahrene Fuhrwerk erblicken, das sich ganz einfach als eine jener volksthümlichen Equipagen repräsentirt, die man hier und auch anderwärts zu Lande einen — Leiterwagen zu tituliren pflegt.

Und auf diesen Leiterwagen klettern Ihre Königlichen Hoheiten behende hinauf, ohne daß ein dienstbereitwilliger Leibjäger im Stande ist, den einsteigenden Herrschaften den Schlag auf- und zuzumachen. Vergebens wiederholt die Kronprinzessin ihre für die Gräfin kurz zuvor noch so schmeichelhafte Einladung. Vergebens vereinigt der Kronprinz sein freundliches Zureden mit

dem seiner Gemahlin. Die „Dame d'Etiquette" ist nicht zu bewegen, diesen Triumphwagen der heitern Laune des jungen Fürstenpaares zu besteigen. Mögen Ihre Königlichen Hoheiten selbst auch aller Etikette Hohn sprechen oder vielmehr Hohn fahren: mindestens von ihr, der Oberhofmeisterin, soll Niemand sagen, daß sie sich zur Mitschuldigen dieses Gräuels gemacht. Und so kutschirten denn der Kronprinz und die Kronprinzessin auf dem Leiterwagen ohne die Frau Oberhofmeisterin von dannen, während diese in das Schloß zurückkehrte, ob dieser Wald-Partie in einer Stimmung, vielleicht nicht unähnlich jener, in welcher der mit dem Kopf gegen die Wand arbeitende Kaiser Augustus, ob der Teutoburger Wald-Partie seiner Heerschaaren, verzweifelt ausrief: „Varus, Varus! Gieb mir meine Legionen wieder!" —

Bei alle dem aber fühlten Friedrich Wilhelm und Luise sich doch nicht recht heimisch in Oranienburg. Das Schloß war ihrem einfachen Sinne zu großartig, die Umgebung zu geräuschvoll; sie sehnten sich nach einer einsamen Ländlichkeit, nach einer stilleren Häuslichkeit. Da erfuhr der Kronprinz durch den General von Bischofswerder, daß das Landgut Paretz zu verkaufen sei. Er hatte es schon als Kind und späterhin wiederholt besucht, als der ehemalige Prinzen-Gouverneur Oberstlieutenant von Blumenthal sich dort zur Ruhe gesetzt. Er erinnerte sich mit Wohlgefallen der anmuthigen

Lage von Paretz, kaufte das Gut nebst dem dazu gehörigen Dorfe für dreißigtausend Thaler, die der König im Namen seines Sohnes zahlte, ließ dann unter des Hofmarschalls von Massow Aufsicht das alte gutsherrliche Wohnhaus abbrechen und an dessen Stelle das neue Schloß aufbauen. Den Grundriß dazu lieferte der durch seine Meisterwerke über Land- und Wasserbaukunst bekannte Oberbaurath Gilly. Den neuen Park und Garten legte der Hofgärtner Garmatter an, und der Kronprinz befahl ausdrücklich, alle baulichen Verschönerungen und neuen Anpflanzungen im einfach-ländlichen Style zu halten.

„Nur immer denken, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen," äußerte Friedrich Wilhelm zu dem Oberbaurath, übereinstimmend mit seinem spätern Scherze im heitern Familienkreise, daß er, der König von Preußen, hier nur als Schulze von Paretz angesehen sein wolle.

In demselben Sinne gab Luise auf die Frage einer fremden Fürstin: „ob es Ihrer Majestät denn nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen?" die Antwort:

„Ach nein, ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz."

Wie ein reiner, frischer Luftzug aus diesem idyllischen Landleben weht es in des Generals von Köckeritz Beschreibung davon.

„Ich habe," schreibt der General in einem Briefe

vom 22. September 1798 an eine Verwandte, „ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Paretz, zwei Meilen von Potsdam gelegen, frohe Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertirt und alles Angenehme des Landlebens in ganzer Fülle genossen, wobei die Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigung waren. Mein guter Herr würde auch noch nicht so bald das ruhige Landleben, wofür er mit seiner Gemahlin so viel Gefühl und Stimmung hat, mit dem quälenden Geräusch der großen Stadt verwechselt haben, wenn nicht Geschäfte seine Gegenwart erfordert hätten. Die guten Menschen genossen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur, entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. O, wie waren wir Alle so glücklich!"

Der nämliche General Köckeritz, der hier das königliche Landleben in Paretz schildert, ist auch der Held

jener vielerzählten Anekdote, in der die Königin dem täglichen Tischgaste des Königs eine so gemüthliche Aufmerksamkeit erweist. Luise wußte, wie gern der König seinen treuen Köckeritz um sich habe, der schon der Adjutant und unzertrennliche Begleiter des Kronprinzen gewesen, und sie sah es ungern, daß dieser Freund des königlichen Hauses sich immer so schnell und, wie es schien, mit einer gewissen Hast entfernte, sobald er den letzten Teller geleert hatte. Sie forscht bei dem Könige, was denn den General immer so rasch von der kaum beendigten Tafel forttreibe, erhält aber darauf nur die Antwort:

„Laß Du den alten Mann in Ruhe; der muß nach Tische seine häusliche Bequemlichkeit haben."

Luise forscht weiter und entdeckt bald den Magnet, der den alten General immer so unwiderstehlich aus der königlichen Tischgesellschaft fortzieht. Als nun dieser eines Mittags — es war im traulichen Paretz — sich abermals so schnell beurlauben will, da tritt die Königin ihm rasch entgegen, in der einen Hand eine gestopfte Pfeife, in der andern einen brennenden Wachsstock und einen Fidibus, indem sie mit feinem Lächeln sagt:

„Nein, lieber Köckeritz, heute sollen Sie mir nicht wieder entschlüpfen; Sie werden hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen."

Und während sie dem Ueberraschten die Pfeife in

die Hand nöthigt, erzählt sie dem König, wie es ihr gelungen, die Ursache zu ergründen, um derentwillen der alte General immer so früh von der Tafel desertirt, und daß diese geheime Triebfeder eben keine andere sei, als die ihm zur andern Natur gewordene Gewohnheit, zum Nachtisch seine Pfeife zu rauchen.

Freilich in den goldenen, gemessenen Rahmen eines Palastes würde ein so glanz- und zwangloses Stillleben nicht gepaßt haben. Aber das Schloß zu Paretz hatte, seiner ganzen Anlage und Einrichtung nach, das Ansehen eines traulichen Landhauses. Da sah man, wie ein Augenzeuge es beschreibt, keine kostbaren Möbeln, keine prächtig geschmückten Wände, keine reich gestickten Teppiche, keine seidenen Decken, keine sammetnen Vorhänge, keine goldenen und silbernen Geräthschaften oder andere werthvolle Kunstsachen — Alles war schlicht und einfach, ohne Prunk und Schmuck, und dabei doch behaglich, heiter, wohnlich und bequem. Auch die Garten- und Park-Anlagen mehr durch die freie Natur, als durch Kunst getrieben.

Und es blieb dieser hingebende, einfache Natursinn ihr Leben lang ein tiefer Seelenzug Luisens. Als der das ganze Staatsgebäude niederreißende Sturm sie bis an die Grenzen des Königreiches verschlug, da suchte und fand sie in jenem stillen Landhause bei Königsberg, das vordem das Tusculanum Hippels gewesen, den Frieden des Gemüthes wieder. In unversieglicher Fülle

strömte ihr sein ewig-frischer Quell aus der Anschauung der Natur entgegen: die feste Beständigkeit der Natur in allem äußern Wechsel erschien ihr als ein Symbol der Weltordnung Gottes, welche, an sich unwandelbar, durch Raum und Zeit wandelt und im Raume als Schöpfung, in der Zeit aber als Geschichte sich offenbart.

„Ich muß," sagte Luise in diesem Bezuge ihrer innern Natur auf die äußere, „ich muß den Saiten meines Gemüthes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen und sie dadurch gleichsam immer wieder aufziehen, damit sie den rechten Ton und Anklang behalten. Am besten gelingt mir dies in der Einsamkeit; aber nicht im Zimmer, sondern in den stillen Schatten der freien, schönen Natur. Unterlasse ich das, dann fühl' ich mich verstimmt, und das wird nur noch ärger im Geräusche der Welt. O welch ein Segen liegt doch im abgeschlossenen Umgange mit uns selbst."

So war ihr Wohlgefallen an „der freien, schönen Natur" nicht eine Zerstreuung, sondern eine Sammlung ihres Gemüthes. Dieses bekundet sich auch darin als ein echt deutsches, wenn anders solche still bewegte seelenhafte Gemüthsart wirklich als ein unverwüstlicher Grundzug des deutschen National-Charakters betrachtet werden darf. Unter diesem natürlichen Gesichtspunkte erscheint die Ehe Friedrich Wilhelms und Luisens als die glücklichste Mischung der nördlichen und südlichen

Elemente unseres Deutschlands. Denn während der König in seiner mehr zurückhaltenden, ernsten und in sich gekehrten Persönlichkeit das kühle und bedachtsame Wesen des Norddeutschen vor Augen stellte, das, wie ein volksthümlicher Ausdruck sagt, es an sich kommen läßt, veranschaulichte sich dagegen in der lebhaften, feurigen und an sich glänzenden Erscheinung der Königin das bewegsamere Naturell der Süddeutschen, das sich leichter gehen läßt, rascher Vertrauen faßt und einflößt, daher allerdings auch im Umgange eine ungleich größere Anziehungskraft ausübt. —

Das Erntefest in Paretz wurde von dem königlichen Paare im ländlichsten Sinne mitgefeiert.

Sobald die Herrschaften sich von der Mittagstafel erhoben hatten, da setzten die festlich angethanen Schnitter und Schnitterinnen sich vom Amte aus in Bewegung. Geschaart um ihr Feldbanner, den reichbebänderten Erntekranz von Aehren und Blumen, marschirten sie nach dem Takte der Dorfmusik auf's Schloß. Dort auf dem freien Schloßplatze hielt der Zug und stellte sich in einen Halbkreis. Der königliche Gutsherr trat heraus, hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd an und schickte die Sprecherin sodann mit der Erntekrone hinein in's Schloß, zu seiner Gemahlin. Bald wurde diese gleichfalls sichtbar, und wie die holde „gnädige Frau von Paretz" erschien, ging auch der Tanz los. Das königliche Paar mischte sich in die Reihen der Landleute,

die Herren und Damen des Hofes folgten dem hohen Beispiele, und sogar die Frau Oberhofmeisterin mußte auf diesem Bauernballe mitwirken. Denn einen Korb konnte Ihro Excellenz Seiner sie auffordernden Majestät doch nicht geben.

Den ersten Tanz spielten die Tonkünstler des Dorfes, den zweiten die Musiker von der königlichen Tafel, die Garde-Hautboisten von Potsdam. Ihre Blas-Instrumente waren wie das Zauberhorn des Oberon für das junge Landvolk. Die Burschen und Mädchen kamen erst wieder zu Athem, nachdem er den Hautboisten ausgegangen war, und diese eine Pause gemacht hatten. Auf das Zeichen der wieder in ihre Rechte tretenden Dorfkapelle gliedert sich der Zug von Neuem und bewegt sich wiederum dahin zurück, woher er ausgegangen — nach dem Amte. Aber nur, um dort auf dem zum Tanzboden eingerichteten freien Platze den vor dem Schlosse eröffneten Ernteball im Schweiße ihres Angesichts fortzusetzen, angefeuert durch den Anblick der königlichen Herrschaften, die ihnen aus dem Schlosse in's Amtshaus nachgezogen sind und jetzt vom offenen Fenster aus dem fröhlichen Treiben mit Wohlgefallen zuschauen.

Neben diesem Tanzvergnügen im Freien für die Landleute war Ball im Speisesaale des Schlosses für die Hofleute. Dort ließ der König die Hautboisten aufspielen, und anständige Fremde, wie ihrer viele zu

diesem Volksfeste herbei strömten, erhielten durch den Hofmarschall die königliche Einladung zu dem Schloßball. Um eilf Uhr war der Kehraus. Vorher aber machten der König und die Königin noch die Runde durch den Saal, sie ließen sich die Fremden vorstellen, äußerten ihre Freude über die zahlreichen Gäste und baten, sie über's Jahr wieder zu besuchen.

Dadurch wurde das stille Paretz am Tage seines Erntekranzes ein anziehender Wallfahrtsort für Nah und Fern. Eine Stadt von Buden erbaute sich zu dem Feste in dem kleinen Dorfe, eine von Käufern und Verkäufern wimmelnde Herbstmesse, ohne im Kalender vorgemerkt zu sein. Und wie auf dem Christmarkt zu Berlin, so erscheint Luise auf dem Jahrmarkte zu Paretz mitten in dem fröhlichen Gedränge. Sie kauft Körbe voll Eßwaaren von Backwerk, läßt sie herumreichen und nöthigt Alt und Jung, damit vorlieb zu nehmen. Es sei so gut, als man es auf dem Dorfe haben könne.

Eine lächelnde Glückssonne für die: „Frau Königin! Frau Königin! Mir auch Was!" schreiende Kinderwelt führt sie die Knaben, die Mädchen an die Spielbuden, wo um Honigkuchen und Pfeffernüsse gewürfelt wird, kauft die großen Loose auf für die Kleinen und freut sich mit ihnen des schmackhaften Gewinnes. Ein ander Mal (es war im Jahre 1802, und der damalige Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin nebst Gemahlin gerade zum Besuche in Paretz) läßt sie die Dorfkinder sämmt-



lich neu einkleiben zum Erntekranze, und als die Knaben und Mädchen dem Zuge voran auf's Schloß kommen, um der königlichen Geberin zu danken, da macht sie das so glücklich, als sei sie selbst die am reichsten Beschenkte, und sie giebt ihrem Gemahl das Gefühl ihres reinen Herzens zu erkennen durch die Hinweisung auf das göttliche Wort: „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder!"

So war es ihre Art, jedem äußerlichen, scheinbar noch so unbedeutenden Thun und Lassen die höhere Weihe zu geben durch eine innere Beziehung und Zustimmung ihres sinnigen Gemüthes. Und die trauten Tage, die schönen Stunden, welche Friedrich Wilhelm an ihrer Seite in Paretz verlebte, sie blieben ihm unvergeßlich. Das beweist seine dauernde Vorliebe für diesen stillen Landsitz; das bekunden die Zeichen des Andenkens, mit denen er in der Folge die Stätten schmückte, wo die Heimgegangene am liebsten geweilt, wo ihr Fuß zum letzten Male den Boden berührt hatte.

In Paretz war es auch, wo Friedrich Wilhelm den Manen seines geliebten Bruders, Schwagers und Jugendfreundes, des Prinzen Ludwig, ein Grabmal mauern ließ, jene antike Gruft neben der Grotte unter dem kleinen japanischen Lusthause, mit der steinernen Inschrift: „Er ist nicht mehr!".

Das schnelle Hinsterben des Prinzen Ludwig am 28. Dezember 1796, nach einem Krankenlager von we-

nigen Tagen, war der erste der drei Todesfälle, die das königliche Haus in kaum Jahresfrist heimsuchten. Drei Jahre und zwei Tage vor seinem Todestage hatte Prinz Ludwig seine Vermählung mit der Schwester Luisens gefeiert. Nun hinterließ er sie als achtzehnjährige Wittwe, während er selbst in einem Alter von noch nicht vier und zwanzig Jahren aus dem Leben schied, das er, neben dem Glanze angestammter Fürstlichkeit, mit den Thaten eines kühnen Heldensinnes durchwirkt und mit den Blüthen der edelsten Herzens- und Geistes-Entfaltung verschönert hatte. In einem Briefe vom 4. Januar 1797 schreibt ein mit den Verhältnissen des Hofes Vertrauter: „Vor seinem (des Prinzen Ludwig) Tode noch besuchte ihn der König. Se. Majestät stiegen im kronprinzlichen Palais ab, ließen sich von Sr. königlichen Hoheit hinüber führen und weinten die gerührtesten Vaterthränen am Bette ihres ohne Hoffnung darnieder liegenden Sohnes. Auch die Königin war außer sich. — Die Gemahlin des verstorbenen Prinzen mußte in das kronprinzliche Palais, in ein Gemach neben der Kronprinzessin Kabinet gebracht werden, wo diese und der Kronprinz einzig sie zu trösten suchen.“ Zu der innigen Theilnahme an der Trauer ihrer so plötzlich verwittweten Schwester kam für Luise noch die Sorge um den eigenen Gemahl, denn Friedrich Wilhelm, durch den erlittenen Verlust auf's Tiefste erschüttert, war von dem Sterbebett des geliebten Bruders

nur gewichen, um selbst auf das Krankenlager zu sinken.

Drei Monate nachher schien Luise berufen, dem trauernden Königshause für den Verlust eines seiner edelsten Söhne einen freudigen Ersatz zu gewähren. Am 22. März 1797 gab sie einem zweiten Sohne das Leben, dem jetzigen Prinzen von Preußen.

Eine zweite Trauer war mit dem 13. Januar 1797, dem Todestage der verwittweten Königin, über das königliche Haus gekommen. Die Gemahlin Friedrichs des Großen hatte ihr als Muster weiblicher Tugend vorleuchtendes Leben auf 82 Jahre, 2 Monate und 5 Tage gebracht. War ihr Hinscheiden im Vergleich mit dem im blühendsten Mannesalter erfolgten Tode des Prinzen Ludwig daher auch ein minder überraschender Schmerz: Luise hatte der königlichen Greisin, deren Geist in wunderbarer Frische jeder Altersschwäche trotzte, eine kindliche Verehrung gezollt, und ihr Herz beklagte tief den Verlust der hohen Frau, die ihren Gemahl um fast eilf Jahre überlebte. — Ein Rückblick auf Friedrichs, wenn auch schon bei Lebzeiten gelockerte, doch erst durch den Tod geschiedene Ehe erinnert an das charakteristische Wort, das der große König zu seinem damaligen Adjutanten Rüchel sprach, als dieser kam, sich für den ihm so gnädig ertheilten Heiraths-Consens zu bedanken.

„Ich gratulire Ihm", sagte Friedrich zu dem ihm nach damaliger Sitte den Rockschoß küssenden Rüchel,

„Sei Er recht glücklich. — Glaub' Er mir: ich habe auch ein Herz im Leibe, so gut wie Er. Aber wir Könige dürfen es uns nicht merken lassen. Sonst mengt sich die Frau in die Regierung, und das bringt für den Staat kein Glück."

Ein Zeitgenosse der Königin Elisabeth Christine, der sie als Braut Friedrichs gesehen, schreibt von ihr: „Die Frau Kronprinzessin ist groß und durchaus wohlgebildet; nie habe ich einen in allen Verhältnissen regelmäßigeren Wuchs gesehen. Ihr Busen, ihre Hände, ihre Füße könnten einem Maler zum Musterbilde dienen. Ihr Haar ist von bräunlich schöner Farbe, etwas in's Blonde spielend, und glänzt wie Perlen, wenn es gepudert ist. Ihre Hautfarbe ist außerordentlich schön, und in ihren großen blauen Augen sieht man Lebhaftigkeit mit Sanftmuth gepaart." —

Rode, damals Director der königlichen Akademie der bildenden Künste zu Berlin, der Maler der brandenburgischen Geschichte, zeichnete eine Allegorie auf den Tod der verwittweten Königin, die von Ring in Kupfer gestochen und Luise zugeeignet wurde. Dieser allegorische Kupferstich stellt dar, wie der jugendliche Genius der Unsterblichkeit, von Sternen umkränzt, die todte Königin aus der geöffneten Gruft zu höhern Regionen emporträgt, wo vom Quell des Lichtes Genien mit Palmen ihr entgegen kommen. Auf den Stufen des Grabmals sitzt die trauernde Armuth; von weinenden Kin-

dern umringt, streckt sie die Hände nach der verklärten Wohlthäterin aus. Zum Troste der Verlassenen schwebt der Genius der Wohlthätigkeit, ein Ebenbild Luisens, nieder, indem er das Füllhorn des Ueberflusses ausschüttet. Neben dem Sarge steht das Weihrauchfaß der Andacht, und einige Bücher versinnbildlichen die religiöse Dichtkunst der Verewigten. Rode starb bald nach dem Entwurfe dieser Todes-Allegorie; das Blatt mit dem Ebenbilde Luisens erschien gleichsam als ein Vermächtniß des Künstlers.

Als Friedrich Wilhelm II. die Nachricht von dem Hinscheiden der verwittweten Königin empfing, hatte er zu dem General von Bischofswerder gesagt: „Jetzt komm' ich d'ran!" Und wie in der Ahnung seines baldigen Todes erließ der König ein neues Trauer-Reglement zur Beschränkung des übertriebenen Pompes bei den Leichenbegängnissen. Es ward am 7. October veröffentlicht und wenige Wochen darauf bei seinem Begräbnisse zum ersten Male befolgt. Der König, schon seit Jahr und Tag kränkelnd, hatte vergebens zwei Sommer hindurch in den Heilquellen zu Pyrmont Genesung gesucht.

Am 25. September, zur Feier seines Geburtstages, an dem er sein drei und fünfzigstes Jahr vollendete, war er zum vorletzten Male in Berlin. Schon da erschien die sonst so hohe, mannesstarke Königsgestalt so eingesunken und entkräftet, daß sich dem ganzen Hofe die Vermuthung aufdrängte, es werde wohl das letzte

Geburtsfest sein, das Friedrich Wilhelm II. feierte. Er starb in dem von ihm am Ufer des heiligen Sees erbauten Mormorpalais am 16. November 1797, Morgens um 8 Uhr und 58 Minuten.

So verlor das Königliche Haus in kaum einem Jahre drei Mitglieder durch den Tod. Ein schönes Bild des königlichen Familienkreises, wie er sich vor dieser dreifachen Heimsuchung darstellte, bietet die erste Ausgabe von Goethes Hermann und Dorothea. Diese Dichtung erschien als Taschenbuch für 1798 in Berliner Verlage (bei F. Vieweg, dem Aeltern), der kostbare Einband dazu von gewirkter Seide und Maroquin war der erste Versuch dieser Art in Deutschland und die Arbeit zweier Emigranten, die kurz zuvor in Berlin eine neue Heimath gefunden hatten und nun den Außenschmuck lieferten zu dem deutschen Dichterwerke, in dem das Leid der armen Emigranten besungen wird. Das Titelkupfer aber war von der Meisterhand Chodowieckis, des damaligen Vicedirectors der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, gezeichnet und gestochen. Es zeigt die königliche Familie in anmuthiger Gruppirung, wie sie in einem Zimmer des Schlosses versammelt ist. Im Vordergrunde erblickt man den König Friedrich Wilhelm II., vor ihm seine Schwiegertöchter, die fürstlichen Schwestern und Schwägerinnen, Luise und Friederike, jede mit einem Kinde auf dem Arme. Ein drittes Fürstenkind im Flügelkleide steht zu den Füßen des Groß-

vaters und streckt lächelnd die Hände zu ihm empor. Der Kronprinz steht zwischen dem König und seiner Gemahlin Luise, Prinz Ludwig mehr seitwärts. Die königliche Wittwe Friedrichs des Großen und die Königin sitzen mehr im Hintergrunde; neben ihren Sesseln stehen die Prinzen Heinrich, Wilhelm und die Prinzessin von Oranien. Der König, aus dessen wehmüthigen Zügen ein inneres Leiden spricht, hat wie im Vorgefühle seines nahen Todes den Blick, den schon getrübten, himmelwärts gerichtet, und es scheint, als hätten dem bildenden Meister bei der Zeichnung der abgehärmten königlichen Gestalt die Worte des Gedichtes vorgeschwebt:

„Siehst du des Tischlers Werkstatt da drüben für heute geschlossen?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden."

Auf einem Spiegeltisch des Zimmers, in welchem die königliche Familie beisammen ist, thront die Büste Friedrichs des Großen; sie eröffnet dem Beschauer unwillkürlich den Fernblick auf den welthistorischen Hintergrund des königlichen Hauses.

Auch Schadow's berühmte Gruppe: die fürstlichen Schwestern, die der Meister um dieselbe Zeit vollendet hat, giebt uns ein Bild Luisens. Das Kunstwerk, aus weißem Marmor geschaffen, stellt die Königin Luise und

die Prinzessin Friederike in Lebensgröße dar, die beiden Portrait-Statuen in einer schwesterlichen Umarmung vereinigend. Welch einen Enthusiasmus das erste Erscheinen dieser Gruppe auf der Kunst-Ausstellung in Berlin bewirkte, das bezeugen die Worte eines gleichzeitigen Kunstkenners, der darüber schreibt:

„Nicht blos der Patriot, welcher eine hohe Verehrung gegen seine Königin und ihre fürstliche Schwester im Herzen trägt, sondern auch der Kunstliebhaber, Kunstkenner und Künstler verließen diese Gruppe mit der vollsten Befriedigung; und es war eines der angenehmsten Schauspiele, wie beide Klassen von Beschauern, ohne es zu wissen, Lobreden bald auf die Königin, bald auf den Künstler hielten. — Der Künstler wird nicht zürnen, daß über die liebenswürdigen Personen dieser Gruppe die bewunderungswürdige Kunst hie und da übersehen ward, denn der Freund seines Vaterlandes mußte in den Aeußerungen der Liebe und Verehrung, welche er bei den Beschauern des Kunstwerkes beobachtete, einen neuen Genuß für sein Herz finden. — Gewiß werden künftige Jahrhunderte diese Gruppe ebenfalls mit Interesse betrachten. Denn länger noch, als dieser doch endlich zerstäubende Stein, wird das Beispiel der Häuslichkeit, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Güte, wird das Beispiel dieser Königin und ihrer Tugend in der Geschichte des preußischen Hauses leben. So wie die Statue Marc-Aurels noch jetzt zu dem Her-

zen jedes fühlenden Menschen spricht; wie noch jetzt dem Betrachter dieses Kunstwerkes die wohlthätige Regierung dieses Monarchen, seine stille Größe langsam vorübergeht, so werden ebenfalls nach Jahrhunderten vor dieser Gruppe sinnende Bewunderer stehen, sich in die Zeit zurückzusehnen, in welcher die Königin lebte!"

Diese Worte sind nur ein treues Echo der allgemeinen Begeisterung, mit der Luise als Königin von dem Volke begrüßt wurde, dessen Herz sie schon als Kronprinzessin gewonnen hatte. Und wie glücklich sie sich in der Liebe ihres Volkes fühlte, das äußerte sie zu den Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft, die gekommen waren, ihren Glückwunsch zu der Thronbesteigung darzubringen.

„Es ist mir lieb, meine Herren, Sie kennen zu lernen," sagte die Königin. „Die gütige Aufnahme der preußischen Unterthanen und ihre bisherige Liebe wird mir unvergeßlich bleiben, und es wird mein vorzüglichstes Bestreben sein, mir diese Liebe zu erhalten. Die Liebe der Unterthanen ist das sanfteste Kopfkissen der Könige, und ich werde jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen, mich den hiesigen Bürgern dafür erkenntlich zu bezeigen."

Unter andern Deputationen, die nach Berlin kamen, um das junge Königs-Paar zu beglückwünschen, erschien auch eine der Halloren aus Halle und begehrte den Landesvater zu sprechen. Der König war jedoch nicht ge-

genwärtig. Statt seiner läßt Luise die Halloren zu sich rufen, unterhält sich auf's Huldreichste mit ihnen und spricht ihr Bedauern aus: „daß ihr Mann nicht zu Hause sei.“ — Einer der Halloren erkundigt sich treuherzig, wie sich denn der „kleine König“ befinde, und erwähnt dabei, daß sie schon vor nunmehr bald zwei Jahren das Glück gehabt hätten, ihn in der Wiege zu sehen.

„Ihr meint den Kronprinzen,“ bemerkte die Königin lächelnd.

„Nein, Majestät,“ antwortete der Hallore, „ich meine den kleinen König, der dazumal, als der regierende Herr noch Kronprinz war, der kleine Kronprinz hieß. Also muß er doch jetzt, wo der Herr Vater König ist, der kleine König heißen.“

Luise lacht zu dieser originellen Erklärung und sagt: „Nun, wir wollen nur wünschen, daß aus dem kleinen König mit der Zeit ein recht großer wird“. Darauf läßt sie die Prinzen herbeibringen und zeigt sie den treuen Halloren in der Freude ihres Mutterherzens.

Das große königliche Schloß stand dem König und der Königin zu Gebote. Aber sie begnügten sich nach wie vor mit dem prunklosen kronprinzlichen Palais, das ihnen als die Grundstätte ihres häuslichen Glückes lieb und werth geworden war. Im Hinblick darauf erschien kurz nach ihrer Thronbesteigung ein in Kupfer gestochenes Familiengemälde des königlichen Hauses von Henne,

mit der Unterschrift: „Friedrich Wilhelm und Luise — sie wohnen alle Beide — ja so gern noch jetzt wie vormals — unter eines Hauses Obdach“ u. s. w. Man sieht in diesem Bilde den König an der Seite seiner Gemahlin auf einer Ottomane sitzen, Beide sich des Anblicks ihrer Kinder freuend: der Kronprinz steht neben dem Vater, die Hand an den hölzernen Degen gelegt, den zweiten Prinzen hat die königliche Mutter auf dem Arme.

Sie beharrten Beide in ihrer einfachen Lebensweise. Einen Kammerdiener, der am Tage der Thronbesteigung beide Flügelthüren vor ihm aufreißt, fragt Friedrich Wilhelm III.:

„Bin ich denn in der Geschwindigkeit so stark geworden, daß eine Thür für mich zu enge ist?“

Und als der Küchenmeister in Folge der Erhebung der kronprinzlichen Küche zur königlichen zwei Schüsseln mehr auf den Küchenzettel gesetzt hat, da streicht sie der König mit der Frage:

„Man glaubt wohl gar, ich habe seit gestern einen größern Magen bekommen?“

Seit dem König Friedrich I., der das Hof-Ceremoniel Ludwigs XIV. von Paris nach Berlin verpflanzte, war es am preußischen Hofe Sitte, daß zwei Generallieutenants die Speisen an der königlichen Tafel im Stehen vorlegten, und daß der Hofmarschall dem regierenden Herrn bis zu dem ersten Trunke aufwartete.

Als nun der König an der ersten Festtafel den dienstthuenden Hofmarschall hinter seinem Sessel bemerkte, sagte er zu ihm: „Setzen Sie sich doch auch zu Tische."

„Ich darf nicht", war die Antwort, „nicht eher, als bis Ew. Majestät den ersten Trunk gethan haben."

„Schreibt die Etikette dazu ein besonderes Getränk vor?"

„So viel ich weiß — nein."

„Warten Sie," sagte der König, langte nach dem nächsten Wasserglase, trank vor den Augen des Hofmarschalls und fügte hinzu: „So! nun können Sie gehen. Ich habe den ersten Trunk gethan."

Wie früher, sah man Friedrich Wilhelm und Luise oft Arm in Arm spazieren gehen, ohne alles Gefolge, außer dem des Volkes, das sich zujauchzend um das junge Königs-Paar drängte. So besuchten Beide den Christmarkt des Jahres 1797, kauften an verschiedenen Buden und nahmen bei dem Conditor Fechter einige Erfrischungen zu sich. An einer der Buden will eine Bürgersfrau, im Einkaufen begriffen, den Handel abbrechen und rasch vor dem königlichen Paare zurücktreten.

„Stehen bleiben, liebe Frau," sagt die Königin. „Was würden die Verkäufer sagen, wenn wir ihnen die Käufer vertreiben wollten."

Und mit der ihr eigenen Leutseligkeit erkundigt sie sich, ob die Frau Familie habe, und als diese sich eines

Sohnes rühmt, der mit dem Kronprinzen in gleichem Alter sei, da kauft die Königin einige Spielsachen für den Knaben und überreicht sie der hocherfreuten Mutter mit den Worten:

„Nehmen Sie, liebe Frau, und bescheren Sie diese Kleinigkeit Ihrem Kronprinzen im Namen des meinigen.“

Wie hoch mußte durch solche Züge echter Popularität die allgemeine Verehrung für Luise steigen! Ohne durch äußerlichen Prunk daran zu erinnern, daß sie die Königin sei, machte sie doch vermöge der angeborenen Hoheit ihrer Erscheinung niemals vergessen, daß sie die Gemahlin des Königs, die Repräsentantin der Majestät sei. „Der König selbst,“ schreibt ein Zeitgenosse im Monat Februar 1798, „nimmt selten Cour an; er versäumt aber niemals die, welche Sonntags Abend gewöhnlich bei der Königin Statt finden. Alle Etikette ist indessen aus diesen Versammlungen verbannt. Wohlwollen und Ungezwungenheit herrschen in ihnen, so daß Männer, welche sonst geschworene Feinde alles Hofzwanges waren, sich hier wie im Schooße einer befreundeten Familie befinden, und so sehr sie auch sonst alle großen Gesellschaften meiden, sich entschlossen haben, diese nicht zu versäumen. Der König und die Königin unterhalten sich, so weit dies möglich ist, mit einem Jeden von den Anwesenden und binden durch ihr Betragen und ihre Worte die Herzen immer fester an sich. — Einer der Staatsminister

des Königs gab dieser Tage ein Abendessen und einen Ball. Der König und die Königin beehrten Beides mit ihrer Gegenwart. Als der Wagen des Königs vorfuhr, hielten schon mehrere Wagen vor der Thür, so daß der königliche nicht sogleich vorfahren konnte. Man wollte den Thorweg öffnen; aber der König verbat es und wartete, bis sein Wagen der Reihe nach vorkam. Als die Königin ausstieg, sagte sie zu der sie empfangenden Frau des Staatsministers:

„Nehmen Sie's nicht übel, daß wir so spät kommen, mein Mann hatte noch Geschäfte.“

Seltener Hof — ruft der Erzähler aus — wo die Geschäfte den Rang vor Festen und Vergnügungen haben!

Auf dem nämlichen Balle ward eine liebenswürdige Dame von den adeligen Herren nicht zum Tanze aufgefordert, weil sie bürgerlicher Herkunft war. Kaum hatte die Königin die Ursache dieser Zurücksetzung bemerkt, da bat sie den König, selbst mit der Bürgerlichen zu tanzen, und verschaffte so der anfänglich Uebersehenen die höchste Ehre des Ballabends.

In ähnlicher zartsinniger Weise hat die Königin bei einer großen Cour in Magdeburg sich einer jungen Offiziers-Frau angenommen, als diese durch die Frage: „Was sind Sie für eine Geborene?“ so sehr in Verlegenheit gerathen war, daß sie in der Angst ihres bürgerlichen Herzens ausrief:

„Ach, Ihro Majestät! Ich bin gar keine — Geborene!“

„Die Königin, der es leid that, die junge Frau dadurch dem höhnischen Lächeln der Umstehenden preisgegeben zu sehen, verbannte auf der Stelle durch einen ernsten Blick den Spott aus den Mienen ihrer Umgebung, neigte sich dann um so freundlicher zu der in tiefer Befangenheit dastehenden jungen Frau und sprach mit erhobener Stimme, als wünsche sie von Allen gehört zu werden:

„Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satyrisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck: von Geburt sein, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen, und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben.

Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen, und ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur im Herzen liegt."

So zartsinnig wußte die beredsame Königin die Verlegenheit der Befragten zu heben, und indem sie sich dergestalt gegen jede Ueberschätzung des Adels aussprach, offenbarte sich in diesen Worten der Adel ihrer Seele desto herrlicher. Allerdings eine wahre Offenbarung geistigen Lebens ist das Wort nur da, wo es ein Schlag des Herzens, ein Klang der Seele ist, wo die Rede mit dem Grundtone des ganzen Wesens übereinstimmt. Darin ruht das ganze Geheimniß der Beredsamkeit, der echten, die keine Kunst ist, sondern eine Tugend. Darin wurzelte auch jene bezaubernde Beredsamkeit, die der Königin von ihren Zeitgenossen nachgerühmt wird, und die ihr überall das treffende Wort eingab, sei es in königlicher Herablassung zu dem geringsten ihrer Unterthanen, sei es in königlicher Aufrichtung gegen einen hochfahrenden Kriegsfürsten wie Napoleon. Im Gegensatze zu Talleyrand, jenem hinkenden Teufel französischer Diplomatie, der da meinte: die Worte seien nur dazu da, um die Gedanken zu verschleiern, kam der Königin in ihrer mündlichen oder schriftlichen Rede vielmehr Alles darauf an, ihre Gedanken und Gefühle in frischester Lebendigkeit auszusprechen. Daher der volle

Herzens-Erguß in ihren eigenhändigen Briefen; daher aber auch das Charakteristische in manchen derselben, daß das Deutsche mit französischen Sätzen untermischt erscheint. Ihre deutsche Sprachfertigkeit vermochte dem raschen Schwunge ihrer Gedanken nicht immer zu folgen, dann griff sie zu der ihr schneller zu Gebote stehenden französischen Ausdrucksweise.

Die hohe Natürlichkeit, welche die Königin in Schrift, Wort und Geberde beseelte, spiegelte sich auch in der edlen Einfachheit ihrer Kleidung. Eine berühmte Frau schreibt darüber in einem Briefe aus dem Junimonat 1798:

„Freilich können Wenige so wie sie, bei der stillen Majestät ihrer Schönheit, so der äußern Hülfsmittel entbehren. Die Königin erscheint nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischt, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichtem Mousselin gekleidet, das schöne leicht umlockte Haupt, im leichten Kostüme, eben so einfach geschmückt. Diese Grazie hat Berlins Töchter verleitet, eine Reform in ihrem Anzuge zu machen."

In demselben Briefe wird erwähnt, daß die Truppen, als sie dem jungen König schworen, Friedrich dem Dritten ihr kräftiges Vivat riefen. „Denn" — heißt es weiterhin — „mit Zuverlässigkeit hofften sie, er werde auf dem Thron diesen hochverehrten Namen annehmen. Aber der durchaus Bescheidene hat, wie man sagt, eine Anmaßung darin geahnt, und er zog es vor,

Friedrich Wilhelm der Dritte zu heißen. Auch dieser Name erinnert die dankbare Nation an manchen Segen der Vorzeit. Möge neben dem Lorbeer auch die friedliche Palme seinen geehrten Thron beschatten! Und sollten alle Throne der Erde durch den hart anstürmenden Republikanismus erschüttert werden: der Thron des innigst Geachteten wankt nicht, ihn stützt die Liebe eines biedern Volkes, das Sinn für den Segen hat, den ihm der Genius des Staates in diesem rechtschaffenen Manne gab, den er zum Wohl des Ganzen selbst gebildet zu haben scheint. Welch ein erhabenes Schauspiel, ein Mensch, ein veredelter Mensch auf dem Thron! — Auch erkennen es die Bewohner dieses Staates dankbar, daß eben dieser sorgende und waltende Genius ihm eine Königin zur Seite gab, die so ganz in seinen Sinn eingeht, so gern und so froh ihr schönes Leben in stiller einfacher Hoheit neben ihm lebt. Welch ein Vorbild, welch ein Beispiel ihrem Geschlecht, das voll zärtlicher Bewunderung heraufblickt! Ich traue den Berlinerinnen edlen Bildungstrieb genug zu, sich nicht nur an der reizenden Außenseite ergötzen, nicht nur ihr jeden Schwung ihres Federschmuckes, jeden Wurf der Falten ihres Gewandes abstehlen zu wollen, sondern ihren Blick auf das innere Heiligthum ihres Hausstandes zu werfen, wo sie ganz in der ehrwürdigen Gestalt einer deutschen Gattin und Mutter erscheint."

So weit ging der Enthusiasmus für das junge Kö-

nigs-Paar, daß die Berliner Damen kleine Fächer mit dem Brustbilde Friedrich Wilhelms und Luisens trugen, dazu breite Atlasbänder mit der goldenen Inschrift: „Vive le Roi, vive la Reine!“

Neben der Menge von Bildnissen des Königs und der Königin, die als besondere Kunstblätter erschienen, wurden die Portraits des jungen Königs-Paares von fast allen damaligen Zeitschriften geliefert. So richteten auch die Herausgeber der Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg (Fischbach, Kosmann und Th. Heinsius) an die Königin die Bitte um die Mittheilung eines ähnlichen Gemäldes des Monarchen: sie wollten sein Bildniß auf den Wunsch ihrer Leser dem Januarhefte 1798 vorsetzen.

„Ihro Majestät,“ berichten die Herausgeber über den Erfolg dieser Bitte, „waren so gnädig, uns zu erwiedern, daß sie kein anderes ähnliches Bildniß besäßen, als das, welches Sie an der Brust als Medaillon trügen, und es falle Ihnen schwer, sich auf eine Zeit lang davon zu trennen; indessen, da es unsere Leser wünschten, so wollten Sie Sich gern zu überwinden suchen und unsern Wünschen genügen. — Wer unter uns,“ fügen die Herausgeber hinzu, „sollte nach einer solchen Aeußerung, die von Herzen kommt und zu Herzen gehen muß, das Bildniß Sr. Majestät, das wir liefern werden, nicht zwiefach lieb gewinnen und es als ein theures Geschenk unserer guten Königin aufnehmen.“

Und wie Luise, ihren eigenen Worten nach, das Bildniß Friedrich Wilhelms als Medaillon an der Brust trug, eben so hat der König noch nach ihrem Tode und bis an den seinigen das Bild der Königin, Allen verborgen, auf der Brust getragen, in der Kapsel seines schwarzen Adlerordens. Erst nach seinem Hinscheiden, als man die Kapsel des Ordens öffnete, enthüllte sich dieses zarte Geheimniß seines stillen Andenkens an die Verklärte. —

In dem mit dem Bildnisse des Königs geschmückten Hefte jener Denkwürdigkeiten erzählt der Mitherausgeber Kosmann:

Ein Berliner Prediger, der einen Sohn in der chirurgischen Pepiniere hatte, bat die Königin, den General-Chirurgus Goerke zu vermögen, daß er seinen Sohn bald anstellen möge. Die Königin machte Herrn Goerke mit diesem Gesuche bekannt (nachdem sie zuvor, wie sie immer in solchen Fällen that, mit dem Könige deshalb Rücksprache genommen hatte). Goerkes Antwort war: der junge Mann sei zwar von guter Art, aber theils müsse er noch etwas lernen, theils könne er ihn andern geschicktern Jünglingen nicht vorziehen. Der König kam gerade dazu und hörte diese Worte.

„Habe ich es nicht gesagt?" bemerkte Seine Majestät. „Das thut Goerke nicht, der geht geradezu und liebt den rechten Weg."

Wer hört dieser Aeußerung nicht an, daß sie ganz

aus der Seele Friedrich Wilhelms III. gesprochen ist. Hatte doch seine strenge Geradheit sogleich beim Antritte seiner Regierung allen Hofbedienten verboten, für irgend Jemanden ein gutes Wort um eine Anstellung bei ihm einzulegen, weil er solche krumme Wege nicht leiden könne und jede Fürbitte dieser Art als ein Abschieds-Gesuch des Fürbittenden ansehen würde.

Der König war im Anfange seiner Regierung für Jedermann zu sprechen. Da erschien auch eine Fischerfrau aus Schwedt vor ihm und erzählte ihm, daß der hochselige Prinz Ludwig kurz vor seinem Tode so gnädig gewesen sei, ihrem Manne 6000 Thaler zum Baue eines neues Hauses zu versprechen, die in vier Terminen hätten gezahlt werden sollen. Jedoch nach der ersten Terminal-Zahlung von 1500 Thalern sei der Prinz und bald darauf auch ihr Mann gestorben, so daß der bereits begonnene Hausbau in's Stocken gerathen sei, und sie, die arme Wittwe, nun hülflos dastehe. Nun habe sie gehört, der Bruder des Prinzen Ludwig sei König geworden, und sie habe sich stracks auf den Weg nach Berlin gemacht, um dem Könige ihr Leid zu klagen. „Sein Bruder war ein ehrlich Mann," schloß die Fischerfrau, „und ich hoffe, he wird das auch sein, und da he nu was geworden is, mir auch mein Haus bauen lassen."

Der König sicherte ihr dies zu und gab ihr ein

Schreiben nach Schwedt mit, das den Befehl dazu enthielt.

„Die werden Augen machen, die Herren in Schwedt!" rief die Frau und eilte, die eigene Botin ihres Glückes, in ihre Heimath zurück. Bald darauf trieb das Gefühl der Dankbarkeit die Fischerfrau wieder nach Berlin. Sie brachte dem König ein Fäßchen Neunaugen mit den Worten: „Da ich sehe, daß he eben so ein ehrlich Mann is, wie Sein Bruder, so bring' ich Ihm auch etwas für Seine Mühe."

Der König nahm das Fäßchen, gab der Frau ein reichliches Botenlohn, eilte mit dem Geschenk zur Königin, erzählte ihr, wie er zu den Neunaugen gekommen und schloß mit den scherzhaften Worten: „Da siehst Du: Aemtchen bringt Käppchen!"

Noch viele solcher gemüthlichen kleinen Tagesgeschichten aus dem öffentlichen und häuslichen Leben des jungen Königs-Paares finden sich in den Schriften jener Zeit verzeichnet. Mögen sie sich auch nicht immer wörtlich so zugetragen haben, wie sie dort erzählt werden, sie erscheinen wenigstens als ein redendes Zeugniß der Liebe und Verehrung, die das Volk für Friedrich Wilhelm und Luise beseelten.

Die bedeutendsten Dichter jener Zeit wetteiferten mit einander, der Königin ihre Huldigungen darzubringen. Novalis veröffentlichte eine Reihe begeisterter Ge-

danken unter dem Titel: „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin.“ Im Hinblicke auf Friedrich Wilhelm und Luise sagt er darin:

„Der König ist das gediegene Lebensprincip des Staates; ganz dasselbe, was die Sonne im Planeten-System ist. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger, und die Häuslichkeit mehr als Mode werden. Sie wird zugleich ächtes Muster des weiblichen Anzugs sein. — Der Hof ist eigentlich das große Muster einer Haushaltung. Nach ihm bilden sich die großen Haushaltungen des Staats, nach diesen die kleineren, und so herunter. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So ist die Königin die Feder des Hofes. — Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte. Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der neupreußischen Frauen, ihr Nationalzug. Ein liebenswürdiges Wesen unter tausendfachen Gestalten!“

„Sonst mußte man sich vor den Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allge-

meinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Um eine treffliche Frau zu finden, mußte ein behutsamer junger Mann sonst in die entlegenen Provinzen, wenigstens in die gänzlich von Stadt und Hof entfernten Familien gehen; künftig wird man, wie es nach dem ursprünglichen Begriff sein sollte, an den Hof, als den Sammelplatz des Besten und Schönsten, gehen und sich glücklich preisen können, eine Frau aus der Hand der Königin zu empfangen. — In unsern Zeiten haben sich wahre Wunder der Transsubstantiation ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und lieb gewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin. Dort kann sich Jeder anschaulich überzeugen, daß der ewige Friede herzliche Rechtlichkeit über Alles liebt und nur durch diese sich auf ewig fesseln läßt."

Sei es auch, daß Novalis in seiner Schilderung des Königs-Paares bei der kälter blickenden Nachwelt nicht frei von poetischer Ueberschwenglichkeit erscheint: sie bleibt immerhin ein Wahrzeichen jener begeisterten Stimmung, die Friedrich Wilhelm und Luise bei ihrer Thronbesteigung in allen Schichten des Volkes, in allen Kreisen der Gesellschaft hervorriefen. Denn wie das Wort überhaupt nichts Anderes ist, als die äußere Gestalt des sprechenden Geistes, so läßt sich im Einzelnen der Geist

einer Zeit eben nur aus den Aeußerungen der Genossen dieser Zeit erkennen. Daher läßt sich das, was Luise für ihre Mitwelt gewesen ist, durch die ursprünglichen Worte ihrer Zeitgenossen am lebendigsten darstellen.

Wie Novalis, so hat auch der ihm geistesverwandte A. W. Schlegel die Begeisterung, wie sie damals für Luise herrschte, in poetischer Weise ausgesprochen. In einem Gedichte, welches er zur Feier der Huldigung am 6. Juli 1798 veröffentlichte, sagt Schlegel:

Wie könnte je sich ihm der Himmel schwärzen?
Er sucht und fand der Liebe schönsten Lohn.
Luisens Lächeln heißt den Kummer scherzen,
Vor ihrem Blick ist jedes Leid entfloh'n.
Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie ist der Anmuth Göttin auf dem Thron;
Ihr zartes Werk, ihr seligstes Gelingen,
In seinen Lorbeer Myrten einzuschlingen.

Es blickt auf Euch die Muse der Geschichte,
Erhabner Herrscher! Holde Königin!
Ihr strenges Zeugniß wird zum Lobgedichte;
Sie ist der goldnen Zeit Verkünderin.
Ach, jüngst noch sah sie grausende Gesichte,
Der Griffel sank als Dolch ihr blutig hin.
So schritt sie ernst auf tragischem Kothurne
Und ruhte sinnend an der Menschheit Urne.

Ihr aber habt der Göttin Gram erheitert,
Hier, wo der Staat ein ew'ger Tempel steht,
Nicht wanket wie das Schiff, das, eh' es scheitert,
Sich noch mit aufgespannten Segeln bläht,

Wird keine Kraft gedämpft, sie wird geläutert,
Es gilt der freien Wahrheit Majestät;
Hier waltet Ruh', stürzt schon verflucht, bewundert
In seine Gruft mit Krachen das Jahrhundert. —

Am 25. Mai 1798 reiste der König in Begleitung seines Adjutanten, des Obristen von Köckeritz, von Berlin ab, um sich nach Königsberg zur Huldigung zu begeben. Die Königin, die sich zum vierten Male Mutter fühlte und deshalb nur kleinere Tagereisen machte, war schon den vorhergehenden Nachmittag um 5 Uhr von Berlin aufgebrochen und übernachtete in Freienwalde. Ihre Reisegefährtinnen waren die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und das ältere Fräulein von Vieregg.

Schon vor seiner Abreise — heißt es in einem gleichzeitigen Berichte dieser Huldigungs-Fahrt — hatte der König durch mehrere Cabinets-Ordres allen Prunk und alle Ehrenbezeigungen zu entfernen gesucht. Er hatte erklärt, daß die Liebe des Volks untrüglichere Merkmale habe als Ehrenpforten, Einholungen, Gedichte und dergleichen — Merkmale, die von keiner Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern gerade aus dem Herzen kommen; er hatte erklärt, daß nur diese für sein Herz wahren Werth hätten, und daß er ihnen während seiner Regierung schon manche frohe Stunde verdanke.

„Ich wünsche nur," sagte er, „das zwischen uns geschlossene Bündniß von ihrer Seite durch Bezeigung

der Liebe und Treue, von meiner Seite durch Bezeigung des Wohlwollens immer enger zu knüpfen."

Die Erscheinung des Königs und der Königin — fährt jener Reisebeschreiber fort — in Provinzen, wo auch die ältesten Greise sich kaum erinnern können, eine Königin gesehen zu haben, gleicht daher der Erscheinung von Schutzgöttern des Vaterlandes, von den erhabenen Genien der Gerechtigkeit und Milde, die überall, wo sie sich zeigen, jedes Herz gewinnen und sicherer erobern als die siegreichsten Waffen. Man kann die Reise des Königs in dieser Hinsicht nicht sowohl mit einem fortwährenden Triumphe, als vielmehr mit einer ununterbrochenen Reihe von Familienfesten vergleichen, wo der Gegenstand der Verehrung und Liebe von allen Gliedern des Hauses mit Freude und Entzücken empfangen, mit dankbarer Rührung bei der Trennung entlassen wird.

Die Königin traf am 25. Mai Nachmittags zu Stargard in Pommern ein. Wie heiß die Sonne auch brannte, ihr schwüler Strahl vermochte nicht die dichte Volksmasse zu zerstreuen, die, um einen Blick der Königin zu erhaschen, freudig des Tages Hitze trug. Neunzehn kleine Mädchen aus der Stadt, alle in weißen Kleidern mit rothen Bändern und mit Kränzen von Wintergrün um Kopf und Kleid, jede mit einem Blumenkörbchen in der Hand, standen an der Schwelle des zum Empfange der Landesmutter eingerichteten Hauses, um ihren Weg mit Blumen zu bestreuen. Luise unter-

hielt sich wie eine Mutter mit den Kindern, sie faßten schnell Vertrauen zu ihr und erzählten: sie seien eigentlich ihrer zwanzig Mädchen gewesen; aber die Eine sei wieder nach Hause geschickt worden, weil sie so häßlich ausgesehen habe.

„Das arme Kind!“ äußert die Königin. „Hat sich gewiß recht auf meine Ankunft gefreut, und nun muß es zu Hause sitzen und wird seine bittern Thränen weinen.“

Und die liebevolle Landesmutter, von der man mit Recht sagen konnte, sie betrübte kein Kind, ließ auf der Stelle die zurückgesetzte Kleine herbeiholen und zeichnete dann gerade das „so häßlich aussehende Mädchen“ merklich vor allen andern Kindern aus.

Den Tag darauf, am 26. Mai, war Luise bei der Musterung der Truppen durch den König gegenwärtig. Wie groß der Andrang der schaulustigen Menge auch war, der König hatte ausdrücklich befohlen, Jeden so nahe als möglich herankommen zu lassen, und das königliche Paar wurde nun oft ganz von dem Volksknäuel eingewickelt. Da bemerkte die Königin, wie ein alter pommerscher Landmann in einiger Entfernung von ihr vergebens strebte, näher heranzubringen. Augenblicklich befahl sie einem ihrer Diener, doch jenem alten Manne Platz durch die Menge zu machen, damit er näher treten könne.

Der Diener ging zu dem Bauer und redete ihn an: „Vater, Ihr wollt wohl auch gern die Königin sehen?“

„Ja, Herr," war die Antwort, „wenn's möglich wäre."

Und als der Diener den ehrlichen alten Bauer näher herangeführt hatte, so daß er nun die Königin bequem sehen konnte — da entblößte der Greis sein Haupt und schaute mit unverwandtem Blicke die Landesmutter an, als wolle er ihr Bild für immer seinem Gedächtnisse, seinem Herzen einprägen.

Am 27. Mai setzte Luise ihre Reise von Stargard über Köslin nach Danzig fort. Auf einem Dorfe unweit Köslin wurde der Wagen der Königin von einer Schaar von Landleuten umringt, der Schulze des Orts trat an den Schlag und bat in seinem treuherzigen Niederdeutsch Ihre Majestät, doch einen Augenblick auszusteigen, denn die Bauern hier möchten doch auch gern ihre Landesmutter tractiren; die Städter dächten ja sonst, sie hätten das Vorrecht allein. Augenblicklich verließ die Königin den Wagen, trat in das zu ihrem „Tractement" eingerichtete Bauernhaus und aß von dem aufgetischten Eierkuchen, sich vielleicht dabei jenes einst bei Goethes Mutter geschmausten Eierkuchens erinnernd. —

Auch in Danzig stiftete sich Luise durch ihre Leutseligkeit ein unvergeßliches Andenken: die Höhe des Karlsberges, wohin sie in einem eigens dazu verfertigten Wagen fuhr, um sich dort oben der malerischen Aussicht zu erfreuen — diese Höhe des Karlsberges heißt heute

noch ihr zu Ehren der Luisenhain, und der damals zu ihrem Empfange erbaute Kiosk steht heute noch, ein Tempel der Erinnerung an die gefeierte Königin.

Am 2. Juni reiste Luise von Danzig weiter nach Königsberg. In Klemensfähr, beim Uebergange über die Nogat, hatte die Elbinger Kaufmannschaft ein Zelt aufschlagen lassen; in seinem Schatten sollte das königliche Paar ein ländliches Mittagsmahl einnehmen. Die Königin kam eher, als der König, der einen Weg über Marienburg gemacht hatte, um die dort zusammengezogenen Truppen zu mustern. Es war schon spät, daher richtete man die Frage an die Königin, ob sie befehle, daß aufgetragen werden solle.

„Nein," sagte sie, „ich speise nicht eher, als bis mein Mann kommt. Es ist Pflicht der Frau, mit dem Essen auf den Mann zu warten."

Eine halbe Stunde später langte der König an und setzte sich mit der Königin zu Tische. Bei diesem Mahle war es, wo Friedrich Wilhelm III. einem Landmanne, der ihm knieend eine Bittschrift überreichte, in edlem Unwillen zurief: „Nur vor Gott knien! Ein Mensch muß nicht vor einem andern Menschen knien!"

Ein ähnliches Wort sprach einst der mit dem Kurhause Brandenburg verschwägerte Gustav Adolf, an dessen Schwedenstein bei Lützen die drei verbündeten Monarchen im Befreiungskriege ihre Kniee gebeugt haben. Denn nach der Leipziger Schlacht, in welcher

Gustav Adolf über den bis dahin unbesiegten Tilly gekommen war wie der rächende Geist des zerstörten Magdeburgs, hoben sie in Erfurt knieend ihre Kinder empor zu dem für die Freiheit seines Glaubens kreuzziehenden Heldenkönig, und verweisend sprach er:

„Euren Retter heißt Ihr mich? Und doch wollt Ihr mich dem Verderben weihen durch den Teufel des Hochmuths, da Ihr vor mir schwachem Menschen niederfallet, als wär' ich Gott der Herr!"

Auch darin übereinstimmend mit ihrem Gemahl, zeigte Luise ein ander Mal, daß sie vor Gott gleichfalls keinen Unterschied der Stände kenne.

Bei einem glänzenden Militär-Kirchenfeste — erzählt Eylert — dem der König und die Königin mit ihren Hofstaaten in der Hof- und Garnison-Kirche zu Potsdam beiwohnten, konnte eine zu spät kommende Frau in der überfüllten Kirche nirgend mehr ein Plätzchen finden. Unbekannt mit der Oertlichkeit, geräth sie in den Gang zur Loge der Königin und öffnet die Thür. Ueberrascht durch den Anblick der glänzenden Versammlung will sie zurücktreten, da nöthigt sie der freundliche Wink einer Hofdame, näher zu kommen, und sie nimmt in der hintersten Reihe Platz. Aber nach beendigtem Gottesdienste, sobald die Königin die Loge verlassen hat, tritt der Ober-Ceremonienmeister von N. heftig zu der Frau: „Wie sie sich habe unterstehen können, ungeziemender Weise in die Loge Ihrer Majestät der Königin

zu bringen und damit eine unverantwortliche Unschicklichkeit zu begehen." — Alle Versicherungen, daß dies ohne Absicht geschehen sei, alle Bitten um Verzeihung halfen nichts, selbst dann nichts, als sie den achtbaren Stand und Namen ihres Mannes genannt hatte. Sie wurde behandelt, wie wenn sie sich einer Beleidigung der Majestät schuldig gemacht hätte. Trostlos und in Thränen kam die Gescholtene zu Eylert; sie klagte ihm ihre Noth, tief betrübt darüber, daß es scheinen könne, als habe sie die Ehrfurcht vor der Königin aus den Augen gesetzt. Als sie noch so weint und jammert, erscheint ein Kammerherr der Königin, Graf von Brühl, und meldet Eylert, daß die Königin ihn zu sprechen wünsche, und wo möglich sogleich.

Eylert folgt dem Rufe, und die Königin, dem Eintretenden mit raschen Schritten entgegenkommend, empfängt ihn mit den Worten:

„Aber ich bitte Sie um's Himmels willen, was ist in Ihrer Kirche geschehen? So eben habe ich mit Unwillen gehört, wie eine würdige Frau der Gemeinde von dem Herrn von N. gekränkt worden ist. Warum? Sollte man's glauben, darum, weil sie in meiner Loge während des Gottesdienstes Platz genommen hat. Man weiß, wie der König und ich über das Hof-Ceremoniel denken. Ganz läßt es sich auch nicht beseitigen; aber man sollte doch einen Unterschied machen. Und das nun vollends in der Kirche! Ich bin trostlos darüber, wie-

wohl nicht schuld daran. Ich bitte Sie, machen Sie es wieder gut. Essen Sie diesen Mittag bei uns auf der Pfauen-Insel und bringen Sie mir die Versicherung, daß die würdige Frau wieder zufrieden gestellt ist. Morgen aber kommen Sie mit ihr selber — ich werde mich freuen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

„Und das nun vollends in der Kirche!" — Diese Worte sind unverkennbar ein treuer Ausdruck der Königin, die sich immer als eine von Herzen demüthige erwiesen hat; jedoch ohne daß der Zug ihrer Seele nach dem Unsichtbaren, ohne daß ihre Vertiefung in das Höhere, ihre Hingebung an das Göttliche irgendwie etwas krankhaft Zerfließendes oder unklar Verschwimmendes hatte. Davor behütete und bewahrte sie die ursprüngliche Frische und Stärke ihres Gemüthes.

In Königsberg traf die Königin am 3. Juni Nachmittags ein und wohnte am 5. der Huldigung bei. Die Worte, die sie zu den Abgeordneten der verschiedenen Stände sprach, pflanzten sich von Mund zu Mund und wurzelten in Aller Herzen. Deputirte der Königsberger Kaufmannschaft nahten ihr mit der Bitte, daß sie das Gesuch um Belebung des dortigen Handels bei Seiner Majestät bevorworten möge. Die Königin, mit feinem Takt jeden Schein von Einmischung in die Regierungsgeschäfte vermeidend, ging nicht auf diese Bitte ein. Aber sie wußte in deren Ablehnung die größte Verheißung zu legen, indem sie sagte:

„Meine Herren! Es bedarf keiner Fürsprache von meiner Seite; denn mein Mann thut aus eigenem Antriebe Alles, was das Glück seiner Unterthanen befördern kann."

Ihrem Zartsinne war es zuwider, die Deputationen, welche kamen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen, längere Zeit im Vorzimmer warten zu lassen. Schon als Kronprinzessin hatte sie bei gleichzeitiger Anmeldung ihres Hofschuhmachers und eines Grafen dem Handwerksmanne den Vorrang des Eintrittes gestattet mit den Worten: „Dem Meister ist seine Zeit gewiß kostbarer als dem Grafen, und wenn der Mann Stunden lang auf meine Bestellungen warten sollte, was hätte er dann von der Ehre, Hofschuhmacher zu sein? Der Meister soll kommen, und der Herr Graf soll warten."

Der Prediger Lefort hatte im Namen der französischen Gemeinde um eine Audienz gebeten und war zu dieser um 11 Uhr bestellt worden. Eine Stunde vorher schickt die Königin zu ihm und läßt ihm sagen: „sie werde die Herren Deputirten erst um drei Uhr empfangen können und bitte daher, ihr erst um diese Stunde das Vergnügen zu machen, bei ihr zu erscheinen."

Wie anscheinend klein auch diese königliche Aufmerksamkeit sich unter dem Gesichtspunkte der weniger Umstände machenden Gegenwart darstellt: zu jener Zeit, wo das deutsche Hofleben im Allgemeinen noch ein steifes, streng gemessenes Ceremonienwesen war, wurde

Luise dadurch das Vorbild einer bisher fast unerhörten königlichen Einfachheit. Und gleichwie sie durch ihre reine, musterhafte Häuslichkeit ein vorleuchtendes, zur Nacheiferung begeisterndes Beispiel geworden für ihre sittlich zerrissene Mitwelt, eben so löste die Königin zuerst von allen deutschen Fürstinnen das Hofleben aus dem Banne der französischen Etiquette. Sie suchte es auf jene frühere, dem deutschen Charakter eigenthümliche Traulichkeit zurückzuführen, die den Fürsten als Vater, die Fürstin als Mutter des Landes ansieht und mit der äußerlichen Ehrfurcht die innerliche Liebe des Volkes vermählt.

Als jene um drei Uhr bestellte Deputation vor ihr erschien, antwortete die Königin dem Sprecher derselben, dem Prediger Lefort:

„Mein Mann und ich haben recht lebhaft gewünscht, Preußen zu sehen; wir sind von Freude durchdrungen, indem wir uns von unsern braven Preußen umringt sehen, die sich immer durch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland und durch ihre Liebe zum Könige ausgezeichnet haben."

Bei dem Ballfeste, das der König den Ständen im Moskowiter-Saale gab, trug Luise den aus zwei langen Schnüren und zwei künstlich verfertigten Leibbinden bestehenden Bernsteinschmuck zu Ehren der Bernsteinarbeiter, deren Zunft ihr diesen vaterländischen Schmuck als Zeichen ihrer Ehrfurcht überreicht hatte.

Auch ein Schachspiel von Bernstein empfing die Königin aus den kunstfleißigen Händen der Arbeiter; sie übersandte den Gebern dafür zum Andenken die große goldene Huldigungs-Medaille. Die Vorderseite derselben zeigt den König im lorbeerumwundenen Helme, die Rückseite einen Jüngling in antiker Rüstung, seine Rechte gestützt auf einen mit einem Sphinx gezierten Helm der Minerva, der als Unterlage einen Würfel hat, das Sinnbild der Beständigkeit, mit den Attributen der Künste und Wissenschaften, des Handels und Gewerbfleißes versehen. Des Jünglings Linke aber deutet auf einen Helm des Mars, der gleichfalls auf einem Würfel ruht, an dem Schild und Spieß lehnen mit der Umschrift: „Nur euch zu schützen, will ich mit diesem mich rüsten."

Bei der Huldigung selbst, bei welcher dem König der Eid der Treue in deutscher und polnischer Sprache geschworen wurde, stand die Königin an einem geöffneten Fenster des Schlosses in der Nähe des Thrones, und auch ihr erscholl zum Schluß der Feierlichkeit ein donnerndes Lebehoch.

Am 10. Juni reiste die Königin von Königsberg weiter.

In Domnau speiste die Königin bei dem Herrn von Domnau zu Mittag. Der Leibkutscher und die übrige Bedienung, in der Hitze durstig geworden, tranken hier etwas über den Durst, und die Folge war, daß bei der Fortsetzung der Reise der königliche Wagen ohne

Hemmschuh den Abhang eines Berges hinabrollte, unten seitwärts in einen Graben lief und umschlug. Die Oberhofmeisterin begann nicht mit Unrecht eine Strafrede auf diese Unvorsichtigkeit; doch die Königin unterbrach die Scheltende mit den Worten:

„Lassen Sie nur! Gott sei Dank, mir fehlt nichts, und die Leute haben sich dabei gewiß mehr erschrocken, als wir selbst.“

Am 13. Juni, Abends zwischen fünf und sechs Uhr, kam der König, unmittelbar nach ihm die Königin in Warschau an, vor dessen Mauern Friedrich Wilhelm wenige Jahre vorher als Kronprinz die Belagerung mitbefehligt hatte. Gleichwohl hielt er jetzt seinen Einzug ohne alles militärische Geleite, und auch bei seiner Abreise lehnte er eine solche ab mit den Worten:

„Ich bin gewohnt, mich bei Bereisung meiner alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen escortiren zu lassen, und weit entfernt zu glauben, andere als ähnliche Gesinnungen der Liebe auch in den neuen Provinzen zu finden.“

Eben so gestattete der König nicht, die gewöhnliche Wache des Schlosses durch eine Ehrenwache zu verstärken und vor seinem Zimmer je mehr als zwei Mann aufzustellen. Dabei hatte Jeder, der eine Bittschrift darreichen wollte, freien Zutritt. Eines Morgens läßt der König die aus den alten Provinzen gebürtigen Mannschaften der Warschauer Garnison vor sich kommen

und kündigt ihnen an, daß sie nach ihrer Heimath zurückkehren und in andere Regimenter eintreten sollten. Da tritt ein Pommer vor und spricht treuherzig:

„Ew. Majestät, wir sind Pommern, lassen Sie uns allein gehen; wir stehen Einer für Alle, und Alle für Einen, daß Keiner austritt."

Der König bewilligt diese Bitte, fügt aber hinzu, daß sie wenigstens einen Unteroffizier mitnehmen möchten, nur der Ordnung wegen.

„Ja," rufen Mehrere, „ein Unteroffizier soll mit; denn Obrigkeit muß sein." —

Am 15. war großes Manöver, dem die Königin beiwohnte; Mittags Tafel bei dem Könige und Abends Konzert, Souper und Ball bei der Königin. Diesen Ball eröffnete Luise mit dem nachmals durch die angeblich von ihm komponirte Todtenpolonaise vielgenannten Oginsky, der sich (so ging das Gerücht), nach der Dichtung dieser Polonaise erschossen haben soll.

Als die Königin am 18. Morgens von Warschau nach Breslau abreiste, gaben ihr die Gewerbe in feierlichem Aufzuge das Geleite bis Wola, wo vor vier Jahren der König als Kronprinz die feindliche Schanze erstürmt hatte. —

Schon vor Breslau kamen der Königin die Söhne und Töchter der Kräuter (so heißen dort die Gemüse- und Krautgärtner) entgegen, streuten ihr Blumen und überreichten ihr ein Gedicht in volksthümlicher Mund-

art, überschrieben: „Vu da Kroitern üm Braßel a poar Tage vor Johanne." Hier zur Probe eine Stelle daraus:

„Vu Freiheet schwotze, war do mag;
Su annen guden Harrn
Und anner Fro vu sichern Schlag,
Dann'n dient ma harzlich garn.
Weer bleeben ünserm Künig troi,
Hie hot a Harz und Hand.
Good sag'n ihn alle Morgen noi!
Su freet sich Stoad und Land.
Ha gab Deer Freede, Glück und Ruh,
Und denen Kindern do,
Du gude Landesmutter Du,
Du brave Künigsfro!"

Die „brave Künigsfro" ließ sich später bei Tafel dieses Gedicht vorlesen und verdolmetschen. Der glücklich getroffene Volkston fand freudigen Anklang in ihrem für alles Volksthümliche so empfänglichen Gemüthe.

Als Geschenk der Breslauer Kaufmannschaft empfing Luise aus den Händen zweier der angesehensten Frauen ein Gewebe der feinsten schlesischen Leinwand, ein vollständiges Kinderzeug, ein trefflich gearbeitetes Wiegenband und eine silberne Kinderklapper an goldener Kette und mit Schellen und kleinen Medaillen. Die Schaumünzen zeigten die Bildnisse der königlichen Eltern mit der Mahnung an das damit spielen sollende Kind: „Werde wie Diese!" Auf dem Wiegenband stand ein

poetischer Gruß der schlesischen Mütter. Der auch als preußischer Geschichtschreiber bekannte Professor Manso hatte diese Verse gedichtet:

Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Silesiens weih'n; aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Diese herzige Aufnahme rührte die Königin so, daß sie wiederholt in die Worte ausbrach: „Ich werde die guten Schlesier nie vergessen." — Der Gemahlin des in Breslau Dienst thuenden Kammerherrn von Malzahn schenkte sie zum Andenken ein kostbares Medaillon mit einer Locke von ihrem Haupte.

Am 26. Juni reiste Luise von Breslau über Frankfurt nach Berlin ab und traf am 29. wieder in Charlottenburg ein. Nun folgte noch ein hoher Festtag, die Feier der Huldigung in Berlin am 6. Juli, bei der jedoch auf des Königs Befehl aller Pomp vermieden wurde. Auch eine im Lustgarten für solche Zuschauer, die Plätze bezahlen konnten, erbaute Tribüne ließ Friedrich Wilhelm III. wieder abbrechen, damit sie dem Volke nicht die freie Aussicht nach dem Balkon hin und so den frohen Antheil an der Huldigung schmälere.

Die Königin, die verwittwete Königin und sämmtliche Prinzessinnen des königlichen Hauses wohnten dem

Gottesdienste im Dome bei, wo der Hofprediger Sack, der Friedrich Wilhelm III. getauft, confirmirt und vermählt hatte, die Huldigungsrede hielt. Der König, der sich bei seinem Volke den Ehrennamen des Gerechten erworben, hatte als Text den Spruch Salomonis gewählt: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt." Es klingt wie eine Weissagung auf den nachherigen Befreiungskrieg, wenn Sack in dieser 1798 gehaltenen Huldigungsrede unter Anderm sagt:

„Wo das Volk wahrnimmt, wie ein gerechter König das Schwert nie aus der Scheide zieht, um der Habsucht oder dem Stolze, oder der Rachbegierde eine gefährliche Befriedigung zu geben, wie er den Krieg, diese schreckliche Plage der Menschheit, nicht liebt und nicht sucht; aber ihn auch im Vertrauen auf Gott nicht scheut, wenn nicht anders ein übermüthiger Feind entwaffnet, des Staates Unabhängigkeit gesichert, der Gerechtigkeit strenges Gebot erfüllt werden kann; wenn es ihn mit starkem Arm das Ruder des Staats festhalten sieht, mitten im Sturme nicht achtend der rastlosen Anstrengung und taub gegen die Lockstimme der Weichlichkeit; wo es in ihm nicht nur ehrt den gewalthabenden Monarchen, sondern auch in ihm liebt den gottesfürchtigen, den tugendhaften Mann, das Vorbild einfacher Sitten, den Freund seines Volkes, o wie steht da der Thron so unerschütterlich fest! Kommt es auf dessen

Vertheidigung und Beschützung an — das getreue Volk ist da, ist bereit, Gut und Blut für ihn aufzuopfern. Seinen König verläßt es nicht. Für ihn sterben heißt für das Vaterland selbst sein Blut vergießen!"

Aus der Kirche begab sich der König mit seinem Gefolge zu Fuß in das Schloß zurück. Die Königin und die Prinzessinnen folgten zu Wagen. Sie waren Zeugen der Huldigung, und schon gegen fünf Uhr Nachmittags kehrte das Königs-Paar nach Charlottenburg zurück.

Im Nationaltheater zu Berlin wurde zu Ehren des Tages ein Festspiel von Iffland: „Der Veteran" aufgeführt. Ein einfach-ländliches Gemälde in der Art der „Jäger". Der Veteran ist ein betagter Dorfschulze, hat den siebenjährigen Krieg unter dem großen Friedrich mitgemacht und will sich nun zur Ruhe setzen. An dem Huldigungstage seines neuen Fürsten ruft er die Gemeinde unter die greise Linde des Dorfes. Da wollen die Bauern anfänglich nicht von ihrem alten Schulzen lassen. Er weist sie darauf hin, daß die mit dem jungen König angebrochene neue Zeit auch frischer Kräfte bedürfe, das Alter müsse der aufstrebenden Jugend das Feld räumen. Endlich wählen die Landleute des Schulzen Sohn zum Nachfolger seines Vaters. Der neue Dorfschulze feiert gleichzeitig seine Verlobung mit der Tochter eines alten Freundes. Der Bräutigam heißt

Wilhelm, die Braut Luise, und der Brautvater fügt die Hände der Liebenden zusammen mit den beziehungsvollen Worten:

„Soll ich Euch mit meinem Segen ein Beispiel der guten Ehe aufstellen? Auf unsers Königs Throne lebt es. Luise, meine gute Tochter, sei eine so freundliche, gute Gattin, werde eine so treue, gute Mutter, als unsere Königin es ist. Wahrlich, sie ist oft mit dem großen Hausschmuck angethan, denn sie hat oft ihre Kinder auf den Armen. So habe ich und viele Menschen sie gesehen, das bringt Freude und Muth für den Hausstand unter guten Menschen." — In gleichem Sinne ruft der Veteran: „Der Segen des abgelebten Kriegers über diese Felder, über mein ganzes Vaterland ist Frieden, Frieden! — Der königliche Hausvater wird ihn schaffen und erhalten. Aber kein Frieden kann dauern, wo keine Ehre erhalten wird; wenn dann einst unser guter König für Preußens Ehre, des Vaterlandes Heil, für Eigenthum, Gesetz und Heerd sein Schwert ziehen müßte — Brüder, dann seid Eures Namens eingedenk, der alten Treue — eingedenk Eures Eides und kämpft wie Männer!"

Wie einfach auch dieses Festspiel an sich erschien: die patriotischen Anklänge darin fanden ein solches Echo in der erhöhten Stimmung des Tages, daß das Ganze hinreißend wirkte. „Nie," berichtet ein Zuschauer dieses Schauspiels, „nie hab' ich das Publikum so bewegt und

erschüttert gesehen. Das Herz der Deutschen muß sehr tief gerührt sein, eh' es sich äußert. Dies geschah heute zu öftern Malen. Die Darstellung dieses Stückes gewährte ein frohes patriotisches Fest. — Das Publikum, im Uebermaß seines erregten Gefühls, sah nicht gern den Vorhang sinken. Aus dem verwirrten Freudengetöse erscholl zuletzt der Name Iffland! Er ward allgemein verlangt, als sollte er noch die Empfindung fort unterhalten, die er gegeben hatte. Er erschien endlich. Das Gefühl des großen Augenblicks schien ihn zu begeistern, und erschüttert sprach er nichts, als: „Gott segne den König!" Das Volk jauchzte es ihm nach, und ohne Prunk, aber in Treue und Innigkeit ward dieser Abend eine schöne und herzliche Volksfeier. Die Gefühle der Berliner für Vaterland und Herrscher äußerten sich so mannhaft, wie immer, wenn von dem Namen die Rede ist, den der große König seinem Volke als Heiligthum hinterlassen hat."

Daß Iffland, erst zwei Jahre vorher nach Berlin zur Direction des königlichen Nationaltheaters berufen, mit dieser poetischen Huldigung, die er dem König und der Königin darbrachte, nicht etwa nur ein berechnetes Zugeständniß an die Stimmung des Tages machte, vielmehr einen natürlichen Erguß seines eigenen patriotischen Gefühles gab: das hat der Dichter und Künstler nachmals dargethan durch seine unerschrockene Treue unter den Bajonetten der in Berlin hausenden franzö-

sischen Gewaltherrschaft und zu einer Zeit, wo so Viele dem Königshause abtrünnig geworden waren.

Kaum acht Tage nach der Huldigung in Berlin gab die Königin in Charlottenburg einer Prinzessin das Leben, ihrer ersten Tochter. Diese wurde am 3. August, am Geburtstage des königlichen Vaters, getauft und Friederike Luise Charlotte Wilhelmine genannt. Von ihr schrieb die königliche Mutter später in jenem herrlichen Briefe, der die königlichen Kinder so treu schildert: „Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude. — Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.“ — Die Ahnung der königlichen Mutter erfüllte sich. Denn an ihrem neunzehnten Geburtstage, am 13. Juli 1817, wurde die Prinzessin mit dem Großfürsten Nicolaus vermählt, und acht Jahre darauf bestieg sie, an der Seite ihres kaiserlichen Gemahles, den Thron Peters des Großen. —

Auf dem Lebenswege, den Luise als holdes Fürstenkind, als hohe Fürstenbraut und liebreiche Kronprinzessin durchwandelt hat, sind wir ihr bis an die Stufen des Thrones gefolgt, wo ihr die Herzen ihrer Unterthanen in freiwilliger Huldigung entgegenschlugen, wie wir aus den redenden Zeugnissen der begeisterten Zeitgenossen dargethan. Die junge Königin, wir haben sie auf ihrer ersten Fahrt durch das Land begleitet, für das ihr Erscheinen ein Volksfest ward und zugleich ein Pfingstfest der königlichen Erfüllung alles Dessen, was

der Ruf von ihrer majestätischen Schönheit und leutseligen Grazie verkündigt hatte — wir haben sie alsdann von der Feier der Huldigung in Berlin nach Charlottenburg in ihr ländliches Stillleben heimkehren sehen, wo sie, schon die glückliche Mutter zweier königlichen Prinzen, einer zukünftigen Kaiserin das Leben gab. Und wenn die Würdigkeit eines königlichen Gefolges sich wesentlich aus seiner Treue ermessen läßt, so dürfen wir sagen: das biographische Geleite, das wir der Königin bisher auf Grund eigener Forschungen gegeben haben, es ist mindestens in sofern kein unwürdiges gewesen, als wir uns nirgend einer Unterlassung oder Verletzung der geschichtlichen Wahrheit ihres, von uns in seinem jugendhellen Aufgange dargestellten Lebens schuldig wissen.

Mit diesem Bewußtsein gehen wir an die weitere Schilderung des Lebenslaufes der Königin, der nur zu bald eine Dornenbahn durch die Trümmer des unter dem Einbruche der Fremdherrschaft zerberstenden Staates werden sollte, indem wir von nun an jene urkundliche Denkschrift zu Grunde legen, von der unser Vorwort spricht. Die edle Verfasserin jener leider nur sieben Bogen füllenden Blätter war die treue Gefährtin der Königin im Glück und Unglück. Sie war eine Freundin der vergötterten Monarchin im Glanz des Hofes, eine Vertraute der gelästerten Majestät in der Trübsal der Fremdherrschaft: daher vor Allen dazu berufen und durch die Höhe ihrer Stellung, durch den Adel ihres

fein gebildeten Geistes und die Zartheit ihres Gefühls dazu auch wie Wenige befähigt, das Bild der Königin, wie sie es in innigster Nähe angeschaut, in seiner ganzen Lebenstreue und durchsichtigen Klarheit aufzuzeichnen.

Ohne an dem Lebensbilde der Königin, wie Frau von Berg es im warmen Farbentone frischester Erinnerung ausmalt, etwas zu ändern, werden wir an einzelnen Punkten aus den Gesichtskreisen anderer Zeitgenossen der Königin neues Licht auf das Bildniß Luisens fallen lassen und hie und da sprechende Züge zur Vervollständigung des Ganzen einweben. In Bezug auf das, was Frau von Berg über die damalige Weltlage überhaupt und insbesondere über Napoleons Stellung zu Deutschland und Preußen ausspricht, fühlen wir uns nicht zu sogenannten zeitgemäßen Abänderungen berechtigt, mögen diese Meinungen auch noch so scharf verschieden sein von jenen, die durch nachkommende Historiker und namentlich durch französische Memoiren- und Geschichtschreiber in Deutschland eingepflanzt worden sind. Denn Alles, was die treue Biographin über die Fremdherrschaft schrieb, das schrieb sie im herzlichen Mitgefühle der Leiden, die der französische Eroberer über das erniedrigte Deutschland gebracht hatte; das schrieb sie in der Passions-Stimmung, die damals alle deutschen Gemüther erfüllte, und es ist gleichsam die wehklagende Stimme ihrer deutschen Mitwelt, die aus ihren Worten spricht. Hat doch Frau von Berg bei

der ersten Veröffentlichung ihrer Denkwürdigkeiten im Jahre 1814 selbst gefühlt: wie gegenüber den Weltbegebenheiten, die mit Riesenschritten weitergegangen, einige Leser erachten würden, daß Manches, was in ihrem Buche gesagt worden, um so weniger an der rechten Stelle stehe. „Allein," schreibt sie, „neue Erscheinungen in der Zeit können den innern Zusammenhang der ihnen vorhergegangenen Erscheinungen weder aufheben, noch in seinen Folgen vernichten, nur sich ihnen anreihen können sie: vielleicht auch ist es gut, daß wir über das freudige Erstaunen der Gegenwart die Vergangenheit nicht vergessen und der Begebenheiten, die dieser Gegenwart vorangegangen sind und sie zubereitet haben, zuweilen lebhaft uns erinnern."

Frau von Berg wollte besonders die Beziehung darstellen, die das Leben des Staats zu dem Leben der Königin vorzüglich in den letzten vier bis fünf Jahren vor ihrem Dahinscheiden gehabt hatte. Bedeutende Menschen — so beginnt ihre Schilderung — sind im Allgemeinen mit wenigen Umrissen gezeichnet. Vorzüglich aber ist das sittlich Große und Schöne den großen Kunstwerken gleich, deren verschiedene Theile, harmonisch unter einander gebildet, diejenige Einheit hervorbringen, welche leicht aufgefaßt und ausgesprochen wird. Klarheit des Geistes und Wahrheit des Charakters, mit einem echt frommen Herzen verbunden, waren die Haupteigenschaften der Königin. Sie waren in ihr wahre

Naturanlagen; durch sie hat ihr ganzes Leben sich gestaltet; sie haben ihr großes Gemüth gebildet und gekräftiget; denn Klarheit des Geistes und Wahrheit des Charakters, wenn sie mit einem echt religiösen Sinn verbunden sind, bilden in der Brust des Menschen „den Frieden Gottes" und gewähren Ruhe und geben Muth, auch unter den widrigsten Umständen des Lebens. Sie sind also recht eigentlich die ersten und festen Grundlagen des großen Gemüths, und wenn mit ihnen noch die Liebe vereiniget ist, dieses unsichtbare, aber feste Band alles Himmlischen und Irdischen, so entsteht auch das schöne Gemüth. Beide, ein großes und ein schönes Gemüth, besaß die Königin in vollem Maß, und beide hat sie unter den großen Schicksalen, die sie bestanden hat, und in den bedeutendsten Jahren ihres Lebens in hohem Grade bewährt.

Doch ehe wir zu den großen und bedeutenden Jahren des Lebens der Königin übergehen, wollen wir einige Augenblicke bei den schönen Jahren dieses Lebens verweilen. Wie die Sonne eines heitern frischen Frühlingsmorgens werden sie uns anlächeln und erheitern, und wie sie zu der Schwüle des Mittags uns vorbereiten und stärken.

Der freundliche Stern, der seit Jahrhunderten dem Hause Hohenzollern geleuchtet und es oft durch finstere Nacht geleitet, hatte die Königin dem damaligen Kronprinzen zugeführt, daß das Recht und die Liebe innig

verbunden den Thron besteigen, ihn zieren und selbst unter den Stürmen der Zeit ihn mächtiger befestigen und emporheben sollten. Als einen holdseligen Engel haben wir die Kronprinzessin ihrem Gemahl zur Seite gesehen; Beide einfach und fromm in ihrer Lebensweise und in einer verderbten Zeit ausgezeichnet vor vielen Geschlechtern.

Früh auf den Thron berufen (die Kronprinzessin war erst 21 Jahre alt) traf ihr Erscheinen als Königin in die Jahre, wo Preußen aufgehört hatte, unmittelbaren Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, und wo es also nur mittelbar das Verderben und die Leiden empfand, welche mehr oder weniger Allen bereitet waren, die diesen Kampf bestehen mußten.

Zwar dem Blick des denkenden Staatsmannes konnte es nicht entgehen, daß auch für Preußen eine Zeit des Kampfes wieder beginnen würde. Aber nur langsam und von Wenigen in seiner ganzen Macht geahnet, bereitete sich der Sturm, der es später so heftig erschüttern sollte. Noch lagen Jahre der Ruhe zwischen der Zeit, wo Preußen die Waffen gegen Frankreich ergreifen sollte, und in diesen Jahren wurde Preußen von der französischen Macht geschont und oft geschmeichelt.

Von Preußens Macht und Unabhängigkeit hing die Unabhängigkeit von Norddeutschland ab — dahin hatte sich die französische Macht noch nicht verbreitet. Noch hatte sie nicht eingegriffen in alle menschliche Verhält-

nisse, auch die allerkleinsten; noch zitterte in Norddeutschland das lebende Geschlecht nicht unter großen Leiden für noch größere, die es den kommenden bereitet sah. Noch konnte die Mutter ruhig neben ihrem Säugling schlafen, noch lagen die Sorgen der europäischen Politik außer den Regionen der Frauen. Noch also lag die damalige Staatenpolitik mit ihren mannigfaltigen Verkettungen, wie oft sie auch schon das Gemüth des Königs bewegen mochte, fern von der jungen Königin und ließ ihre Seele ungetrübt. So blieb es ihr, in einer zwar schon bedrohten, aber für Preußen noch nicht bewegten Zeit, auch auf dem Throne noch vergönnt, in himmlischer Unbefangenheit als ein holdseliger Engel an der Seite des Königs zu erscheinen. Ihr bloßer Anblick hatte sie uns lieben gelehrt, ehe wir noch die ganze Schönheit ihrer sittlichen Würde erkannt hatten: nur diese sollte die höhere Stufe, auf welche das Schicksal durch ihre frühe Thronbesteigung sie gestellt hatte, in einem immer mehr strahlenden Glanz uns erblicken lassen.

Aeußere Ruhe und die Liebe der Preußen zu ihrem Königsstamme hatten den König an den Stufen des Thrones empfangen; aber einer bedeutungsvollen Zeit sollte er entgegengehen. Die Zeit der anspruchlosen stillen Häuslichkeit, welche das Leben des Kronprinzen bezeichnet hatte, war vorüber. Der König gehörte seinem Staate und durch ihn der Welt. Nur der feste Grund-

pfeiler seiner Häuslichkeit war ihm geblieben; es war seine Gemahlin: sie gehörte nur ihm und durch ihn dem Staate. Ihr vor allen war sein Glück, die Freude, der Friede, die Ehre seines Hauses anvertraut, nächst diesem die Pflege aller rein menschlichen Verhältnisse in dem Staat. Was die Religion, die Sitte, die Kunst, die Schönheit, die Liebe, das Wohlwollen, die Wohlthätigkeit begründet, sollte von ihr geknüpft und befestigt werden, und zu diesem heiligen Berufe stimmten alle ihre Neigungen: denn nie hatte es wohl ein liebevolleres, ein wohlwollenderes Herz gegeben, als das Herz der Königin; und da alle ihre Ansichten durch die Klarheit ihres Verstandes bestimmt wurden, so war es ihr wie von Gott und Natur gegeben, jedesmal den richtigen Standpunkt aller Dinge, sowohl unter sich als zu ihr selbst, aufzufinden und von diesem Standpunkte aus ihr Thun und Lassen zu bestimmen.

Gleich nach der Thronbesteigung begleitete die Königin den König in die verschiedenen Theile seiner Erbstaaten, wo er die Huldigung annahm, und zuerst nach dem Königreich Preußen. Diese Reisen legten den ersten Grund zu der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche sie bald sich erwarb, und welche später so mächtig gewirkt haben. Sie gewann bald alle Herzen und war recht eigentlich dazu geschaffen. Wie groß ihre Schönheit war, wissen alle ihre Zeitgenossen, und der Eindruck davon ist so mächtig gewesen, daß durch Sage

und durch bildliche Darstellung dieser Eindruck noch auf die kommenden Geschlechter sich vererben wird. Besonders aber wurde diese Schönheit durch ein Auge verklärt, welches die Klarheit ihres Geistes und die Wahrheit und Güte ihres Charakters strahlend ausdrückte. Wer dieses Auge einmal gesehen hat, kann es wohl nie vergessen, und das ist der Vorzug der Zeitgenossen der Königin, daß sie durch dieses Auge sind begeistert worden und aufgefordert zu allem Guten und Schönen. Wer hat je die Königin gesehen und ist von ihrer Würde und von ihrer Anmuth nicht zugleich hingerissen und begeistert worden!

Eine unaussprechliche Grazie waltete über jede ihrer Bewegungen. Aber diese Grazie war nicht blos äußerlich, sie gestaltete sich aus dem Innersten ihres Gemüths; darum war sie so seelenvoll und bedeutend. Die Königin hat durch ihr Sein uns erklärt, warum die Grazien der alten Welt gerade dreifach gestaltet wurden: weil es in der Natur eine dreifache Grazie giebt — die Grazie des Geistes, die Grazie des Charakters und die Grazie des Körpers, und daß nur durch diese dreifache Vereinigung die wahre und echte Grazie entsteht. Diese echte Grazie besaß die Königin im höchsten Grad; und zu dieser Grazie gesellte sich, was vielleicht seiner Natur nach unzertrennlich von ihr ist, eine natürliche Heiterkeit nicht nur für den König, sondern auch für alle Umgebungen des Thrones; wie anziehend

sie für Fremde war, dürfen wir wohl nicht erst bemerken. Wo echte, wahre Fröhlichkeit, da ist auch Wohlwollen, und dieses Wohlwollen, welches sich vorzüglich auf Reisen, gegen alle Stände, gegen alle Alter und Geschlechter äußerte, kehrte die Herzen aller Alter, aller Stände und aller Geschlechter der Königin zu. Alles was sie gethan, was sie gesagt hatte, da es immer bedeutungsvoll und in Beziehung auf irgend ein menschliches Verhältniß war, prägte sich tief in die Gemüther der Bessern und wurde durch Rede, Schrift und Kunst dem Gedächtniß auch der kommenden Geschlechter aufbewahrt. An den Orten, wo sie gewohnt, wurden die Stellen, wo sie gesessen, wo sie gestanden hatte, ausgezeichnet und gewissermaßen in Familienaltäre umgeschaffen.

Die Reisen, auf welchen die Königin den König begleitete, hatten sich nicht allein auf die Huldigungsreisen beschränkt: später noch und auf den meisten militärischen Reisen begleitete die Königin den König. Oft waren noch andere Zwecke mit diesen Reisen verbunden. So wurden die schönen Harzgegenden und die schlesischen Gebirge besucht. Hier war es recht eigentlich, besonders in den großartigen Gebirgsgegenden Schlesiens und mitten unter seinen oft armen, aber frohen und unverdorbenen Bewohnern, wo das für alle Naturschönheiten so wie für alles Menschliche so empfängliche Herz der Königin in froher Heiterkeit, in den schönsten Zügen der

Menschlichkeit und Wohlthätigkeit sich rührend und mannigfaltig ausgesprochen hat. Auch in die Anspach- und Baireuthischen Länder begleitete sie den König zweimal: sie hatte eine besondere Vorliebe für diese Länder und für ihre redlichen Bewohner gewonnen. Auf ihren Reisen dahin sah sie die schönen Rhein- und Maingegenden wieder, welche ihre Kindheit genährt und beglückt hatten, und von wo sie zu uns gekommen war. Von diesen Gegenden sprach sie nie, vorzüglich in Beziehung der Erinnerungen, die sie da wieder fand, auch von der Zeit, wo sie dort den König hatte kennen lernen, ohne freudige Begeisterung.

Alle Zeiten, die zwischen den Reisen der Königin lagen, wurden mehr in stiller Häuslichkeit und einfacher Eingezogenheit, als in deu pracht- und geräuschvollen Erscheinungen des Königslebens zugebracht. Der König und die Königin lebten mit ihren Kindern und einer kleinen Anzahl Personen ihres Hofstaats den größten Theil des Jahres in Potsdam, Paretz und Charlottenburg. Hier lebte die Königin ganz hingegeben den ersten und heiligsten Tugenden ihres Geschlechts, ganz das Leben der Gattin und Mutter; sie erfüllte ihre Pflichten mit der ihr eigenen Treue, mit der ihr eigenen Anmuth. Aber nicht allein ihrem Herzen gab diese stille Einfachheit Nahrung, auch ihr Geist reifte in der Muße, die ihr diese Zeiten gewährten. Ein richtiger, treffender Verstand, ein frühes, frommes und ernstes

Streben nach Erkenntniß jedes Wahren, Guten und Schönen hatte die Königin von Kindheit an ausgezeichnet. Früh schon hatte sie nicht nach Schein, sondern nach Wahrheit getrachtet; darum war ihr auch schon früh Klarheit und Wahrheit geworden. Früh schon hatte sie alles Sichtbare, Irdische an etwas Unsichtbares, Höheres, das Endliche an das Unendliche anzuknüpfen sich gewöhnt. Wenig geblendet durch äußere Vorzüge, wurde sie auch nicht durch den äußern Glanz in ihrer innern stillen Welt gestört, und schon zu der Zeit begann in ihr eine aus dem höchsten religiösen Standpunkt gebildete Ansicht der Welt, welche wir später herrliche Früchte tragen sehen werden.

Die Kindheit der Königin war in die schönen Zeiten gefallen, wo die echten Blüthen der deutschen Poesie und Kunst sich immer kräftiger und mächtiger aufzuschließen und zu entfalten strebten. Herder, Goethe, Schiller hatten ihren Geist früh angezogen und ihm Nahrung gewährt. Herder, dessen attischer Geist und alterthümliche Gelehrsamkeit vereinigt war mit der blühenden und duftenden religiösen Phantasie des Orients und geläutert durch echt deutsche christliche Sinnesart; Herder, in dessen Geist Plato und Christus und die Weisheit des Morgenlandes zugleich sich spiegelten und verklärten, zog vorzüglich das jugendliche Gemüth der Königin an. Seine zerstreuten Blätter, seine Briefe zur Bildung der Humanität, seine Terpsichore, seine

Adrastea waren ihre Begleiter auf allen ihren Reisen. In spätern Jahren zog Goethe und die antike Frische seines Geistes, welche den Geist der Königin sehr ansprechen mußte, weil sie selbst diese antike Frische besaß, sie mehr an. Goethe, der Meister in jeder Art und Kunst, der vollendete Künstler, erregte ihre beständige Bewunderung. Auch Schiller mußte ein Gemüth wie das der Königin sehr ansprechen, er, der die Tiefen des menschlichen Herzens dramatisch dargestellt und durch die Welt seines reichen und kräftigen Geistes und seines schönen sentimentalen Gemüthes die schönste und über das Leben erhabene Moralphilosophie uns ausgesprochen hat.

Die Geschichte der Niederlande von Schiller, so wie die Geschichte des dreißigjährigen Krieges las die Königin mit Aufmerksamkeit; denn schon früh hatte ihren denkenden und forschenden Geist das Studium der Geschichte angezogen. Sie las in dieser Zeit Gibbons Geschichte des Verfalls des römischen Reichs mit einem Nachdenken und mit einem Nutzen, wie sie vielleicht selten gelesen wird. Die alte Geschichte und die Geschichte von England zogen sie damals am meisten an und kräftigten ihr Gemüth. Wir werden sehen, wie später die deutsche Geschichte sie angezogen, und wie einige Charaktere unserer Altvordern sie mit Begeisterung erfüllt hatten.

Noch las die Königin gern Schillers gesammelte

Memoiren, wie überhaupt gern die geistreichen französischen Mémoires, diese Schätze praktischer Welt- und Staatskunde und die Zeichen einer Zeit, welche einer bedeutenderen vorangegangen ist und sie vorbereitet hat.

Auch zogen die Uebersetzungen aus dem Alterthum und besonders die alten griechischen Tragiker die Königin sehr an, und es war natürlich, daß die großen, kräftigen und energischen Ansichten des klassischen Alterthums ihr großes Gemüth ansprechen mußten. So auch Shakespeare, dessen historische Stücke so wie die blos dichterischen einen gleichen Reiz für sie hatten; denn die reiche und eigenthümliche Welt, in der er sich bewegt, und die großen Gestalten, mit welchen er uns befreundet, sprachen ihren Geist an, indem ihr Gemüth sich auf den Schwingen seiner Poesie zu Höhen erhob, die ihr befreundet waren, und auf denen sie gern verweilte. Ueberhaupt blieb der Königin Weniges ganz unbekannt in dem Gebiete vorzüglich der schönen Literatur, und wunderbar und mit einer seltenen Kraft fruchtete ihr Alles, was sie Bedeutendes las oder hörte, weil sie durch die Art, wie sie Schrift und Rede in sich aufnahm, auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise gleichsam in ihren Geist Alles verwandelte.

Dennoch las die Königin wenig, denn sie hatte wenig Zeit zum Lesen, weil, auch bei einer einfachen Lebensweise in dem bedeutenden Kreise, in welchem ihr Leben sich bewegte, ihre Zeit durch mannigfaltige

Pflichten in Anspruch genommen wurde; aber von dem, was sie las, war auch nicht ein bedeutendes Wort für sie verloren. Allein von Vielwisserei und oberflächlichem Wissen überhaupt hielt die Königin nicht viel, und nicht war ihrem klaren Geiste entgangen, wie das Wissen der Frauen, wohlgeordnet und nur zu einem Zwecke hinzielend, der Veredelung und Verschönerung ihres Charakters und ihren Verhältnissen als Gattin, Mutter und Staatsbürgerin allein dienen müsse. Daher ihr eine gewisse Schein- und Modebildung der Frauen, welche wir in der Zeit so überhand nehmen sahen, daß sie zu einer wahren Verbildung ausartete, so wie die daraus entstandene Schöngeisterei, welche nur ein neuer Zweig der weiblichen Eitelkeit geworden war, höchst zuwider waren. Aber auch dieses Uebel der Zeit scheint zu verschwinden und zu veralten; und auch bei dieser Veranlassung denken wir oft an unsere Königin, welche Freude sie gehabt haben würde, daß eine höhere Ansicht des Lebens, als die des Scheins, den Frauen aufgegangen ist, und daß auch sie durch die höchsten Zwecke der Menschheit bewegt werden sollen. Was Goethe im Tasso die Fürstin sagen läßt, bezeichnet so vollkommen, wie die Königin über die Bildung der Frauen dachte, daß wir es uns nicht versagen können, diese schöne Stelle hier einen Platz finden zu lassen:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen:

Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt; —
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Redner-Lippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes Stoff
Dem Denken wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Gern schrieb die Königin, und die Natur schien ihr ein besonderes Talent dazu verliehen zu haben, denn sie schrieb mit einer unglaublichen Leichtigkeit und mit der Wahrheit und Klarheit, die ihrem Geiste eigen waren. Jede Zeile, die sie schrieb, hatte ein eigenes bedeutendes Gepräge von natürlichem Verstand und Einsicht und wohlverstandener Anwendung des Erlernten. Gern gab sie sich selbst Rechenschaft von dem Gang und den Verrichtungen ihres Verstandes, wohl wissend, daß nur dasjenige klar gedacht ist, was mit Klarheit niedergeschrieben werden kann. So schrieb sie abgebrochene Tagebücher, machte Aufsätze, und vorzüglich schrieb sie Briefe mit großer Leichtigkeit und großer Anmuth, ja es lag etwas

Genialisches und nur ihr Eigenthümliches in allen Briefen, in welchen sie sich unbefangen aussprechen konnte.

Die Musik, welche überhaupt zu dem ganzen Wesen der Königin so einstimmend war, trieb sie, wenn sonst nicht ernste Beschäftigungen oder ihre Pflichten sie davon abhielten, mit wahrer Vorliebe. Sie sang selbst und hatte eine seelenvolle Stimme, mit welcher sie besonders unsre vaterländischen Lieder rührend vortrug.

Durch dieses Sein und in dieser schönen Lebensweise, welche aber vor allem durch die seelenvolle Güte, mit welcher sie alle Verhältnisse verschönerte, erhöht und verherrlicht wurde, war Etwas entstanden, was wir eine Verklärung des Lebens nennen möchten, was dem Gewöhnlichen im Leben so ungleich war, und in dessen Nähe man sich gleichsam so veredelt und so beglückt fühlte, daß der Königin der Name Engel bei denen, die ihr Wesen ganz durchschaueten, vorzugsweise geworden war. Der Engel wurde sie genannt von Allen, deren Herzen sie am nächsten war.

Aber das Gewitter hatte sich näher gezogen; das bedeutende Jahr 1805 war erschienen, und bald sollten heftige Stürme das Leben der Königin, das Leben des Staats erschüttern.

Die französische Macht war bis zu dem Jahre 1805 durch Napoleon Buonaparte nach und nach zu einer Höhe gestiegen, welche alle Schranken, die seit Jahrhunderten durch das politische Staatensystem in Europa

bestimmt waren, theils schon vernichtet hatte, theils noch zu vernichten drohte. Nur mit dem in der Fabel bekannten hundertarmigen Riesen Briareus konnte sie verglichen werden: mit ihren hundert Armen wollte sie nicht nur in alle Staaten-Verhältnisse, sondern auch in alle menschlichen Verhältnisse, selbst die allerkleinsten, eingreifen, sie alle erdrückend, sie alle verderbend.

Wir erinnern uns an Alles, was wir erlebt haben; denn indem wir von den ernsten und bedeutenden Lebensjahren unserer Königin zu sprechen haben, werden wir schmerzhaft bewegt durch das Andenken an die Einwirkungen der französischen Macht auf ihr Leben; und wenn diese Einwirkungen in allen menschlichen Verhältnissen so bedeutend geworden waren, so mußten sie vorher die Staaten-Verhältnisse erschüttert haben. Verweilen wir also, ehe wir zu dem Leben unserer Königin zurückkehren, einige Augenblicke bei der allgemeinen Uebersicht der Ereignisse, welche so mächtig auf ihre letzten Lebensjahre gewirkt haben.

Der erste Consul Buonaparte, nachheriger Kaiser Napoleon, fand Frankreich und mit ihm einen großen Theil des übrigen Europa durch die Revolution und durch die Zeit, die ihr vorangegangen war und sie zubereitet hatte, in ihren Grundfesten erschüttert und die Ordnung aller Dinge mehr oder weniger umgekehrt. In dieser Verkehrtheit und der daraus entstandenen Ermattung ward es ihm leicht, sowohl Frankreich als was

mit ihm durch Verkehrtheit, Unglück und Leiden verwandt geworden war, Fesseln anzulegen. Allein diese Fesseln waren nicht die wohlthätigen Fesseln einer vernunftgemäßen, großherzigen Macht, die nur die Willkür zügelt, um dem Recht freien Spielraum zu verschaffen; sie waren die ehernen Gewebe des selbstsüchtigen Ehrgeizes; und fester und fester wurden sie gezogen. Die ganze Nation sollte dieser Ehrgeiz mit fortreißen, sie auf alle Weise mit ihm selbst verstricken; Herr der Welt sollte das französische Volk sich wähnen, alle Staaten sollten ihm dienen, bis endlich seine Macht sich selbst vernichten und in ihrem Mißbrauch ihren Untergang finden würde. Es war dem ehrgeizigen Oberhaupt der französischen Nation vorbehalten, alle Fehler zu begehen, welche Revolutionen herbeiführen, und das französische Volk alle Leiden der Revolution noch einmal bestehen zu lassen. Aber nach und nach erst sollten diese Leiden sich bereiten.

Buonaparte als Consul begann die Begründung seiner Macht dadurch, daß er die Ehre der französischen Waffen, welche in der letzten Zeit der Directorial-Regierung gelitten hatte, schnell wieder herstellte. Die durch die Kriege der Revolution schon gebildeten und bewährten Generale, wir nennen hier nur Moreau, deren Operationen durch die schwankenden Beschlüsse des Directoriums gelähmt worden waren, standen jetzt, da Einheit des Willens vorhanden war, dem ersten

Consul mächtig bei. Italien und ein Theil von Deutschland wurde wiedererobert, und wohl fühlend, daß Frankreich innere und äußere Ruhe bedurfte, und daß sein erstes Verdienst um dasselbe sein müsse, Ruhe ihm zu verschaffen, schloß er zuerst Frieden mit der südlichen Vendée und sprach bald nachher von Frieden mit der ganzen Welt. Auf dem festen Lande standen ihm au bedeutenden Mächten entgegen: Rußland, Oesterreich und Preußen; mit den beiden erstern war Frankreich noch in vollem Kriege begriffen; jenseit des Meeres stand ihm entgegen das felsenfeste England, welches mit der französischen Anarchie keinen Frieden hatte schließen wollen.

Oesterreich blutete seit dem Jahre 1792 in fortgesetzten und nur augenblicklich unterbrochenen Kriegen. Der Friede von Campo Formio war von kurzer Dauer gewesen. Nicht einzeln konnte die große Sache aufgegeben werden, der Rastadter Congreß kam zu Stande, blieb aber fruchtlos. Endlich bedurfte Oesterreich Ruhe, und der Kaiser Franz glaubte sie nicht zu theuer durch einige Opfer zu erkaufen, vorzüglich in dem Augenblick, wo durch den neuen Kriegshelden bedeutende Gefahren das Vaterland bedrohten. Der Friede von Lüneville wurde geschlossen.

Rußlands Kaiser hatte früh erkannt, daß es einer weisen Politik angemessen sei, mit dem Koloß seiner Macht der Schutzgeist des festen Landes gegen Frank-

reich zu werden. Er erkannte diesen Beruf immer mehr und mehr, nachdem die kolossalische Größe Frankreichs sich immer mehr und mehr entwickelt hatte. Er wurde das gute Princip, welches dem bösen mächtig entgegen stand: im entgegengesetzten Fall hätte durch die Vereinigung Rußlands mit Frankreich Alles, was zwischen ihnen beiden lag, auf Jahrhunderte erdrückt und vernichtet werden müssen. An den Ufern der Maas, des Rheins, der Donau und der Etsch hatten die russischen Truppen gefochten. Aber es war ein schwieriges Unternehmen für Rußland, fortwährend den Krieg über seine Grenzen zu führen, und durch politische und menschenfreundliche Gründe bewogen, entschloß sich der Kaiser Alexander, den Frieden von Paris zu unterzeichnen.

Preußens friedliebender Beherrscher, der mit allen Leiden des Krieges früh vertraut worden war, vermied jetzt den Krieg und nutzte die Jahre des Friedens, um seinen Unterthanen die Güter zu gewähren und zu sichern, welche im Westen immer mehr und mehr vernichtet wurden, und Flammen ihnen leuchten zu lassen, welche dort sich immer mehr verdunkelten.

England, bewegt durch eine großartige, auf Unabhängigkeit begründete und fremde Unabhängigkeit schätzende und ehrende Politik, hatte oftmals versucht, endlich die Verhältnisse der französischen Macht und das Uebergewicht, welches sie theils durch das Glück ihrer Waffen, theils durch die Ueberraschung, mit wel-

cher sie ihre Grundsätze in allen Staaten verbreitete, sich verschafft hatte, in ein Gleichgewicht zu bringen. Oft war deshalb unterhandelt worden; lange nicht hatte sich einigen können, was seiner Natur nach so verschieden war, die festen Ansichten des brittischen Cabinets, dem ein Pitt vorstand, und die beständig schwankenden und abwechselnden Gewalten der französischen Anarchie. Durch den ersten Consul hatte die französische Macht Einheit erhalten, und der Friede von Amiens wurde geschlossen. Es war der letzte Versuch Englands, auf dem Wege der Unterhandlungen eine Art von Gleichgewicht auf dem festen Lande herzustellen. Pitt hatte vorausgesagt, daß er vergeblich sein würde, und war aus dem Ministerium getreten. Den drei Haupt-Friedensschlüssen von Lüneville, Paris und Amiens folgten bald mehrere Friedens- und Allianztractaten mit den minder wichtigen Staaten, welche bis dahin durch Zwietracht gefallen und in französische Gewalt gerathen waren. Auch mit der Pforte wurde Frieden geschlossen, daß sie künftig gegen Rußland, Oesterreich und England dienen könne. So wurden Frieden und augenblickliche Allianztractaten allen Ländern angeboten, um sie mit der französischen Politik zu umstricken und ihnen Fesseln anzulegen.

In Spanien und Portugal, vorzüglich in Italien, wurde die französische Macht gegründet; mit dem Papste ein Concordat abgeschlossen und seine Macht zuerst be-

schränkt, bis sie auf die trügerischeste Weise ganz vernichtet werden sollte. Verschiedene deutsche Reichsstände mußten auf gutes Glück der französischen Macht sich ergeben; die Schweiz ihre alte ehrwürdige Verfassung aufgeben und eine verderbliche Mediationsacte annehmen, der bald ein funfzigjähriger Allianztractat folgte, wohl berechnet auf die Lage der Schweizer und harte Proben im Voraus ihnen zusichernd.

Die kurze Zeit der Ruhe, welche auf diese Art der Welt und Frankreich gewährt wurde, benutzte der erste Consul, um seine Alleinherrschaft auf alle mögliche Art zu befestigen, indem er durch Bethörung der Eitelkeit und des Eigennutzes einen großen Theil seiner Nation, so wie mehrere seiner Verbündeten an seine Person und an seine Existenz zu fesseln anfing. Die abgeschlossenen Friedenstractate aber wurden nur zum Theil gehalten und auf eine Weise, welche vorhersehen ließ, daß sie bald wieder ganz vernichtet werden sollten. Umsonst war das friedliche Streben der größern und kleinern Mächte; Krieg mußte bald wieder das Losungswort werden, wenn nicht die ganze Welt ohne Schwertstreich als ein Raub des tyrannischen Ehrgeizes fallen sollte.

England, nach einem kurzen Frieden, sprach zuerst das Losungswort wieder aus und erklärte den Krieg an Frankreich.

Der erste Consul nahm aus dieser Kriegserklärung Englands und aus allen Verwirrungen, die er selbst

veranlaßte, Vorwände, um seine Gewalt in Frankreich zu vergrößern und noch fester zu begründen. Seerüstungen gegen England sollten gemacht werden: dazu gehörten Macht und Gewalt und Einheit. Zuerst mußte ein Senatusconsult seine Oberherrschaft auf zehn Jahre verlängern; bald nachher auf seine Lebenszeit sie ihm verleihen; später ein organisches Senatusconsult zu einem erblichen Kaiser der Franzosen ihn erheben. Dieser Erhebung folgte sehr bald die Verwandelung der italienischen Republik in ein Königreich, und Napoleon Buonaparte proklamirte sich selbst zum König von Italien. Aber eine blutige That sollte der Kaiserkrönung vorangehen. Schon damals sollte Napoleon der Welt das wahre Maß und den Gehalt seiner vermeinten Größe offenbaren. Hätte er den lebhaften Wunsch gefühlt, Frankreich zu beglücken, und die Sicherheit in sich, es zu vermögen, so mußte er zugleich in seinem Innern die Gewißheit haben, das Schicksal von Frankreich würde unauflöslich mit dem seinigen verknüpft bleiben. Allein sein Ehrgeiz verblendete ihn selbst über seine Talente. Ein Enkel des großen Condé war der einzige Bourbon, welcher durch zufällige Ereignisse in der Nähe Buonapartes sich aufhielt, in Eingezogenheit lebend und ohne Anspruch auf den Thron seiner Ahnherren. Umsonst! Eine alle vernünftigen Vorstellungen verwirrende Furcht hatte sich Napoleon Buonapartes bemächitgt. Bei Nacht und Nebel wurde ein benachbartes befreundbetes Terri-

torium durch die Gefangennehmung des Herzogs von Enghien verletzt. Einem Blutgericht wurde er übergeben, und sein Urtheil augenblicklich vor seinen Richtern vollstreckt. So scheute sich nicht Napoleon Buonaparte, die Stufen des französischen Thrones zu betreten, indem er sie vorher mit dem Blute eines Zweiges dieses Thrones gefärbt hatte.

Doch nicht allein die Throne, und was ihnen zunächst stand, sollte vernichtet werden. Alles, was nicht blind der französischen Macht und ihren Grundsätzen huldigen würde, sollte unter ihrer Gewalt fallen. Wer erinnert sich nicht an den Buchhändler Palm, der als Verleger zweier Schriften — deren Verfasser als ein Seher, aber zu kräftig ausgesprochen, was die französische Macht geworden, und was Deutschland und die Menschheit von ihr zu fürchten habe — da er ihn nicht nennen wollen, auch auf fremdem und befreundeten Grund und Boden auf des französischen Kaisers Befehl ergriffen und erschossen wurde.

Und so war denn in kurzer Zeit eine Macht entstanden, deren Gewalt die Nachwelt kaum glauben wird, weil sie ihr Beginnen und die Fortschritte nicht erlebt hat und uns, die wir sie zugelassen haben, und die Zeit, die sie zubereitet hatte, nicht gekannt hat. Wir aber haben es erlebt, diese Macht bis zu dem höchsten Mißbrauch anwachsen zu sehen, und uns also hat gebührt zuerst der gerechte Schmerz über uns selbst, daß

es so weit mit uns gekommen war, und dann der heilige Zorn, der durch solche Schmach und solche Leiden veranlaßt, endlich alle Alter und alle Geschlechter ergriffen hat. —

Die Censurgesetze in Frankreich wurden immer schärfer und beschränkender, und die Anforderungen des französischen Kaisers an die Regierungen, die mit ihm verbunden waren, ja nur in irgend einem Verhältnisse mit ihm oder in seiner Nähe sich befanden, immer drückender. Alle sollten den Zumuthungen seines Ehrgeizes gehorchen und anlegen und dauerhaft machen alle Fesseln des Geistes, welche die Menschheit herabwürdigen.

Die Religion, diese höchste Angelegenheit der Menschheit, dieses unmittelbare Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer; die Religion sollte vom Staate geregelt werden. Als Zwangsmittel, als Mittel das Volk zu bethören, sollte sie gebraucht werden; der innere Glanz ihrer Heiligkeit sollte vernichtet werden und untergehen. Das sollte bei der französischen Regierung der Preis sein des Schutzes und des äußern Ansehens, welche jede Regierung verpflichtet ist, der Religion zu gewähren. Und was mit der Regierung eng verbunden ist, die Lehre und die Erziehung der Staatsbürger, ihr sollte jede Allgemeinheit entgehen; nur für den französischen Staat und für seine Zwecke sollte sie berechnet sein.

Die Wissenschaft, diese Krone der Menschheit, sollte ihr Haupt nicht mehr frei emporheben und in den un-

endlichen Regionen, die ihr die Natur angewiesen hat, frei und unbefangen sich bewegen; sie sollte sich selbst bewachen, ob auch, was sie meinen könnte, mit den trügerischen Erfindungen einer neuen Staatsklugheit wohl passend wäre.

Auch die Kunst, nicht der Schönheit und sich selbst dienend, sollte der Macht huldigen und Thaten der Willkür verewigen.

Nicht mehr sollten die Wohlthaten des Handels ein gemeinschaftliches und beglückendes Band unter den Völkern sein; dem Kunstfleiß so wie den schönsten Erzeugnissen der fremden Klimate sollten die Häfen gesperrt werden. Vorzüglich wollte man mit ihnen verweisen die gesunden Ansichten einer freien Nation mit ihrem energischen Wollen, damit alle Nationen des festen Landes nur abhängig würden von einer Macht.

Auch für den friedlichen Landmann, für den Bebauer väterlicher Fluren, waren im Voraus die verwüstenden Tritte des Ehrgeizes zu berechnen. Bald sollte er nur mit Furcht und Zittern der Erde seine Saaten anvertrauen, ahnend, daß in dem nächsten Frühjahr das feindliche Roß im Keime sie zertreten würde, oder ihre Frucht geerntet werden sollte durch die fremde Gewalt.

Nicht mehr sollte der ruhige Bürger, der Staatsdiener, wenn sie treu ihre Pflicht erfüllt und ihr Tagewerk vollendet, von der mühseligen Arbeit an den Al-

tar der Wahrheit sich flüchten dürfen und ungestört des Denkens Freiheit und den Betrachtungen der Welt sich überlassen. Vorgeschrieben sollte ihnen werden, was sie denken durften, und was ihnen kund werden sollte von den Begebenheiten der Zeit, sollte verändert und mit den beliebigen Farben einer trügerischen Staatskunst bezeichnet werden. Ja, man wollte versuchen, Brüder und Freunde aus ihrer Mitte für diese Klugheit durch die verderblichen Mittel des Eigennutzes zu gewinnen, daß sie ihre Mitbürger bewachen, sie verrathen sollten, auf daß die von ihren Brüdern in Unbefangenheit gesprochene Meinung ihnen Verderben und Untergang bereiten sollte.

Alle Alter waren ergriffen und alle Geschlechter. Nicht ruhig konnte der Staatsmann, nicht ruhig konnte der Familienvater heimgehen zu seinen Vätern, denn er hatte das Verderben seines Volkes erblickt. Nicht freudig und kräftig in's Leben hinausschauend und mit Begeisterung seine Laufbahn antreten und seinen Beruf beginnen konnte der Jüngling: denn er sei der Wissenschaft, oder der Kunst, oder dem Staate dienend, so waren vernichtet für ihn die höchsten Güter des Lebens, Alles, was ihm Werth geben konnte, und was seine Mühseligkeiten vergessen zu machen vermochte.

Nun konnte auch die Mutter nicht mehr ruhig neben ihrem Säugling schlafen, denn sie sah im Voraus das Verderben, so ihn erwartete, und nur mit Zagen konnte

diese Mutter ihre Tochter dem Gatten übergeben, denn sie wußte nicht, ob er nicht unglücklich oder unwürdig das Leben bestehen würde. Auch die Jungfrau, an wie wenigen Jünglingen konnte sie mit Vertrauen emporschauen, denn sie waren ja in jedem bürgerlichen Verhältnisse alle bestimmt, einem Werke der Finsterniß und des Verderbens zu dienen!

So sah es um die europäische Welt aus: finstre Mächte schienen sich in diese Welt theilen zu wollen.

Die Königin Luise stand in dieser Welt und an einem bedeutenden Platz: der Klarheit ihres Geistes und der Wahrheit ihres Charakters konnte das Reich der Finsterniß nicht gefallen. Obgleich auf dem Thron und erhaben über Viele, war doch ihr Herz mit jedem menschlichen Verhältniß vertraut. — Sie achtete über Alles, was sie in Deutschland, was sie bei ihrem Volk so kräftig gedeihen sah — die Wissenschaft und die Kunst; sie wünschte jede Tugend des Staatsbürgers angeregt und anerkannt zu sehen und jedes daraus entspringende Glück zu befördern. So theure Güter in Gefahr zu sehen, erregte in ihr die höchste Besorgniß und erfüllte ihre Seele mit Trauer.

Wir haben schon erwähnt, daß England im Jahre 1803 nach einem Frieden, der nur ein Jahr gedauert, das Losungswort des Krieges wieder ausgesprochen hatte. Im Jahre 1805 verband zuerst Rußland und Oester-



reich sich, und später England mit ihnen; ein neuer Krieg in Deutschland begann.

Der Durchmarsch der französischeu Truppen durch das anspach'sche Gebiet auf ausdrücklichen Befehl des französischen Kaisers, bei einer vollkommen anerkannten Neutralität Preußens, war das erste Ereigniß dieses Krieges und das Losungswort über seine Natnr. Nun erwachten immer mehr und mehr die Besorgnisse, welche alle Staaten über die furchtbaren Grundsätze der französischen Macht ergreifen mußten. Es war natürlich, daß solche tyrannische Willkür, ausgeübt gegen ein Land, welchem der König die Segnungen des Friedens zu erhalten bestrebt war, auch das Gemüth der Königin tief erschüttern mußte. Es wurde ihr immer klarer, was der Welt bevorstand, sie sah eine bedeutende Zeit vor sich; eine noch bedeutendere sollte sich darans gestalten. Die schmerzhaftesten Besorgnisse fingen an, sie zu bewegen und die Heiterkeit ihres reinen Gemüthes zu trüben. Personen, welche der Königin am nächsten standen, erinnern sich nicht, daß sie vor dieser Zeit sich über politische Ereignisse geäußert hätte. Seit diesem Zeitpunkt aber erfüllte die Zeit so zu sagen ihre ganze Seele, und es blieb ein tiefer Ernst in ihrem Gemüthe zurück. Sie sprach selten ganz aus, was sie empfand, denn sie kannte die Vorsicht, die sie schuldig war der Stelle, auf der sie stand, aber sie empfand es desto stärker.

Ein Senatusconsult mußte dem französischen Kaiser den Namen des Großen beilegen; denn Buonaparte, der die Menschen nur nach ihren Mängeln berechnet, wußte, welchen Einfluß Namen und Benennungen auf den großen Haufen haben, und daß, was oft ausgesprochen und wiederholt wird, die Menschen zuletzt bethört und von ihnen geglaubt wird.

Nun folgten Thaten der Willkür rasch auf einander; Abtretungen wurden erlistet oder erzwungen. Preußen mußte Anspach und Cleve mit Wesel und Neufchatel abtreten; das Königreich Neapel wurde mit französischen Truppen besetzt; bald nachher wurde der französische Prinz Joseph, Bruder des Kaisers, König von Neapel: denn ein kaiserliches französisches Familien-Statut wurde durch ein Machtwort aus Nichts erschaffen. Diesem Statut zufolge wurde der Prinz erblicher Herzog von Cleve und Berg, der Prinz Louis König von Holland. Guastalla wurde der Prinzeß Borghese, Schwester des Kaisers, gegeben, die venetianischen Staaten mit Italien verbunden, und der Kardinal Fesch, Onkel des Kaisers, zum Coadjutor und Nachfolger des Kurerzkanzlers von Deutschland ernannt.

Nun konnte kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß Buonaparte gesonnen sei, ganz Europa unter seine Familie zu theilen....

Was Frau von Berg in den letzten Worten als Vermuthung ausgesprochen: das hat Thiers in seiner

dreißig Jahre später verfaßten Geschichte Napoleons auf's Zutreffendste bestätigt, indem er erzählt, wie der Kaiser damals an seine Brüder in Neapel und Holland schrieb: „daß Preußen und dessen Verbündete, wer sie auch wären, zermalmt werden sollten, und daß er dies Mal mit Europa fertig werden würde!"

Diese Ausdrücke — bemerkt Thiers noch besonders — sind wörtlich in Napoleons Briefen an die Könige von Holland und Neapel enthalten.

Und gleichwie hier ein berühmter französischer Historiker jener Meinung, die Frau von Berg über die nimmersatte Ehrsucht und den nicht zu stillenden Eroberungsdurst des Kaisers in klarer Erkenntniß der mit durchlebten Zustände niederschrieb, das Siegel der Beglaubigung aus den vertrauten Briefen Napoleons an seine durch ihn gekrönten Brüder aufdrückt: so auch findet das, was „die Freundin Johannes von Müllers" als Leidensgenossin jener Zeit über das eigenmächtige, alles Völkerrecht verhöhnende Schalten und Walten Napoleons in Deutschland äußert, die nachdrücklichste Bekräftigung durch einen der freimüthigsten deutschen Geschichtschreiber.

„In dieser Zeit — schreibt Schlosser — ward, noch ehe Preußen (im Kriege von 1806) besiegt war, die Herrschaft Napoleons über ganz Deutschland, so weit es nicht preußisch war, befestigt. Alle Fürsten huldigten freiwillig, um unbeschränkt zu herrschen; überall waren die eifrigsten Freunde alter Mißbräuche die kräftigsten

Stützen der neuen fremden Gewaltherrschaft und die niedrigsten Schmeichler des Mannes, der allenthalben Gewalt für Recht geltend machte; allein schon damals murrte das ganze Volk im Stillen, und wir können aus Erfahrung bezeugen, daß sich das Phlegma der Deutschen in der trüben Zeit als versteckte Federkraft bewährte. Ueber das ganze Reich waren Franzosen zerstreut: sie drückten den von seinen Vorgesetzten despotisirten deutschen Unterthan, benahmen sich brutal gegen jeden Beamten und insolvent gegen die sich vor jedem Franzosen tief beugenden Fürsten und ihre Höflinge. — Davoust, Soult und Berthier, Männer, die der Schreckensherrschaft ihre Größe oder besser ihren Rang verdankten, verfuhren in Schwaben und Franken mit den Deutschen, wie in der Schreckenszeit mit den Franzosen verfahren ward."

So Schlosser, der, wie streng er im Uebrigen auch über die damaligen Zustände Preußens richtet, doch da, wo er auf Luise zu sprechen kommt, ihrer stets in hoher Würdigung gedenkt und sie in der historischen Majestät einer wahrhaft „edlen und patriotischen Königin" darstellt.

Man kann sich von dem maßlosen Uebermuthe, mit dem die französischen Generale und Beamten sogar während des Friedens in Deutschland verfuhren, einen Begriff machen, wenn man hört: daß in Westphalen ein

französischer General einen Reisewagen, der ihm gefiel, ohne Weiteres wegnehmen und den Besitzer fragen ließ, was er kosten solle. Der Besitzer war aber zufällig ein deutscher Mann von altem Schrot und Korn — war der Freiherr von und zum Stein, damals Ober-Präsident in Westphalen, und er antwortete: „der Wagen koste weiter Nichts als vier Kugeln“.... Auf diese Antwort erfolgte sofort die Rückgabe von Steins Wagen.

Napoleons erster Gewaltschritt gegen Preußen, jene Verletzung des neutralen Grund und Bodens der brandenburgischen Fürstenthümer in Franken, fiel in die Tage vor dem zehnten Geburtstage des Kronprinzen. Ein schmaler Streifen des anspachischen Gebietes lag dem Kaiser der Franzosen bei seinen Plänen im Kriege mit Oesterreich im Wege: anstatt nun den vom Völkerrecht gebotenen Umweg um das neutrale Stück Land zu machen, muß der von Hannover heranziehende Bernadotte mit seinen französischen Truppen ohne Weiteres durch Anspach marschiren und den überraschten Oesterreichern in den Rücken fallen. Denn — so meinte Napoleon, allem Rechte Hohn sprechend — „der Sieg, den er haben müsse, und den er sich nicht durch falsche Bedenklichkeiten entgehen lassen dürfe, werde seine beste Rechtfertigung für diesen Bruch des Völkerrechtes sein.“

In der That brachte er den Oesterreichern, welche diesen Bruch des Völkerrechtes nicht erwartet hatten, dadurch eine vollständige Niederlage bei: Mack, der Ober-

befehlshaber des österreichischen Heeres wurde nach Verlust mehrerer Gefechte in Ulm eingeschlossen und streckte dort das Gewehr.

Um dieselbe Zeit wurde der Geburtstag des Kronprinzen von Preußen in dem stillen Paretz gefeiert. Der Erstgeborene Luisens wurde am 15. October 1805 zehn Jahre alt. Er empfing als Festgeschenk Hut und Degen aus der Hand seines königlichen Vaters und erschien zum ersten Male in Uniform vor der Königin. Da äußerte sie die tiefe Bewegung ihres Gemüthes in den Worten:

„Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Zehn Tage nach des Kronprinzen Geburtsfest traf der Kaiser Alexander von Rußland in Berlin ein. Eine Stunde nach seiner Ankunft, am 25. October 1805, fuhr er mit dem Könige und der Königin nach Potsdam, die drei Majestäten traulich zusammen in einem Wagen. Alexander warnte Friedrich Wilhelm und Luise vor der Gefahr, in die sich Preußen durch seine neutrale Stellung stürze: „Preußen könne sich nicht von dem Schicksale Deutschlands, nicht von der Sache Europas trennen; es dürfe durch seine Unthätigkeit dem gemeinsamen Feinde nicht den Sieg erleichtern; im Augenblick werde es noch von ihm geschont, wiewohl auch

nur zum Scheine, um es sodann desto sicherer zu vernichten, sobald es, von Oesterreich, von Deutschland und von Rußland aufgegeben, der Uebermacht Napoleons allein gegenüber stehe."

Das Gewicht dieser Gründe verstärkte sich noch durch die Gegenwart des Erzherzogs Anton von Oesterreich. Er kam im Auftrage seines Bruders, des Kaisers Franz, fünf Tage nach dem Eintreffen Alexanders in Berlin an und warb gleichzeitig mit dem russischen Kaiser um Preußens Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich.

Wie schon damals alle wahrhaft deutschen Herzen in Preußen den letzen Hort Deutschlands erblickten, dafür spricht ein Brief von Friedrich Perthes, dem in der Folge von den Franzosen geächteten deutschen Patrioten.

„Was müssen wir erleben" — schrieb Perthes in jenen Tagen an Johannes von Müller, den preußischen Historiographen — „welche Schmach, welche Verhöhnung, welche Herabwürdigung steht Deutschland, steht den Völkern und der Welt bevor, und doch, welche Momente bietet die Vorsehung den Menschen dar, die Macht haben! Preußen kann Oesterreichs Retter werden, und es muß es werden, bei Gefahr des eigenen Verderbens. Für Sie, der Sie bisher durch Schrift die Herzen für das Vaterland gewannen, ist es jetzt an der Zeit, durch Wort, Gegenwart und Geist zu wirken. Gehen Sie zu Preußens König und sagen Sie ihm, was er, ein Deutscher, für Deutschlands Rettung thun kann.

Umsonst ist Preußen nicht auf die Spitze gestellt. Hebt Preußen Deutschlands Panier auf, so schließen Alle sich an und geben jetzt gerne ihre geliebte Unabhängigkeit theilweise hin, um nur endlich der Gefahr der Nation in's Auge zu sehen und nicht Knechte eines Volkes zu werden, welches sich als Verstandesmaschine von der Faust des Einen gebrauchen läßt, der Alles in der Welt gleich niedrig zu machen strebt."

Aber in den höchsten Kreisen zu Berlin standen damals zwei Parteien gegen einander. Die eine, die Kriegspartei, drang darauf, daß Preußen die Sache Oesterreichs, die Sache Deutschlands und Europas zu der seinigen mache und das Schwert ziehe gegen Frankreich. Diese Partei hatte den größten Anhang im Heere: an ihrer Spitze standen die Prinzen, vor Allen Prinz Louis Ferdinand, ferner der Fürst von Hohenlohe, die Generale Blücher, Rüchel, Phull und Schmettau, die Minister Stein und Hardenberg.

Dagegen die andere Partei, die sogenannte friedliche, eigentlich aber französische Partei sah das Heil Preußens nur in enger Anschmiegung an Napoleon und wollte haben, „daß Preußen gleich dem Schakal im Gefolge des Löwen fortfahre, die Beute zu fassen, die ihm der Kaiser der Franzosen etwa zuwerfen möchte." Als die mächtigste, gefährlichste Triebfeder dieser, es mit Frankreich haltenden Partei erschien der Geheime Ca-

binets-Rath Lombard, von Geburt eines französischen Perückenmachers Sohn, und der von ihm beherrschte Cabinets-Minister von Haugwitz. Denn Lombard war, wie Gentz bemerkt haben will, weit mehr Minister, als Graf Haugwitz. Dieser schritt zu keiner wichtigen Maßregel ohne Jenen, und mehr als einmal hörte Gentz, wie Lombard zu seinem Bruder Peter, des Ministers Günstling und Privatsekretair, äußerte:

„Sage doch dem Grafen Haugwitz, ich hätte ihm diesen Abend Etwas mitzutheilen. — Vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt."

Die Königin und alle Prinzen des königlichen Hauses waren gegen Lombard. Er selbst beklagte sich darüber bitter gegen Gentz, acht Tage vor der Jenaer Schlacht. In der Königin Hände legte der Minister Stein am 10. Mai 1806 jene freimüthige Denkschrift, worin er sich mit schonungsloser Schärfe gegen Lombard und Haugwitz ausspricht.

„Wäre man Ihrer Denkschrift im Mai gefolgt," sagte im November, auf der Flucht vor den Franzosen, der Minister Schulenburg zu Stein, „so würden wir jetzt nicht sein, wo wir sind."

Aber Lombard war der ausgesprochenen Meinung: „Preußen müsse seine Schicksale an die Schicksale Frankreichs binden, müsse mit Frankreich steigen."

Und übereinstimmend mit Lombard schrieb auch ein

Massenbach, der nachher so kühn auf Preußen schmähte: „Ich glaubte, mit dem mächtigen Mann der Seine vereint müßten wir nach Größe streben."

Als ob die unersättliche Herrschsucht dieses „mächtigen Mannes der Seine" einen steigenden Nebenbuhler in Europa neben sich geduldet hätte, und als ob — was die Weltgeschichte aller Zeiten betont — da eine wahre Größe des Vaterlandes denkbar wäre, wo dieses die Säule seines Bestandes nicht in sich selbst trägt und sich im Gegentheil auf die Krücken fremdländischer Unterstützung lehnen will! Der welthistorische Krückstock Friedrichs hatte Preußen groß gemacht, es hoch aufgerichtet — dagegen die Krücke Napoleons, welche die französische Partei in ihrer Verblendung der Schöpfung Friedrichs unterzuschieben, entdeutscht und entpreußt genug war, sie wurde die Gebrechlichkeit Preußens, wurde die Grube seines Falles, wurde die (zum Glück nur momentane) Leichensäule seines Ruhmes. —

Der König für seine Person hatte zu viel Rechts- und Ehrgefühl, um nicht in edlen Unwillen auszubrechen über jene Verletzung seines Anspachischen Gebietes. Vergebens schickte Napoleon zu seiner Entschuldigung den Marschall Duroc nach Berlin. Schon am 14. October übergab der Minister Hardenberg dem französischen Gesandten eine schriftliche Lossagung Preußens von Frankreich: der König erklärte in diesem Schreiben seine bisherigen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Kaiser

der Franzosen für abgebrochen. Der Besuch Alexanders von Rußland und des Erzherzogs Anton nährte und verstärkte diese feindliche Stimmung. Es kam in Potsdam zum Abschluß eines geheimen Vertrages: Preußen wollte in Uebereinkunft mit Oesterreich und Rußland dem Kaiser der Franzosen den Frieden anbieten und, wenn Napoleon nicht auf die vorgeschlagenen Bedingungen eingehe, ihm am 15. Dezember den Krieg erklären.

Am 3. November hatte Alexander sich mit dem Könige dahin geeinigt, und am nächsten Morgen mit Tagesanbruch gedachte er abzureisen. Den Abend zuvor bei der Tafel ließ er im Gespräche mit der königlichen Familie die Aeußerung fallen: wie gern er die Gruft Friedrichs des Großen gesehen hätte, und wie leid es ihm thue, Potsdam zu verlassen, ohne den Manen des unsterblichen Königs seine Ehrfurcht bezeigt zu haben.

„Dazu ist noch Zeit," sagt der König und läßt augenblicklich alle Anstalten treffen zur Erleuchtung der Fürstengruft in der Garnisonkirche. Denn dort ruht Friedrich II. im zinnernen Sarge, und eben dort im marmornen Friedrich Wilhelm I., der gestrenge königliche Vater, von dem der große Sohn gesagt hat:

„Wenn es wahr ist, daß man den Schatten der Eiche der Kraft der Eichel verdankt, aus welcher sie erwuchs, so wird alle Welt eingestehen, daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen weisen

Anordnungen die Quelle des Glücks suchen muß, dessen das Königshaus sich noch jetzt erfreut."

Nach elf Uhr erhoben Alexander, Friedrich Wilhelm und Luise sich von der Abendtafel, um sich auf kurze Zeit in ihre Gemächer zurückzuziehen. Dort machte der Kaiser sich reisefertig, und um Mitternacht, um halb ein Uhr begab er sich mit der königlichen Familie in die Garnisonkirche, hinab in die von Wachskerzen erleuchtete Gruft. Ueberwältigt von seinen Empfindungen, neigt Alexander seine Lippen auf Friedrichs Sarg, küßt ihn, reicht über dem Sarge Friedrich Wilhelm die Hand, schwört ihm und seinem königlichen Hause ewige Freundschaft, schwört mit ihm den Eid der Befreiung Deutschlands.

Dieses Gelübde, am Sarge Friedrichs gethan, der Kaiser und der König haben es treu erfüllt, wenn auch erst in einer spätern Zeit, als sie in jener Novembernacht hofften, wenn auch erst nach dem Tode der Königin, die Zeugin dieses Schwures gewesen ist und ihn durch ihre Thränen geweiht hat.

So schied Alexander von Friedrich Wilhelm und Luise, und aus der Gruft des großen Königs stieg der Kaiser in den Reisewagen. —

Gerade ein Jahr nachher stand Napoleon als Sieger am Sarge Friedrichs. Zwar sagte er beim Eintritt in die Gruft zu seinen Marschällen:

„Hut ab, meine Herren! Da ist ein Heiligthum!"

Aber diese äußerliche Ehrfurchtsbezeigung hinderte ihn nicht, dieses Heiligthum zu entweihen: er nahm Friedrichs Degen, Wehrgehänge und Hut als Beute mit.

Denn leider war wieder der von Allen am wenigsten dazu geeignete Haugwitz ausersehen worden, in Gemäßheit des Potsdamer Vertrages entweder dem Kaiser der Franzosen den Frieden vorzuschreiben, oder den Krieg zu erklären. Napoleon kannte, wie er selbst sich dessen rühmte, seine Leute, er wußte auch einen Haugwitz zu nehmen und ihn hinzuhalten. Als dieser am 28. November im französischen Hauptquartiere zu Brünn erschien, da versiegelte der Kaiser ihm den Mund mit den Worten:

„Die französischen und österreichischen Vorposten sind bereits handgemein. Es ist die Einleitung zu der Schlacht, die zu liefern ich im Begriff bin — sagen Sie mir jetzt nichts von Ihrem Auftrage, ich will nichts davon wissen. Gehen Sie einstweilen nach Wien, warten Sie dort ab, was der Krieg mit sich bringt."

Und Haugwitz war schwach genug, diesem Winke zu folgen. Anstatt das ihm aufgetragene Wort der Entscheidung zu sprechen, anstatt das Gewicht von Preußens Schwert in die Schale der noch schwankenden Ereignisse zu werfen, ließ er sich nach Wien an Talleyrand weisen und erschien erst nach der Schlacht von Austerlitz wieder im französischen Hauptquartiere, um eigenmächtig die drohende Botschaft, mit der ihn der König an

Napoleon gesandt, in einen artigen Glückwunsch umzuwandeln.

„Dieser Glückwunsch," antwortete Napoleon dem von ihm berückten Haugwitz, „war eigentlich für Andere bestimmt. Das Glück allein verschafft ihn mir."

Geblendet von dem Glanze des neuen Sieges, in dem er den Kaiser der Franzosen sah, that Haugwitz gerade das Gegentheil von dem, wozu er bevollmächtigt war. Er schloß einen neuen Angriffs- und Vertheidigungs-Bund mit Napoleon, und das an demselbigen 15. Dezember, auf den die Kriegserklärung Preußens anberaumt worden war!

Der Graf von Haugwitz („ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen, aber dem Ausdrucke der Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit") war dem persönlichen Zauber Napoleons am allerwenigsten gewachsen. Denn so einnehmend konnte der Eroberer, wenn er wollte, selbst gegen seine erbittertsten Feinde sein, daß sogar ein altpreußischer Patriot wie Graf Dohna nach einer Audienz bei Napoleon in Finkenstein erklärt hat:

„Der Kerl ist ein Tyrann; versteht es aber, so liebenswürdig zu sein, daß man fast aufhören könnte, ihn zu hassen." —

Der König und die Königin waren außer sich, als Haugwitz bei seiner Rückkehr nach Berlin die Bestimmungen des Schönbrunner Vertrages eröffnete. Nicht

eine Ahnung hatten sie von dem, was Haugwitz gewagt — „gewagt mit beispiellosem Leichtsinn, seinem Auftrage gerade zuwider.“ Noch nach der Schlacht von Austerlitz hatte Alexander seinen Bruder Constantin an den Hof zu Berlin gesandt, und Krieg war fortwährend die Losung gewesen. Die heftigsten Vorwürfe fielen auf Haugwitz.

Schon einmal im Kriege mit Frankreich war es vorgekommen, unter Friedrich Wilhelm II., daß eine französische Partei im Lager ohne des Königs Wissen und Willen sich in Friedens-Unterhandlungen mit dem Feinde eingelassen, und der König, entrüstet über den ihm zugemutheten Treubruch gegen seine deutschen Bundesgenossen, hatte gedroht: „er werde dem Schuldigen den Kopf abhauen lassen.“ — Nun kam Haugwitz mit diesem Vertrage, der Preußen losriß von seinen Bundesgenossen und es enger als je in Napoleons Schlingen verstrickte.

Es wurde ein Staatsrath berufen und unter dem Vorsitze des Königs beschlossen, den Schönbrunner Vertrag nur bedingungsweise anzunehmen. Haugwitz trug diese Botschaft nach Paris, er fühlte jetzt den ganzen Uebermuth des Siegers. Napoleon erklärte: so binde auch er sich nicht länger an die in Schönbrunn festgesetzten Bedingungen. Talleyrand mußte neue entwerfen, ungleich härtere, und Preußen sah sich genöthigt, darein zu willigen. Denn sein Schwert stak schon wie-

der in der Scheibe. Im Vertrauen auf Napoleons neuerdings zugesicherte Freundschaft hatte es zu früh entwaffnet und stand noch dazu allein, verlassen von seinen bisherigen Bundesgenossen, allein dem siegestrunkenen Kaiser gegenüber.

Mit Napoleons Willkür hielt seine Falschheit gleichen Schritt. Erst hatte er Preußen gedrängt, zum Tausche für das an Frankreich abgetretene Neuenburg, Anspach und Cleve sich das Kurfürstenthum Hannover anzueignen, um es dadurch in Krieg mit Großbritannien zu verwickeln, und hernach suchte er England für sich zu gewinnen durch das geheime Versprechen der Rückgabe von Hannover, als Preis des Friedens mit Frankreich. Eben so wollte er Rußland an sich locken durch die insgeheim eröffnete Aussicht auf Preußisch-Polen. Offenkundig gab er Preußen den guten, freundschaftlichen Rath, als Gegengewicht wider den Rheinbund einen nordischen Bund zu stiften, und insgeheim wirkte er dem Anschlusse Norddeutschlands an Preußen nach Möglichkeit entgegen. Seine Minister erklärten: „ihr Kaiser würde die Hansestädte unter seinen unmittelbaren Schutz nehmen; der weise Beherrscher von Sachsen bezeige keine Lust, dem von Preußen beabsichtigten Bunde beizutreten, und Frankreich werde nie zugeben, daß man irgend einen Fürsten dazu zwinge."

So Schritt für Schritt war Preußen, durch seine

von Napoleon wie mit Blindheit geschlagenen Leiter, an den Abgrund geführt worden. Noch hielt es sich scheinbar aufrecht, aber schon durchzuckt von dem Vorgefühle des tiefen Falles, den es thun sollte.

Am 5. Mai schrieb Stein an den General von Rüchel: „der König fühle sich äußerst unglücklich über seine gegenwärtige Lage; er habe geäußert: er wünsche nur, daß man ihm Beweise der Verrätherei dieser Leute gäbe, so würde er sie entfernen; er verabscheue sie."

Auch die Königin war, wie Frau von Berg berichtet, tief bekümmert. Ihre Gesundheit hatte in dem Winter von 1805 bis 1806 gelitten, der Schmerz um den Verlust eines geliebten Kindes untergrub sie noch mehr. Ihr jüngster Sohn, der Prinz Ferdinand, starb ein Jahr und vier Monate alt am 1. April 1806. Schwer gebeugt ging sie mit dem Könige nach Potsdam, um dort das Frühjahr zu verleben. Die Aerzte verordneten ihr die Bäder von Pyrmont: an jenen Quellen hatten wiederholt der große Kurfürst (1681 und 1685) und der große König (1744 und 1746) sich erfrischt. Auch Luise hoffte von ihnen die Wiederherstellung ihrer erschütterten Gesundheit. Sie begab sich im Juni dahin und unterwarf sich mit gewissenhafter Strenge den ärztlichen Vorschriften. Denn nur schwer hatte sie sich zu dieser Trennung von ihrem Gemahl und ihren Kindern entschlossen: darum sollte die Zeit

ihrer Abwesenheit nicht ungenützt vergehen, sollte der heilsame Zweck der Badereise, so viel an ihr, gefördert werden.

Eine Freude war es ihr, die ganze Zeit ihrer Kur mit dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrem Vater, und dem Erbprinzen, ihrem ältesten Bruder, in Pyrmont zusammen zu sein. Auch die Erbprinzessin von Weimar, die Großfürstin Maria von Rußland, brauchte zur selben Zeit die dortigen Bäder: sie war der Königin eine sehr liebe Gesellschaft und ihr bald durch innige Freundschaft dauernd verbunden.

Die Bäder und das Trinken des Brunnens wirkten sichtbar wohlthätig auf die Gesundheit Luisens. Auch ihre getrübte Stimmung erheiterte sich wieder; das gebeugte Gemüth richtete sich auf im Anblick von Pyrmonts schöner Natur. Sie bewegte sich viel im Freien, machte oft Ausflüge in die romantische Umgegend und erfreute sich besonders gern der reizenden Aussicht von der Spitze des Schellenberges. Dort, auf jener Höhe mit der in Trümmern liegenden Bergfeste Schell-Pyrmont, soll der Sage nach Thusnelda eine Burg gehabt, soll ein immerwährendes heiliges Feuer gebrannt haben, und ein Wald von alten Buchen, diesen den Germanen heiligen Bäumen, krönt den weit ausblickenden Gipfel. Eine dieser majestätischen Buchen trägt noch jetzt den erhabenen Namenszug Luisens mit der Krone

und weiht den Pyrmonter Berg zu einem Wallfahrtsorte für die preußischen, die deutschen Badegäste.

Erst kurz vor ihrer Heimkehr erfuhr sie in Pyrmont die damalige Tagesneuigkeit, den Rheinbund, den die süddeutschen Fürsten mit dem Kaiser der Franzosen eingegangen waren. Um das, was sich unterdessen im preußischen Cabinet zugetragen und bereitet hatte, scheint sie nicht gewußt zu haben — vermuthlich wollte die zärtliche Liebe des Königs, der sonst kein Geheimniß vor ihr hatte, ihr jede Besorgniß während der Zeit ihrer Kur ersparen.

Nach sechs Wochen reiste die Königin über Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg nach Charlottenburg zu des Königs Geburtstage zurück. Auch auf dieser Reise war des Volkes Liebe ihre stete Begleiterin: allenthalben erhielt sie Beweise der rührendsten und treuesten Anhänglichkeit. Der König kam ihr einige Meilen hinter Potsdam entgegen, und bei ihrem Eintreffen in Charlottenburg am 31. Juli fand sie ein neues sinniges Zeichen seiner Liebe. Der große Sandplatz vor dem Gitter des Schloßgartens war zu einem grünen Rasenplatz umgeschaffen, ein neuer Weg angelegt und mit Pappeln bepflanzt worden.

Auf diese freudige Ueberraschung folgte die ernste, schwere Kunde: daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen, weil er nicht länger mit Ehren zu vermeiden, daß

die ganze Armee marschfertig sei und wohl bald ausrücken werde.

So wenig Antheil hatte die Königin an dem Kriege, in Folge dessen Napoleon der Welt einzureden suchte: derselbe sei ihr Werk, und sie habe ihn leidenschaftlich gewollt, daß sie diesen Krieg erst erfuhr, als er schon fest beschlossen war. Aber da dieser Beschluß einmal von dem Könige gefaßt worden, und die Sache des Staats sich in eine Angelegenheit der Menschheit verwandelt hatte, so erfüllte er auch ihr ganzes Gemüth, und sie sprach sich offenherzig, wie es ihre Art war, dafür aus.

Die Königin wollte überhaupt nichts, als was der König wollte, und was dem Staate zu Ruhm und Ehre gereichen konnte, und so groß war ihre Liebe zu dem König, daß sie gar keine andere Zwecke hatte, als die seinigen. Leidenschaftlichkeit in irgend einer Angelegenheit des Lebens war ihrer Seele fremd, weil eine höhere Vernunft und eine tief-religiöse Weltanschauung ihr Thun und Lassen bestimmten. Aber was einmal beschlossen war, welchen Zweck sie einmal als gut und ausführbar erkannt hatte, dem strebte sie muthvoll entgegen.

Sie konnte den Krieg an und für sich nicht wollen, denn ihr liebreiches Herz kannte, schätzte alle Segnungen des Friedens und wünschte sie dem Königreiche zu erhalten. Thränen des Mitleids hatte sie oft geweint,

wenn sie von den Verheerungen des Krieges in fremden Ländern gehört hatte; sie wußte, daß ein blutiger Krieg die Besten und Edelsten von der Erde hinwegnimmt; das Herzeleid der weinenden Mütter, der Schwestern, der Gattinnen und der Verlobten, das Weh der verwaisten Kinder konnten ihrem weichen Gemüthe nicht fremd sein. Auch wußte sie, daß die Verheerungen des Krieges die wohlerworbenen Güter der Väter den Kindern rauben und den Wohlstand der edelsten Geschlechter vernichten. Aber sie wußte auch, daß es höhere Güter giebt, als das Leben und sein Wohlstand, daß an solche Güter das Leben gesetzt werden muß, und daß, wenn auch für uns sie verloren und untergegangen zu sein scheinen, sie doch den Nachkommen gerettet und erkämpft werden müssen. Heilig und bedeutsam für alle Zeiten war der Königin der biblische Spruch: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib nur tödten und die Seele nicht mögen tödten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag." Und diesen Feind, der die Seele verderben wollte, sah sie in dem französischen Uebermuthe.

Auch vereinigte sie mit einem wahrhaft deutschen Herzen und frommen christlichen Sinn jene aufopfernde Tugend und Vaterlandsliebe der römischen Frauen: die Leiden eines kräftigen Krieges nicht zu achten, wenn nur durch ihn ein dauerhafter Frieden erhalten werden konnte. Sie wußte auch, wie nach einem glorreich er-

rungenen Frieden eine milde und verständige Regierung alle Leiden des Krieges bald vergessen macht, und wie das Leben erhöht und verherrlicht wird durch das Bewußtsein, für seine höchsten Güter gekämpft und sie errungen zu haben.

Dem Kaiser der Franzosen war der Krieg Zweck: alle Einrichtungen und das ganze Machwerk seines Kaiserreiches zielten dahin, obwohl er arglistig genug war, hernach die Schuld des Blutvergießens auf Andere zu wälzen. Aber selbst, wenn die Königin den Krieg gewünscht hätte, wie sie ihn nicht wünschte, es würde dennoch ihrer eigensten Natur zuwider gewesen sein, eigenmächtig, ohne den Willen des Königs, darauf hinzuwirken. Denn trotz ihrer innigsten Theilnahme an dem Schicksale des Vaterlandes, hielt sie sich von jeder unberufenen Einmischung in das politische Getriebe des Staates fern, bis die Ereignisse ihr persönlich nahe traten.

Es findet diese feine weibliche Zurückhaltung der Königin ein gültiges Zeugniß in jenen von Woltmann verfaßten Memoiren, in denen dieser deutsche Geschichtschreiber, ein Zeitgenosse Luisens, das Treiben der damaligen vornehmen Welt in Berlin als Augenzeuge schildert und namentlich auch der eifrigen, aber fruchtlosen Anstrengungen gedenkt, die man machte, die Königin für den lauten Ton des Hasses gegen Napoleon und des Verlangens nach Krieg zu gewinnen, für den

Ton, den ein königlicher Prinz wie Louis Ferdinand, ein Schwarm glänzender Offiziere aus den vornehmsten Geschlechtern der Monarchie und zwei Historiker wie Johannes von Müller und Ancillon, die der Ausdruck der Gelehrsamkeit in der vornehmen Welt waren, angegeben hatten und unterhielten.

„Theils war ihre (der Königin) Seele überhaupt zu harmlos und zu wohlwollend — schreibt Woltmann — als daß sie gern laut einen Haß kundgab, theils mußte sie ihren Gemahl berücksichtigen, der still und in sich verschlossen keine Zeichen von Erbitterung wider Frankreich blicken ließ, wiewohl er vor Allen zu solchem Grimm Ursache hatte. Der schweizerische Geschichtschreiber Johannes von Müller (der im März 1804 von Wien aus dem Rufe als königlicher Historiograph nach Berlin gefolgt) war einer von den Boten, welcher die königliche Frau für den Krieg stimmen sollten; in der glühendsten Mittagshitze eilte er nach Charlottenburg wiederholt hinaus, um wenigstens mittelst ihres Bruders ihren Haß wider den französischen Kaiser mehr zu entzünden. Allein der Erbprinz von Strelitz war von eben so gütigem, heiterem, über das Bittere des Lebens leicht hinweggehendem Temperamente, wie seine königliche Schwester, und so gelang nicht und mißlang nicht, sie zum eigentlichen Haupt der schönen Welt, die Napoleon haßte, zu machen. Sie ward es erst, als dieser

sie dafür nahm und sich deshalb mit Bitterkeit über sie ausließ.

Eigentlich konnte man, wie Prinz Louis Ferdinand, der Anführer der Offiziere und der genannten Litteratoren war, welche den Krieg wider den französischen Kaiser wollten, seine Schwester, die Prinzessin Luise (Fürstin von Radziwill, die Tochter des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs des Großen) als die Seele des weiblichen Hasses in Preußen wider Napoleon betrachten. Obwohl sie, wenn es auf Befriedigung der Triebe des Herzens und der Ansichten ihres Geistes ankam, sich über die Rücksichten des Stolzes hinwegsetzte, was ihre Vermählung mit dem Prinzen Radziwill beweiset („die, in innigster Neigung geschlossen, über nicht unerhebliche Einwendungen der Rangverhältnisse triumphirte"), hatte sie doch das tiefste Gefühl für Ruhm und Glanz ihres Hauses. Sie schien weniger wohlwollend und rascher empfindlich als die Königin, aber vielseitiger gebildet, durch sich selbst bestimmter und die Eindrücke stärker in sich verarbeitend. Eine so hochfahrende Natur, wie der französische Kaiser, welche mit ihrem Genie alle Formen der Haltung zerbricht, mußte an sich einer so gehaltenen Prinzessin zuwider sein und verächtlich erscheinen, weil sie nach ihrem Standpunkte sein Benehmen nur seiner dunklen Herkunft, nicht einem unbezwungenen Drange des Genius beimessen konnte. Was sie empfand, blieb nicht harmlos in ihr, wie in

der Königin, sondern ging sogleich in That über, und gewiß war sie die thätigste von allen preußischen Damen, durch Intrigue zum Krieg wider Frankreich anzufeuern.

Schwerlich nahm die Prinzessin Wilhelm von Preußen, eine geborene hessenhomburgsche Fürstin, an solcher Intrigue Theil, wiewohl sie den Haß wider die neuen französischen Machthaber, auch die Verachtung wider dieselben theilte. Ich habe keine andere gekannt, welche so sehr als deutsche Fürstin das französische Wesen gering nahm. Ihrer Seele ist im eigentlichsten Sinn das Franzosenthum zuwider, und sie stand gegen dasselbe ungefähr so da, wie Villeda gegen das Römerthum.

Wo man Frauen und vorzüglich Fräulein der vornehmen Berliner Welt über den Hof von St. Cloud sich lebhaft äußern hörte, da konnte man gewöhnlich unterscheiden, ob ihr Ton aus dem Zirkel der Prinzessin Wilhelm oder der Prinzessin Radziwill angegeben war. Die jenen führten, sprachen mit einem gewissen innern Schauder von dem Kaiser Napoleon und nahmen ihn wie ein Wesen, vor welchem alles Heilige und Reine auf der Welt vergehen müsse; einen Spott über ihn, seine Umgebungen, seine Einrichtungen hörte man kaum von ihnen; sie wollten ihn nur im Namen der Tugend befehden. Diejenigen Damen dagegen, in welchen der Ton der Prinzessin Luise nachklang, wußten der Stachelreden, des verachtenden Witzes, der höhnischen Anekdoten nicht genug über den barschen Emporkömmling

in Frankreich, der sich Kaiser nannte, zusammenzutragen. Mehr oder weniger stimmte auch das weibliche Geschlecht der minder vornehmen Welt in eine von diesen Sprachen über Napoleon ein."

Aber nicht nur der Hof, wie Woltmann, der mit Recht für einen Bewunderer Napoleons galt, meint; nicht nur die vornehme Welt, welche den Kaiser der Franzosen als einen brutalen Emporkömmling haßte, war für den Krieg, sondern vielmehr das ganze Volk gerieth in eine wahrhaft enthusiastische Bewegung, sobald verlautete: Preußen werde endlich losschlagen gegen die Franzosen, deren Anmaßung keine Grenzen mehr kannte in Deutschland. Die opferfreudige Sympathie mit der Schilderhebung des allein noch unbezwungenen Preußens gegen den siegestrunkenen französischen Uebermuth gab sich in hellen Regungen des durch Napoleon gekränkten Nationalgefühles kund, freiwillig kund. Soldaten, die auf Urlaub waren, eilten, ohne den Ablauf desselben abzuwarten, ungerufen zu ihren Fahnen zurück; ja, ein Unteroffizier, der auf drei Monate Urlaub genommen hatte und an den Rhein gegangen war, um dort eine ihm zugefallene Erbschaft zu ordnen, ließ diese, als er hörte, es solle gegen die Franzosen gehen, im Stich, und nahm sich als Erbtheil nur so viel Reisegeld, als er bedurfte, um über Hals und Kopf nach Königsberg, wo sein Regiment stand, zurückzukehren.

Gleichwie Preußen nachmals im Freiheitskriege der

erste war von allen deutschen Staaten, der erste, der allen andern voran den Feldzug gegen Napoleon eröffnete: eben so ist Preußen vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges von 1806 der letzte deutsche Heerd gewesen, wo der Volkshaß geschürt wurde gegen die französische Knechtschaft, in der das übrige Deutschland bereits schmachtete, und es waren die feurigen Kohlen von diesem preußischen Heerde, welche, scheinbar erloschen im Blute der Jenaer Schlacht, dennoch still unter der Asche fortglimmten, bis auch sie im Brande von Moskau wiederum zur offenen Glut aufleuchteten und das Feuer des Freiheitskrieges entzündeten.

Viele Stimmen der preußischen Presse sprachen es offen aus, daß Preußen nicht für sich allein, sondern für das gesammte deutsche Vaterland in den Krieg gegen Napoleon ziehe. So sagt eine 1806 erschienene Volksschrift, betitelt: „Der alte Korbflechter im Invalidenhause", unter Anderm:

„Unsere Ehre ist unsere Sache. Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an der Heimath. Darum, Friedrich Wilhelm, sehen wir mit Freudigkeit auf Dich und was Du thust! Wir folgen Deinen Fahnen, und wer nicht folgen kann, denkt und handelt daheim für Dich, jeder, wie er auf's Beste kann und vermag. Welcher Bürger zu Hause den Glauben erhält, das Vertrauen stärkt, der dient dem Heere. Wer anders thut, der ist kein Preuße. — Wir ziehen nicht

aus für Inseln groß oder klein; wir wenden die Knechtschaft von deutschen Brüdern, wir Preußen, die wir 50 Jahre früher frei denken, glauben und reden durften, wir wollen Preußen bleiben, nicht unterjocht werden!“

Und wie in der Presse, so auch in dem Theater ergriff der Volksgeist jedwede Gelegenheit, sich enthusiastisch zu verkündigen. Im Berliner Schauspielhause waren Wallensteins Lager und der politische Zinngießer die Lieblingsstücke des Tages — wenn der Wallensteinsche Kürassier das Reiterlied anstimmte, da sang das ganze Parterre begeistert mit:

„Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen!“

Gleichen Beifall erregte im politischen Zinngießer jede zeitgemäße Anspielung, die Unzelmann machte, so daß dem Künstler endlich das Sprechen aus dem Stegreife bei Strafe verboten wurde. Dennoch unterließ Unzelmann es nicht, und als ein anderer Schauspieler, der mit ihm auf der Bühne stand, nach einer unerlaubten Anspielung ihm zuflüstert: „Das kostet Strafe!“ wiederholt Unzelmann ganz laut: „Das kostet Strafe? Meinetwegen! Welcher Patriot brächte heut zu Tage nicht gern sein Scherflein zum Altar des Vaterlandes!“

Ein stürmisches Zujauchzen der Zuschauer folgt, und während desselben zischelt der nämliche theilnehmende

Kollege, der Unzelmann vorhin auf die fällige Strafe aufmerksam gemacht, ihm zu:

„Sie werden gewiß noch eingesteckt."

Und abermals wiederholt Unzelmann ganz laut:

„Ich werde eingesteckt? Thut nichts! Besser preußisch eingesteckt, als französisch hohngeneckt!"

Ein neuer Donner von Beifall erscholl und bekundete, daß der Künstler dem Publikum aus der Seele gesprochen hatte. —

Auch die Königin, obwohl ihr feines Gefühl für das Schickliche jedes persönliche Einwirken auf die kriegerische Stimmung scheute, wurde nichtsdestoweniger eine mächtige Verstärkung des Hasses gegen Napoleon. Denn die rohen Ausfälle, welche die von dem Kaiser abhängigen französischen Zeitungen schon vor dem Ausbruche des Krieges gegen die allverehrte Königin lieferten, erbitterten alle preußischen Gemüther. Diese öffentlichen Kränkungen waren von Napoleon darauf berechnet, die Königin in den Augen ihres Volkes herabzuwürdigen. Aber so hoch thronte Luise in der allgemeinen Verehrung, daß ihre sittliche Erhabenheit selbst über die verläumderischen Angriffe eines Napoleon triumphirte, und anstatt, wie es seine Absicht war, die Gelästerte in der öffentlichen Meinung zu stürzen, verfeindete der Kaiser sich selbst nur um so heftiger mit dem Volke, das sich in seiner angebeteten Königin beleidigt fühlte.

Luise blieb nach ihrer Zurückkunft aus Pyrmont nur sechs Wochen in Charlottenburg, sie begleitete den König um die Mitte des Septembers nach Naumburg an der Saale. Dort wollte er die letzten Zurüstungen, die Annäherung der russischen Truppen und den Ausbruch des Krieges erwarten. Denn des Kaisers Alexander treue Freundschaft für den König war durch die feinsten Gewebe einer trügerischen Politik nicht erschüttert worden, und sobald der König den Krieg beschlossen hatte, trat der Kaiser als Bundesgenosse ihm zur Seite.

Auch diese Begleitung der Königin hat Napoleon gerügt. Aber in dem preußischen Fürstenhause ist treue Anhänglichkeit der Gatten auf dem Throne eine gewohnte Erscheinung. Schon der erste Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, jener große Burggraf Friedrich hatte in seiner Gemahlin Elisabeth von Baiern, bekannt unter dem Namen der schönen Else, eine treue und liebevolle Gefährtin. Sie warb in seinen Kriegen gegen den Adel der Marken Hülfsvölker für ihn und führte solche in Person ihrem Gemahle zu. Auch der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, nahm einst seine Gemahlin mit in das Feld und war darum nicht weniger ein Held und der Ueberwinder seiner Feinde.

Eingedenk dieses Beispiels ihrer fürstlichen Vorgängerinnen, hatte die Königin auch die erste Chefstelle bei dem Anspach-Baireuthschen Dragoner-Regiment (dem jetzigen zweiten Kürassier-Regiment) angenommen, welche

durch den 1806 in England erfolgten Tod des letzten Markgrafen von Anspach-Baireuth, Christian Friedrich Karl Alexander, erledigt worden war. Das Regiment erhielt in Folge einer Cabinets-Ordre den Namen: „Dragoner-Regiment der Königin“, und als es im September 1806 von Pasewalk über Berlin nach Thüringen in's Feld rückte, da empfing es Luise vor dem Thore und fuhr bei dessen Einzug in Berlin an seiner Spitze, angethan mit einem Spencer von den Farben des Regiments, der heute noch von demselben zum Andenken jenes Ehrentages aufbewahrt wird.

Schon das Jahr zuvor, als der Krieg mit Frankreich nahe schien, und die Berliner Garnison gleichfalls ausrückte, hatte die Königin mit ihren Kindern von den ziehenden Truppen Abschied genommen. Die Bataillons waren zu diesem Zwecke auf dem Wilhelmsplatze, zwischen den Bildsäulen des preußischen Waffenruhmes aufgestellt, und nachdem die Königin mit ihren Kindern ihnen hier ein herzliches und begeisterndes Lebewohl gesagt hatte, führte der König selbst die Truppen durch das Potsdamer Thor, welche im Einklange mit dem sie umdrängenden Volke dem königlichen Paare in enthusiastischen Jubelrufen ihre Ehrfurcht und Treue an den Tag legten. — Auch diesen Abschied, den die Königin mit ihren Kindern von den Vertheidigern des Vaterlandes nahm, hat Napoleon ihr zum Vorwurfe gemacht. Und doch ließ er selbst in der Folge die

Kaiserin und seinen Sohn von der alten Garde auf dieselbe Weise Abschied nehmen.

Am 21., 22. und 23. Mai 1806 war die letzte große Revue in Berlin abgehalten worden.

Wir sahen — schreibt ein Augenzeuge — an den Manövre-Tagen (drei Tage vor den Revue-Tagen) noch einmal die Armee aus dem siebenjährigen Kriege exerziren. Am ersten dieser Tage rückten die Regimenter aus, ganz in der alten Uniform gekleidet, die Offiziere mit Spontons vor ihren Pelotons, und vor einer unermeßlichen Anzahl von Zuschauern wurden die alten bekannten Manövres ausgeführt. — Den ersten Revue-Tag zeigte sich die Armee in ihrem höchsten Glanze; vor Allen brillirte das Regiment Leibhusaren, in rothen Dolmans, blauen Pelzen mit Bärenmützen; die Offiziere mit einem Tigerfell behangen, auf dem Sonne, Mond und Sterne in starker Vergoldung prangten, und verziert durch unzählige goldene Schnüre und Quasten, haben wohl an Schönheit und Pracht der Bekleidung nie ihres Gleichen gehabt. — Ach, es war eine schöne, inhaltschwere Zeit, als wir prophetischen Geistes träumten, Preußens glänzende Armee werde die Welt von dem Joche Napoleons befreien und durch ihr Schwert den gordischen Knoten lösen, der Völker und Länder unter seiner gewaltigen Hand umschlungen hielt. Es waren hohe Festtage, als sie in's Feld rückten, die herrlichen Truppen, als die köstlichen Garde du Corps, die

Gendarmen unter Gesang kriegerischer Lieder vor den Augen des Königs, der Königin, des Sieges gewiß, die Mauern Berlins verließen, die sie in ganz anderem Zustande wiedersehen sollten!

Mit großer Schnelle war die Armee in's Feld gerückt; ungeduldig erwartete man Nachricht von ihren Erfolgen, aber — sie blieb an der Saale stehen und erwartete die Ankunft der Franzosen. Allgemein wurde dieser Stillstand in Berlin getadelt; vergebens äußerten Erfahrene, daß nichts weiter zu thun möglich, daß zuvor erst die Gründe zum Kriege dargelegt und besprochen werden müßten, daß wahrscheinlich nur eine Demonstration beabsichtigt sei, um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Berlins Bewohner wollten keine Unterhandlungen, sie verlangten Kampf, Vernichtung des Feindes.

Ein Professor, Namens Lange, machte bekannt, daß er ein neues Blatt den „Telegraphen" herausgeben und Alles schleunigst mittheilen werde, was bei der Armee Großes und Herrliches sich ereigne: eine Menge Abonnenten strömten ihm zu. Derselbe Lange war es, der, nachdem er erst glühenden Haß gegen Napoleon geathmet hatte, gleich darauf im französischen Solde gegen die unglückliche Königin schrieb.

Wenige Tage vor der Schlacht von Jena hatte Gentz (damals Hofrath in der Hof- und Staats-Kanzlei zu Wien und vorher in Berlin angestellt) in dem preu-

ßischen Hauptquartiere jene denkwürdige Audienz bei der Königin, die er selbst aufgezeichnet hat, und in welcher „die große, unglückliche, unvergeßliche Luise im ganzen Zauber ihres Herzens, und der vollen Hoheit ihrer Gesinnung und Haltung strahlte."

Gentz traf, auf Einladung des Ministers von Haugwitz, Freitag den 3. October 11 Uhr Abends in Naumburg, dem Hauptquartiere ein und ging am 4. über Weimar mit nach Erfurt.

„Ich verließ Naumburg um 7 Uhr Morgens — schreibt Gentz — der Weg nach Auerstädt bot eines der feierlichsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Der König und die Königin saßen in einem verschlossenen Wagen, von zwanzig andern gefolgt, und war von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geschützwagen umringt. Großartig war der Anblick. In dem Augenblick passirte der Wagenzug die Brücke zu Kösen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrscher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäische Umänderung hervorbringen mußte, während andererseits ein entgegengesetzter Ausgang die letzte Friedenshoffnung für so viele Länder zerstören würde, machte diesen Marsch zugleich Ehrfurcht gebietend und Trauer erregend."

Schon am 8. October sah Gentz der Ehre entgegen, der Königin vorgestellt zu werden; allein eben im Begriff, zu diesem Zwecke auszugehen, ließ der Kammerherr

Buch sagen: daß, da die Herzogin von Weimar, welche an diesem Tage hatte abreisen wollen, ihre Abreise bis zum Abend verschoben hätte, die Audienz erst morgen Statt finden könne. Diese Audienz hat Gentz selbst in dem während seines Aufenthaltes im preußischen Hauptquartier geführten Tagebuche aufgezeichnet, wie folgt:

„Donnerstag, 9. October. Um 9 Uhr Morgens erhielt ich Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Mit den Gefühlen, die sich meiner nun bereits bemeistert, und nach Allem, was ich gesehen und gehört — mit noch matteren Hoffnungen, als die waren, die ich bei meiner Ankunft im Hauptquartier gehegt hatte, und mit der innern Angst, die mit jedem Augenblick an Stärke gewann, vermuthete ich (ich muß es frei bekennen) keine große Befriedigung von dieser Audienz. Meine Ahnung trügte; denn anstatt mich bekümmerter zu machen, tröstete und erleichterte mich diese Audienz; und wäre das Vertrauen nicht schon in zu weite Ferne entschwunden gewesen, es hätte bei dieser Veranlassung zurückkehren müssen.

Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich sie mir früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie be-

rathschlagte mit Präcision, Selbständigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte; und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenster Harmonie gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Diskussion, so daß eine Kombination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne, das Resultat war.

Ihre erste Frage war, was ich von diesem Kriege denke, und welche Ansichten ich hege, unmittelbar hinzufügend:

„Ich frage nicht, um Muth zu schöpfen — das habe ich, Gott sei Dank, nicht erst nöthig! Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieselbe sicher nicht kundthun würden. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinen übereinstimmen."

Ich suchte Alles hervor, was sich mir selbst bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Besonderen

Nachdruck legte ich auf den Zustand der öffentlichen Meinung, auf die günstige Neigung von Seiten der Zeitgenossen, und auf die eifrigen Wünsche, die von allen Parteien Deutschlands dahin getheilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmungen krönen möge.

Die Königin bemerkte, sie habe schon seit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung (und vor Allem die der andern Länder) diesen Feldzug betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort:

„Sie kennen die Vergangenheit besser als ich; aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?"

Freimüthig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805; und obgleich sie hierbei in dem, was sie sagte, geheimen Verdacht und düstere Ahnung kund gab, so war doch auch dies keineswegs der mindest interessante Theil unserer Unterhaltung. Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum citirte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Tiefen, unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses

Oesterreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen.

Mit großer Zartheit und vielem Interesse erkundigte sie sich hierauf nach verschiedenen, mich persönlich angehenden Verhältnissen, die ich so gut, als ich konnte, darzulegen versuchte; und in Beziehung auf den Kaiser und die Kaiserin äußerte sie sich in Worten, wie ich sie unter ähnlichen Umständen gewünscht haben würde, auf den König und sie selbst angewendet zu sehen.

Ich fühle — fügt Gentz hinzu — daß diese und noch andere Stellen in diesem Tagebuche, wegen ihres merkwürdigen Zusammentreffens mit nachfolgenden Ereignissen, wohl den Verdacht erregen können, als seien sie in späterer, als der hier angegebenen Zeit geschrieben. Allein hiergegen verwahre ich mich feierlichst und versichere, daß, abgesehen von einer sorgfältigern Durchsicht, Alles hier steht, wie ich es in meinem Tagebuche aufgezeichnet habe, und daß obige Stelle buchstäblich Wort für Wort von den Bemerkungen kopirt ist, die ich noch an dem Tage des Gesprächs und höchstens drei Stunden nachher niedergeschrieben habe.

Am meisten machte auf mich die gewiß nicht zufällige Thatsache Eindruck, daß trotz aller Einzelheiten auf welche sie in Beziehung auf den Feldzug einging, des Feldmarschall-Lieutenants Mack auch nicht ein einziges Mal Erwähnung geschah. Auch schien sie ausdrücklich zu wünschen, daß Alles vermieden werde, was berechnet

sei, seinen Namen, ob in günstiger oder ungünstiger Weise, anzuregen, so wie auch den des Oberanführers der (preußischen) Armee, auf welchen anzuspielen sie gleiche Abneigung zeigte; und wenn sie von verschiedenen Generälen dieser Armee sprach, wie vom Fürsten Hohenlohe, Prinzen Louis, Schmettau, Rüchel, Blücher und Tauentzien — so bemerkte ich, daß sie nie den Namen des Herzogs von Braunschweig nannte. Hierauf fragte sie mich, ob ich einen Artikel im Publicisten gelesen, in welchem man höchst unwürdige Auslegungen ihres politischen Benehmens gegeben habe. Ich hatte ihn nie gesehen. Nachdem sie einige Redensarten daraus angeführt, rief sie aus:

„Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie danach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Unsre Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend nothwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstsüchtigen Berechnung, waren wir, so weit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen."

In Beziehung auf die ihr angedichtete Parteilichkeit

für die Russen sagte sie, es sei dies von allen die ungerechteste und widersinnigste Beschuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander betreffe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engsten Vereinigung aller Derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.

Man hatte sich seit einigen Tagen viel mit der Abneigung beschäftigt, welche die Königin offenbart hatte, das Hauptquartier zu verlassen. Die Meinungen waren sehr getheilt über diese Maßregel; indessen war doch die Mehrzahl gegen ihren längern Aufenthalt hier. Sehr schätzenswerthe Männer theilten diese Ansicht, und es fehlte nicht an solchen, die diese Absicht ohne Rückhalt verdammten. So äußerte sich z. B. Lombard den Tag zuvor in den härtesten Ausdrücken hierüber. Allein auch die andere Meinung zählte tüchtige Männer als Vertheidiger, und unter diesen den General Kalkreuth, der mich in Auerstädt gebeten hatte, daß ich, wenn sich mir dazu irgendwie Gelegenheit böte, gegen den Plan der Abreise der Königin sprechen solle. — „Ich weiß,

was ich bitte — ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht."

Es geziemte mir nicht, zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden; alles was ich zu sagen vermochte, war, daß der Königin Benehmen während ihres Aufenthaltes hierselbst auch vom leisesten Vorwurf frei blieb, offen, wie es immer gewesen war, und dabei eine Würde, Bescheidenheit und Klugheit, wie sie jede Fürstin ihres Ranges auszeichnen sollte, und wie man sie gewiß selten unter Umständen findet, wie die waren, in welche sie sich versetzt sah. Ich für meinen Theil glaube aber, daß ich, nachdem ich die Frage nach allen Seiten hin geprüft, und abgesehen von den Gefahren, denen sie sich aussetzte, die in ihren Augen aber kein Beweggrund waren, für ihr Dableiben gestimmt haben würde. Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen, und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwogen die Vortheile ihrer Gegenwart alle Einwürfe. Da ich nun so viele Reden über diesen Gegenstand mit angehört hatte, war ich begierig, Erkundigungen über deren Ursprung einzuziehen, und die günstige Gelegenheit ergreifend, zu der Königin zu sagen:

„Ich habe bemerkt, daß man sich in Dresden sehr mit der Aussicht beschäftigt, Ihre Majestät zu bewegen, einige Tage länger daselbst zu verweilen."

Darauf antwortete sie: „Ich bekenne, daß unter anderen Verhältnissen ein längerer Aufenthalt in Dresden mir großes Vergnügen gewährt hätte; allein jetzt könnte ich mich desselben nicht erfreuen — mein Gemüth ist zu voll ernster Betrachtungen, und zudem weiß ich nicht, wie meine Stellung werden könnte. Uebrigens unterwerfe ich mich bei dieser, wie bei allen andern Gelegenheiten ganz des Königs Willen. Ich fürchte mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene stets ausgesetzt ist. Auch wissen Sie ja, wie thätig gerade in diesem Augenblicke der böse Wille ist."

Den Tag zuvor hatte sie zu Herrn von Goetzen gesagt:

„Wie ist es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Ist es denn so wünschenswerth, daß ich Kunde von den Vorgängen des Krieges durch des Herrn von Bray Hände erhalte?"

Dann sagte sie freimüthig, daß, sofern es von ihr abhänge, sie bleiben werde.

„Der König hat mir zum Glück erlaubt, ihn morgen zu begleiten, und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht."

Sie sagte durchaus nichts, was auf mich persönlich Bezug hatte, weder im Anfang, noch während des Verlaufs dieser Audienz; ein der vollkommensten Würde durchaus angemessener Umstand. Nur erst, als ich mich

empfahl, beehrte sie mich mit einigen gütigen Worten; aber es geschah mit so vollendeter Anmuth, daß ich diese Worte nie vergessen werde. Die Herzogin von Hildburghausen, der Königin Schwester, war während der ganzen Audienz gegenwärtig.“ ....

Den Tag darauf, den 10. October, wurde das Hauptquartier nach Blankenhain verlegt. Die Regimenter der zweiten Linie des Centrums erhielten Befehl zum Ansmarsche, sie sollten dem Könige und der Königin dahin voraus gehen. Um neun Uhr Morgens stieg der König zu Pferde; ihm folgte die Königin mit zwei Wagen, in denen ihre ganze Begleitung Raum fand, da sie hier nur die Gräfin von Voß, das Fräulein von Tauentzien, die Frau von Buch und zwei Kammerfrauen um sich hatte. Länger als zwei Stunden hielt das königliche Paar vor dem Thore von Erfurt, um die Truppen vorüberziehen zu sehen: zwei Bataillone der Garde zu Fuß, ein Bataillon der alten Garde, ferner des Königs Leib-Infanterie-Regiment, das Regiment des Herzogs von Braunschweig, das des Gendarmerie-Gardecorps, das der Dragoner der Königin, dem sich noch ein anderes Kavallerie-Regiment anreihte.

Am 11. October wurde Weimar das Hauptquartier, wo der König und die Königin gegen Mittag ankamen. Hier ereilte sie die Trauerkunde von dem Tode des Prinzen Louis, der den Tag vorher, am 10., bei Saalfeld gefallen war.

Der Prinz hatte die Vorhut des vom Fürsten von Hohenlohe befehligten linken Flügels geführt. Er war am 7. October in Rudolstadt eingetroffen und sah seine Ankunft dort im Schlosse durch ein Mahl und einen Ball gefeiert. Als die fürstliche Familie — so berichtet ein Adjutant des Prinzen, Karl von Nostitz — sich aus dem Ballsaale in die inneren Gemächer zurückzog, da folgte ihr der Prinz und spielte noch, zum Erstaunen und Entzücken der Zuhörer, über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Piano. Das war sein Schwanengesang!

Am 9. empfing der Prinz die Nachricht, daß es schon zu Plänkeleien zwischen den beiderseitigen Vorposten gekommen sei, und daß der über Gräfenthal auf Saalfeld anrückende Feind morgen einen Angriff beabsichtige.

„Mit dem Angreifen werde ich ihnen zuvorkommen," sagte der Prinz, „und so zugleich den Schildwacht-Neckereien ein Ende machen."

Am 10. vor Tagesanbruch brach er mit 6000 Mann von Rudolstadt nach Saalfeld auf. Dort in der Nähe der Stadt entspann sich das unglückliche Gefecht, worin die preußischen und sächsischen Truppen von der Uebermacht der immer zahlreicher von den Höhen des Thüringer Waldes niedersteigenden Franzosen nach tapferer Gegenwehr geworfen wurden.

Fünf Stunden lang hat der Prinz den Kampf mit

dem fünffach stärkeren Feind fortgeführt. Noch zuletzt, an der Spitze seiner Reiter, wagt er einen kühnen Angriff auf die linke Flanke der französischen Kavallerie. Doch durch eine rasche Wendung fällt des Feindes zweite Linie den ansprengenden Husaren in beide Flanken, sie weichen der von allen Seiten auf sie einbrechenden Uebermacht, werden verfolgt, und wild durch einander jagen nun preußische, sächsische und französische Husaren vorbei an dem auf Möhlsdorf zurückgehenden Geschütz. Die Verwirrung wächst auf dem holprigen, von mehreren Hohlwegen durchschnittenen Schlachtfelde. Vergebens stemmt der Prinz sich dem Strom der Flucht entgegen. Er wird unaufhaltsam mit fortgerissen und stürzt für seine Person in desto dringendere Gefahr durch die in die Augen fallenden Ordenssterne an seiner Brust, durch den hohen, überragenden Federbusch auf seinem Hut. Ein den Prinzen vor allen übrigen Offizieren kenntlich machender Schmuck, den — wie Rühle von Lilienstern sagt — der Neffe des großen Friedrichs an dem Festtage des Gefechts vielleicht mit Absicht nicht vermieden hat.

Wie er gefallen? Darüber schwanken die Angaben. Nach der gleichzeitigen Erzählung von Augenzeugen war es auf einem oberhalb des Hohlweges gelegenen Acker, wo der Prinz mit den zusammengerafften Trümmern seiner Reiterei sich zum letzten Widerstande aufstellte, um den Rückzug zu decken, und noch immer in der Hoff-

nung, der Fürst von Hohenlohe, dem der Angriff gemeldet worden, werde ihm zu Hülfe kommen. Aber auch hier drängt die feindliche Uebermacht die Seinen zurück, zersprengt sie, und der Prinz, Alles verloren sehend, ohne Adjutanten, allein und sich selbst überlassen, will mit seinem Pferde über den Hohlweg setzen, um die jenseitige Wiese zu erreichen und auf deren ebenem Boden durch die Schnelligkeit seines englischen Pferdes den Vorsprung zu gewinnen. Doch indem das Pferd glücklich über den Hohlweg fliegt, erhält es von hinten einen Schuß, macht noch einige Sätze bis zu einem Busch auf der Wiese und bricht dort zusammen. Der Prinz wirft sich aus dem Sattel, nimmt seine Pistolen aus den Halftern und den Weg auf Möhlsdorf. Unweit des Schlagbaumes am Eingange des Dorfes wird er von einem Wachtmeister und einem Husaren des zehnten französischen Husaren-Regiments ereilt, sie sprengen zu Pferde auf ihn ein. Er schießt nach ihnen, der eine Schuß streift den Husaren, der zweite fehlt den Wachtmeister. Dieser, Guindet mit Namen, erkennt nur einen höheren Offizier, nicht aber einen königlichen Prinzen in dem Tapfern und ruft ihm zu: „General, ergebt Euch!" Der Prinz antwortet durch einen Säbelhieb, kämpft zu Fuße gegen die beiden Reiter, empfängt mehrere leichte Wunden, die ihn nicht rühren, und endlich einen Hieb in den Hinterkopf, der ihn zu Boden streckt. Der Husar, gierig nach dem Blute des

Feindes, der ihn verwundet, wirft sich vom Pferde, durchbohrt die Brust des Gefallenen und wüthet noch gegen den todten Feind. Daher die dreizehn Hieb- und Stichwunden, von denen man den Leichnam des Prinzen zerfetzt fand.

Andere wollen wissen, des Prinzen Roß sei bei jenem Sprunge über den Hohlweg mit dem Fuße in einer Hecke hangen geblieben und habe seinen Reiter so den Todesstreichen der ihn verfolgenden französischen Husaren ausgesetzt. Der Prinz, mit zwei tödtlichen Wunden in der Brust, habe sich noch einige Augenblicke zu Pferde gehalten und danach sein Leben in den auffangenden Armen seines Adjutanten ausgehaucht. Dem widerstreitet die Angabe von Gentz. Er sprach den ersten Adjutanten des Prinzen Louis bei Haugwitz und schreibt von ihm: „Er lieferte uns detaillirteren Bericht über das Gefecht bei Saalfeld, aber keinen über des Prinzen Tod, da er während des Gefechts kurz vor dem stattgefundenen Unglück von ihm getrennt worden war."

Vier Wochen vor seinem Todestage, am 11. September 1806, hatte der Prinz in einem Briefe an Rahel seinen Entschluß, zu sterben, ausgesprochen. Er schrieb:

„Heute hatten wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs, des Generals Blücher und Rüchel und mir; morgen geht Jeder zu seiner Bestim-

mung. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben."

Der Prinz hat ihn nicht überlebt! — Die Stätte, wo er fiel, bezeichnete der Rath zu Saalfeld durch einen einfachen Denkstein. Später, im Jahre 1823, wurde den Manen des Gefallenen ein eisernes Denkmal gesetzt mit der Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen am 10. October 1806."

Ueber das Begräbniß des Gefallenen schrieb Gentz an Adam Müller: „Der Graf Mensdorff-Pouilly, ein französischer Emigrirter, jetzt Rittmeister im Klenauschen Regiment, der vor zwei Jahren die Prinzessin Sophie von Coburg geheirathet hat, war mit dem Coburgschen Hofe in Saalfeld, als der Krieg anfing und die unglückliche Affaire vom 10. vorfiel. Er hatte den Prinzen noch am Tage der Schlacht gesprochen und begleitete ihn, wie er aus der Stadt ritt, um den Franzosen entgegenzugehen. Wie der fatale Ausgang immer entschiedener wurde, ritt er zurück, um der Coburgschen Familie beizustehen, und hielt durch seine Standhaftigkeit die Franzosen ab, das Schloß in Saalfeld zu

plündern. Bei diesem Geschäft kommt der General Lannes und zeigt ihm den Stern und das Kreuz des Prinzen, und fragt ihn, wem es gehört haben kann. Mensdorff sagt ihm, welchen Feind er besiegt hat. Lannes, selbst erstaunt: „Diable, voilà qui est bon; cela fera une grande sensation à l'armée." Hierauf reitet Mensdorff gleich nach dem Schlachtfelde, begleitet von den Husaren, die den Prinzen ausgezogen und geplündert hatten; er verspricht ihnen Geld, wenn sie ihm nur den Leichnam schaffen wollen; man findet ihn ganz nackt und halb schon in die Erde gescharrt. Er stellt Lannes die Unwürdigkeit der Behandlung vor, und nun giebt ihm dieser eine Compagnie Grenadiers, um den Leichnam, blos in ein Tuch gehüllt, nach Saalfeld bringen zu lassen. Die Grenadiers spielen Walzer, indem sie ihn begleiten. Man bringt ihn in's Schloß und examinirt ihn. Mensdorff läßt ihn in die Kirche tragen, dort 24 Stunden stehen und dann in der fürstlichen Gruft beisetzen. Was das für Fügungen sind! Ein österreichischer Officier, ehemals selbst Franzose, Gemahl einer deutschen Prinzessin, begräbt den Prinz Louis von Preußen!"

Nicht Uebermuth, nicht blindes Vertrauen auf die vermeintliche Unüberwindlichkeit der Waffen Friedrichs hatten den Prinzen zum Kriege gegen Frankreich begeistert; der Gedanke eines unglücklichen Ausganges des Kampfes lag gerade ihm näher als manchen Andern

am Hofe. Davon zeugt seine Aeußerung gegen seine Mutter, die Prinzessin Ferdinand, die ein Unterliegen Preußens für unmöglich hielt.

„Liebe Mutter!" rief der Prinz lebhaft. „Denken Sie denn, das könne niemals anders sein? Es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal spazieren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's!"

Schon früher, als Preußen sich noch durch die anscheinende Freundschaft Napoleons blenden ließ, hatte der Prinz dem König, der ihm seine Kriegslust verwies, geantwortet: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre."

Dabei hatte der Prinz, obschon seine Stellung zum Könige eine getrübte war, gleichwohl die höchste Achtung vor dessen natürlicher Begabung, und er äußerte in Bezug darauf: „Ich kenne nur einen Mann im preußischen Staate, der durch seine Einsichten und seine Talente denselben zu retten im Stande wäre, wenn er sich nur selbst vertrauen wolle, und dieser ist Friedrich Wilhelm der Dritte."

Diese Worte aus dem Munde des Prinzen, dessen leichter, feuriger Sinn so wenig mit der ernsten kühlen



Bedachtsamkeit des Königs sympathisirte, sind um so denkwürdiger, je mehr sie mit dem Urtheile übereinstimmen, welches nachmals Stein über Friedrich Wilhelm fällte, indem er sagte: „Der König ist der Einsichtvollste und Gescheiteste von Allen, ohne es zu wissen, wie ja gerade der wahrhaft gute Mensch nicht weiß, daß er gut ist." —

Armer Prinz Louis — schreibt sein vertrauter Adjutant Nostiz von ihm — armer Prinz Louis, dem sein Heldenmuth, der den Krieg nicht fürchtete, gleichsam das zweite Gesicht der schottischen Hochländer gab und ihn die Nothwendigkeit des Krieges einsehen ließ. — Durch eine glorreiche Waffenprobe am Rhein und durch natürliches Uebergewicht ragte er über die Ersten des Heeres hervor; aber seine Milde, sein Scherz und seine kameradschaftliche Art begegnete dem Neid und beugte alle Häupter. Ohne schwerfällige Berührung schritt er über die meisten von ihnen hin, und die, bei denen er sich aufhielt, die mußten ihm Freunde sein, wenn er zu ihnen trat; denn seine Gegenwart übte eine siegende Gewalt, wo er sich nur zeigte. Blücher bewies dem Prinzen eine ungezwungene Ergebenheit, und Louis duzte ihn, wie manche andere Generale, ohne daß es diese jedoch erwiederten. — Kurz, der Prinz zählte Freunde und Anhänger unter allen Denen, die ihr Verdienst eine Stellung neben ihm einnehmen ließ. Aber was auch ein Jeder von ihnen gelten mochte, der Prinz

überwog sie Alle, besonders für die Masse; denn nichts kam seiner hochherzigen, freien, erhabenen Weise gleich, die ihn zu dem Liebling des Heeres machte, auf den sich Aller Augen richteten. —

Nach seinem Tode wurde der Prinz auf's Unwürdigste geschmäht. Sogar sein Heldenmuth, seine persönliche Tapferkeit wurden geschändet durch die jedes edlere Gefühl empörende Nachrede, er sei berauscht in das Treffen gezogen! Gegen diese frevelhafte Entweihung seines Andenkens zeugte damals öffentlich der Verfasser der „Vertrauten Briefe," welcher (obwohl er im Uebrigen den Prinzen keineswegs mit Vorliebe schildert) der an Ort und Stelle erhärteten Wahrheit getreu schrieb: „Der Gastwirth zum Anker in Saalfeld hat mir selbst versichert, der Prinz habe zwar bei ihm am 10. October ein Frühstück bestellt gehabt und sei auch schon auf der Mitte des Marktes angekommen, um es zu sich zu nehmen, als mehrere Ordonnanzen ihm das Andringen des Feindes gemeldet und ihn bestimmt hätten, nüchtern die Schlacht zu beginnen."

Napoleon beschimpfte das Andenken des Gefallenen in jenem neunzehnten Bulletin der großen Armee, welches er am Tage seines Einzuges in Berlin erließ, während doch sogar ein schmeichelhafter Geschichtschreiber des Kaisers wie Thiers anerkennt: „Der Prinz, in eine glänzende Uniform gekleidet, mit all seinen Orden geschmückt, begab sich in das Getümmel des Kampfes

mit einer Tapferkeit, welche seiner Geburt und seiner Stellung entsprach."

Eine andere Berühmtheit Frankreichs, Frau von Stael, die während ihres Aufenthaltes in Berlin oft und gern mit dem Prinzen umging, schreibt von ihm: „Der Prinz war voll Feuer und Enthusiasmus; aber in Ermangelung des Ruhmes suchte er zu sehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Was ihm am meisten zuwider an Napoleon: das war dessen Sucht, alle diejenigen zu verleumden, die er fürchtete, und selbst diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung der Welt zu stürzen, um sie für alle Fälle sicherer in Abhängigkeit zu erhalten. Der Prinz äußerte oft zu mir von Buonaparte: „Ich erlaube ihm, zu tadeln, aber moralisch zu meuchelmorden, das empört mich." —

Der General von Clausewitz in seinem über den Feldzug von 1806 hinterlassenen Manuscript charakterisirt den Prinzen Louis als den preußischen Alcibiades. Er war einige dreißig Jahre alt (33 Jahre), groß, schlank, schön gebaut, hatte feine edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, blaue Augen von dreistem Blick, lebhafte Farbe, blond gelocktes Haar; eine vornehme Haltung, festen Gang und eine Art Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, als dem Prinzen und dem Soldaten geziemte. In hohem Grade geistreich, voll feiner Lebensbildung, voll Witz, Beredsamkeit und Talent mancher Art, konnte er

unter anderen auf dem Klavier für einen Virtuosen gelten. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Kriegsgottes, besaß er einen unermeßlichen Reichthum von Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; sein Muth war das Gefühl des Helden, ein wahres Bedürfniß der Größe. —

Im Hauptquartiere erregte, wie Gentz berichtet, das melancholische Ende des Prinzen Louis im Allgemeinen nur wenig Interesse. Unter denen, welche ihn hätten am meisten bedauern sollen, waren Einige, deren persönliche Berechnungen dergleichen Gefühle erstickten, während Andere wieder durch die unvorsichtige Gewagtheit seines Benehmens zu sehr afficirt waren, um an den Tribut zu denken, welchen sie so vielen seltenen Eigenschaften und so heldenmüthiger Hingebung schuldig waren — der König war nebst der Königin am tiefsten darüber betrübt und wollte Keinen sehen.

Die Königin blieb bis zum 14. October früh im Hauptquartiere. Erst am Morgen des Schlachttages von Jena reiste sie nach Berlin zurück. Es fehlte an Pferden. Der General Rüchel ließ daher seine Bagagewagen ausspannen und die Pferde den Reisewagen der Königin vorlegen. Rüchel selbst berichtet darüber:

„Bei der wachsenden Gefahr bat ich (es war am Abend des 13. Octobers) die Königin Majestät inständigst, nur abzureisen und sich nicht in eine, bei der größten Vorsichtsmaßregel dennoch nicht zu berechnende

Verlegenheit zu versetzen. Ihre Majestät nahmen meinen Vorschlag gnädigst an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Karte Allerhöchstdero Reiseroute und Quartier, über Mühlhausen, die Chaussee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin, auf dem Weimar'schen Schlosse in den Zimmern Ihrer Majestät. Welches die sonderbare Veranlassung gegeben hat zu der Aeußerung des Kaisers Napoleon: ich hätte mit der Königin von Preußen, dieser so bescheidenen als edlen Prinzeß, die stets mit Würde handelnd nie aus ihrem Geleise getreten ist, die Pläne zu den Kriegsoperationen regulirt. — Ich warf mich angezogen nebst einem Adjutanten auf das Lager. Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nöthigen Pferde für die Königin Majestät, weil die Armee Alles zu dem Marsche gebraucht hatte; ich ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch meine eigenen Pferde; ließ die ersten Stationen die Königin durch ein Kavallerie-Kommando zur eigenen Sicherheit begleiten und verfügte mich nach dem Bivouac. Jemand bemerkte mir, man höre kanoniren."

Es waren die Kanonen der Jenaer Schlacht. Unter dem ersten fernen Donner der Geschütze verließ die Königin das Hauptquartier zu Weimar. Mit welchen Gefühlen hatte sie von dem König Abschied genommen! Sie sah den Mann ihres Herzens, den Vater ihrer

Kinder in eine Schlacht ziehen, die das Schicksal des Staats und ihrer Familie entscheiden sollte. Sie sah ihn vielleicht zum letzten Male. Voll trüber Ahnungen ließ sie den König allein in den Gefahren zurück, welche sie so gern mit ihm getheilt hätte.

„Man hat die Königin getadelt," — heißt es in einem am 25. October 1806 von Weimar nach Berlin geschriebenen Briefe — „weil sie an diesem schrecklichen Tage, wo die Sterbestunde des preußischen Staates anbrach, noch mitten in der Armee war. Das ist zu hart! Diese erlauchte Frau hatte sich nie um Staatsangelegenheiten bekümmert, bis der Kaiser Alexander sie von der Gefahr belehrte, die ihrem Hause und dem Staate drohte. Mochte diese Gefahr erträumt sein oder nicht, gleichviel! Die Königin konnte keinen tiefern Blick in die Staatsverhältnisse werfen. Genug, diese Idee hatte ihre ganze Weiblichkeit aufgeregt; sie sah ihren Mann, den König, ihre Kinder, die Thronfolge, Alles, was ihr lieb und werth war, in Gefahr, sie bot daher Alles auf, dieser Gefahr zu trotzen und sie mit ihrem Mann zu theilen. — Deshalb ging die milde Königin zur Armee; deshalb war sie es, die am 13. October in Weimar zu Fuße in den Straßen sich den aufmarschirenden Truppen zeigte und durch ihren Muth, durch ihre Gegenwart begeisterte, was zu begeistern war!"

Der Unglücksbote mit der Kunde von der verlorenen Schlacht ereilte die Königin noch vor dem Thore Ber-



lins. Sie hatte kaum Zeit, die nöthigen Kleidungsstücke einpacken zu lassen; am 17. October sandte sie die königlichen Kinder nach Stettin voraus, am 18. folgte sie ihnen mit den anwesenden Prinzessinnen. Nur die Familien des Prinzen Ferdinand und des Prinzen Heinrich fühlten sich durch ihr hohes Alter in Berlin zurückgehalten.

In diesen ersten Tagen der Flucht und des Verrathes, als eine Schreckensnachricht die andere jagte, sprach Luise ihren Schmerz gegen ihre ältesten Prinzen in den Worten aus:

„Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern gekrönt haben, und dessen Glanz sich über alle Völker verbreitete, die ihrem Zepter gehorchten. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen National-Ruhm mehr: er ist verschwunden wie jener Nebel, welcher uns auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichsten Schlacht verbarg. — Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn Eure Mutter

und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück; weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein; handelt — entwickelt Eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder; befreiet dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe und der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kürfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen; werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrichs unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat."

In Stettin traf die Königin mit dem Cabinetsrath Lombard zusammen; er hatte sich vor der ihn bedrohenden Volkswuth hierher gerettet, und wurde auf ihren Befehl verhaftet. Man beschuldigte ihn, er habe den König und das Vaterland an Napoleon verrathen, in dessen geheimen Solde er stehe, schon seit 1803, wo er

von dem Berliner Cabinet als Chargé d'affaires nach Brüssel zu dem ersten Konsul gesandt worden.

Lombard war, wie Gentz bemerkt haben will, in der That weit mehr Minister, als Graf Haugwitz, der durchaus zu keiner wichtigen Maßregel schritt, ohne zuvor Lombards Zustimmung erlangt zu haben, und mehr als einmal hörte Gentz, wie der Cabinetsrath zu seinem Bruder Peter, des Ministers Günstling und Privatsekretair sagte: „Sage doch dem Grafen Haugwitz, ich hätte ihm diesen Abend Etwas mitzutheilen. — Vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt."

Kein Wunder daher, daß Lombard in der öffentlichen Meinung als die Seele des damaligen Berliner Cabinets galt, daß die Volksstimme vorzugsweise ihn als den diplomatischen Schwerpunkt der verhaßten Hinneigung zu Frankreich lästerte. Seinen Ränken maß man es bei, daß das preußische Heer im vorigen Jahre, wo es sich mit Oesterreich und Rußland gegen Frankreich schlagen sollte, so spät in's Feld gerückt und wieder heimgekehrt sei, ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen; auf ihn warf man die Schmach des Schönbrunner Vertrages, weil er, ein Sohn und Glückskind der französischen Kolonie zu Berlin, kein Herz habe für deutsche, für preußische National-Ehre! Er habe die Depeschen, in denen der König dem Kaiser von Rußland den Ausbruch des Krieges mit Frankreich meldete

und Alexander als seinen Bundesgenossen zu Hülfe rief — er habe die Absendung dieser hochwichtigen Depeschen nach St. Petersburg durch den Oberst-Lieutenant Krusemark insgeheim um zwölf Tage verzögert, so daß die russische Armee, deren früheres Anrücken der Schlacht bei Jena entweder zuvorgekommen wäre oder doch wenigstens den Fortschritt des französischen Heeres gehemmt hätte, nicht rasch genug auf dem Kampfplatz habe erscheinen können, um den Sturz der preußischen Monarchie aufzuhalten.

„Als Ihre Majestät die Königin auf der Flucht von Berlin in Stettin angekommen war," schreibt G. Merckel, der vor den Franzosen geflüchtete Herausgeber des Freimüthigen, „da fand auch Lombard sich ein und erschien, indem sie abreisen wollte, im Landschaftshause, wo sie abgestiegen war. So wie die Monarchin seiner ansichtig wurde, befahl sie dem Platzmajor, ihn zu verhaften, und stieg in den Wagen. Als ich einige Minuten später dorthin kam, fand ich die noch zahlreich Versammelten sehr aufgeregt und hörte von mehreren Seiten: nun werde die Königin ihre Reise wenigstens sicher fortsetzen können. Man hielt also sein Erscheinen in Stettin für die Einleitung eines neuen Verrathes. Die Stadt war voll Freude über seine Verhaftung, und als man Gastwirthe aufforderte, ihn auf der Hauptwache mit Betten und Speisen zu versehen, schlugen sie es ab: sie wollten keinen Verräther bedienen. Es war ein eigener stren-

ger Befehl des Gouverneurs nöthig, einen Gastwirth dazu zu bewegen; aber man erzählte, der Letztere habe erklärt, wenn es vorüber, werde er das Geschirr zerschlagen, aus dem Lombard gegessen, und die Betten verbrennen, worauf er geschlafen.

Sobald der König Lombards Verhaftung erfuhr, eilte ein Courier von Küstrin nach Stettin mit dem Befehl, den Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen. Das Publikum sah darin nicht einen Beweis seiner Unschuld, sondern nur eine Erklärung, daß die Verhaftung auf incompetenten Befehl geschehen; denn die so allgemein verehrte Monarchin war keine Autorität im Staate. — Lombard selbst erzählte zu Königsberg, wohin er seine Flucht fortsetzte, mit noch zitternder Stimme: wie die Postknechte, und wo diese fehlten, die Bauern, die ihm, ohne ihn zu kennen, Vorspann geliefert, davon gesprochen, wenn er des Weges käme, solle er tüchtig durchgewalkt werden. So fest waren selbst die untersten Klassen des Volks von seinem Hochverrath überzeugt. Uebrigens hörte seine Funktion als Cabinetsrath auf, und der König ließ ihn nie mehr vor sich."

Diese Verhaftung Lombards auf Befehl der Königin ward in der Folge so dargestellt, als sei diese Gefangennahme nur geschehen, um ihn gegen die ungerechte Wuth des Volkes sicher zu stellen. Dem scheint jedoch die rücksichtslose Art zu widersprechen, mit der man den Geheimen Cabinetsrath öffentlich in Stettin nach der

Hauptwache schleppte, ihn auf der Wache auskleidete und wie einen gemeinen Verbrecher durchsuchte. Auch that Lombard acht Tage vor der Schlacht bei Jena die auffallende Aeußerung gegen Gentz:

„Durch ganz Europa hat man mich als einen von Napoleon besoldeten Verräther ausgeschrieen. Von allen Seiten haben sie conspirirt, meine Entlassung und Bestrafung zu verlangen; alle Prinzen des königlichen Hauses, ja selbst die Königin waren gegen mich im Bunde. Es ist wahr, ich bekenne es, ich ließ mich auf einen kurzen Augenblick von dem Ungeheuer, das jetzt die Erde verwüstet, bethören. Als ich ihn im Jahre 1803 zu Brüssel sahe, da wußte Buonaparte mich äußerst geschickt zu fassen; allein weniger durch seine zutrauliche Schmeichelei, als vielmehr dadurch, daß es ihm gelang, mir den Glauben an den Adel und die Größe seines Charakters und seine friedfertige Stimmung einzuflößen, und vor Allem durch die Scheinheiligkeit, mit der er über Preußens Angelegenheiten sprach, so wie durch seine erheuchelte Zuneigung gegen dieses Reich. Allein die Täuschung währte nicht lange."

Diese Täuschung, wenn es wirklich nichts anders war, scheint indeß doch nicht so kurze Zeit gewährt zu haben, wie Lombard zu Gentz sagte. Denn noch zu Anfang desselben Jahres (1806) trug der französische Gesandte zu Berlin, Laforest, „durch Lombard von Allem, selbst von den Abstimmungen der Minister in den

geheimen Berathungen unterrichtet," auf eine öffentliche Ehrenbezeugung für Lombard an: derselbe habe in Abwesenheit des Grafen Haugwitz alle Bestrebungen der Gegner Frankreichs vereitelt und werde dafür mit den heftigsten Vorwürfen überschüttet.

Daß selbst in den höhern staatsmännischen Kreisen die Meinung herrschte: es sei Verrath im Spiele — dafür spricht auch Niebuhr, der in den um diese Zeit von Stettin aus an die Schwester seiner Frau geschriebenen Briefen sagt:

„Für uns fängt erst jetzt ein Licht an, sich über das gräßliche Chaos zu verbreiten, und ein Bild zu entwickeln, zu dessen Betrachtung ich allmälig Muth sammeln muß. — Noch scheint nur Lombard verhaftet, und gewiß war der Verrath umfassender. Noch hört man zitternd von Leuten als betraut reden, denen die ganze Nation mißtraut."

In einem spätern Briefe wendet Niebuhr die Worte Ciceros auf sich an: „Mein Leben fiel in die Zeit eines Kriegs, der auf einer Seite ungeheures Verbrechen, auf der andern großes Unglück hatte." — Dagegen das preußische Volk, das dem König, dem Vaterlande und sich selbst treu blieb in diesen Tagen des hohen Verrathes, schildert Niebuhr in begeisterter Weise: „Wenn Du dieses Volk kenntest, Du würdest es Deiner Liebe werth finden. Ich habe in unsern Tagen nirgends mehr so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmüthigkeit

vereinigt zu finden erwartet. Mit einem großen Sinne geleitet, wäre dieses Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar geblieben: und wie sturmschnell auch die Fluth unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie wieder zurück. Aber wo ist er, der große Geist, der es vermöchte?"

Es ist kein Zweifel, daß der König den Abgrund, der die ganze Herrlichkeit des damaligen Preußens verschlingen sollte, vorausgesehen hat. Aeußerte er doch kurz vor der Schlacht von Jena zu dem Grafen Henckel von Donnersmarck, als ihm das volle Herz wider Willen auf die Zunge trat: „Das kann nicht gut gehen, denn es ist eine unbeschreibliche Confusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstünde das nicht. Ich wünsche, daß ich Unrecht habe."

Dieselbe Verzweiflung an einem glorreichen Ausgange dieses Feldzuges ist es wohl auch gewesen, welche den Prinzen Louis bei Saalfeld in den Tod getrieben hat. Denn schon am 7. October, nachdem er einen Besuch von dem Fürsten von Hohenlohe empfangen und eine zweistündige Unterredung mit ihm gehabt hatte, brach der Prinz in die Worte aus: „Ach, es steht schlecht mit uns, schlecht mit der ganzen preußischen Armee: ich halte sie für verloren; aber ich werde unsern Fall nicht überleben."

Und — was das Niederschlagendste war von Al-

lem — das Heer selbst hatte schon vor der Schlacht bei Jena das Vertrauen verloren zu dem vom König ernannten Feldherrn. So kam am 11. October eine Deputation ausgezeichneter Offiziere zu dem in Weimar stehenden General Kalkreuth, deren Sprecher erklärte:

„Wir kommen im Namen aller ehrenwerthen Männer in der Armee, um Euer Excellenz zu bitten, sich unserer Lage anzunehmen. Schon hat man dem König die Hälfte seiner Krone entrissen —"

„Halt, meine Herren! Wie so das?" fiel der General ein.

„Ja, Euer Excellenz, die Hälfte seiner Krone," fuhr der Sprecher fort. „Wir wissen, was wir sagen; und auch die andere Hälfte wird er binnen Kurzem verlieren, wenn der Herzog von Braunschweig das Kommando noch länger behält. Unzufriedenheit steht auf ihrem Höhepunkt. Wir können für Nichts stehen, wenn nicht Mittel aufgefunden werden, den König von dieser Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen. Auf Euer Excellenz nun haben wir voll Vertrauen unsere Blicke gerichtet und hoffen, daß Sie diesen Auftrag übernehmen und die Sache leiten werden. Nicht eher können wir uns beruhigen, als bis wir erlangt haben, um was wir hier bitten!"

Doch der General lehnte dies Ansinnen ab: ein solcher Schritt stehe zu sehr im Widerspruch mit der tiefen Ehrerbietung, die er dem Könige zolle.

Graf Henckel von Donnersmarck schreibt von dem Herzog von Braunschweig, den er als alten, abgelebten Mann schildert: „Er hatte eine französische Maitresse bei sich, die, wie man damals behauptete, dem Feinde Nachrichten gab!“ — Und Schlosser sagt: „Der Herzog, als Obergeneral der Preußen, war so durchaus unfähig, gegen die genialen Entwürfe des größten militärischen Genies auch nur mit der gewöhnlichen und hergebrachten Feldherrn-Klugheit zu kämpfen, daß Fürst von Hohenlohe, als er eine sehr mäßige Summe forderte, um Kundschafter zu bezahlen, seiner eigenen Erklärung nach nicht einmal eine Antwort erhielt. Die Franzosen dagegen wußten, weil Haugwitz, Lombard, Lucchesini und ihres Gleichen nur Leute um sich hatten, die über Ehrlichkeit und Patriotismus lachten, die Franzosen wußten Alles, was in den geheimsten Berathschlagungen des Cabinets, was im Heer und rund umher vorging, besser als der König selbst.“ —

Angesichts dieser Zustände im Cabinet und Lager, aus deren sittlicher Verwesung, von welcher sich nur so reine Seelen wie der König und die Königin frei und unbefleckt erhalten konnten, den Kundigen schon vor der Schlacht von Jena der Moderduft des hinsterbenden Staates entgegenhauchte — Angesichts dieser Zustände erscheint es nur zu gerechtfertigt, daß die Königin bei ihrem Zusammentreffen mit Lombard in Stettin in diesem Deutschfranzosen wirklich einen Verräther zu sehen

glaubte und ihn in rascher Erregung festnehmen ließ, nicht zu seiner Sicherstellung vor der Wuth des ihn zerreißen wollenden Volkes, wie es nachher ausgedeutet wurde, sondern vielmehr zu ihrer, der Königin, eigenem Schutze vor vermeintlichen weiteren hochverrätherischen Nachstellungen. Auch hielt sie sich gar nicht in Stettin auf, sondern reiste so schnell als möglich weiter nach Küstrin, wohin der König vorausgegangen war.

Der König hatte persönlich große Gefahren bestanden. Ein Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden, als er bei Auerstädt an der Spitze des Regiments Königin Dragoner angriff, und auf dem bedrängten Rückzuge nach Sömmerda hin äußerte er zum General Blücher: „Wir sind in einer üblen Lage, es kann kommen, daß wir uns durchschlagen müssen.“

Für diesen Fall forderte Blücher die Kavallerie-Offiziere auf, sich beim ersten Schuß auf den Feind zu stürzen. Doch gelangten sie unangefochten nach Sömmerda.

„Blücher,“ sagte der König dort zu seinem treuen Gefährten, „wir können uns gegenseitig Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind.“

Und während der General die Vorposten vor Sömmerda aufstellte, sammelte der König selbst die einzelnen Haufen der zersprengt ankommenden Truppen und brachte sie vor der Stadt wieder in Ordnung. Erst auf die Kunde, daß der Feind schon bis Kölleda vorgedrungen,

ließ Friedrich Wilhelm sich bewegen, nach Sondershausen aufzubrechen. Er traf am Morgen des 16. October dort ein, ruhte zwei Stunden und begab sich sodann, nur von einer Schwadron Wobeser Dragoner begleitet, weiter über Nordhausen, Wernigerode nach Magdeburg. Am 18. verließ er die Festung wieder, ging in der Nacht zum 20. an Berlin vorüber und erwartete die Königin in Küstrin. Er stieg auf dem Markte in einem Privathause ab, der Kommandant, die Präsidenten der Regierung und Kammer, die Kriegsräthe empfingen ihn, und seine ersten Worte waren:

„Ein sehr unglückliches Ereigniß führt mich hierher."

Küstrin wimmelte bereits von Flüchtlingen. Edelleute, Beamte, Bauern aus der Nachbarschaft und die Vorstädter brachten ihre eilends zusammengeraffte Habe in die Festung. Wagen voll Möbel, Betten, Kisten und Kasten verstopften nicht selten die Straßen, und das Gewühl, der Wirrwarr des ersten Schreckens wuchs mit jedem Augenblick.

Die Königin kam Abends um zehn Uhr an, in Begleitung des Ministers von Hardenberg. Auf ihrer Fahrt von Stettin nach Küstrin hatte sie in Bärwalde angehalten und durch den Kammerdiener den Amtmann um frische Pferde ersucht. Diese wurden versprochen, obwohl der Amtmann selbst sich nicht sehen ließ. Die Königin wartet eine Viertelstunde — eine halbe Stunde, die Pferde kommen nicht. Endlich fragt der Kammer-

diener einen vor dem Hause stehenden Knecht, wo denn die Pferde blieben?

„Ja," antwortet der Knecht, „die werden nicht kommen, denn der Amtmann hat sie durch den hintern Thorweg hinaus auf's Feld gejagt."

So mußte die Königin mit den müden Pferden weiter fahren. Und wer kann wissen, ob diese unter den obwaltenden Umständen doppelt auffallende Versagung der Mittel zum raschen Fortkommen nicht etwa gar in der geheimen Absicht geschah, die Königin wider Willen aufzuhalten und in ihrer Flucht vor dem Feinde zu hemmen. Denn wenige Tage nachher brachte eine Wache vom dritten Bataillon des Regiments von Zenge die Nachricht nach Küstrin, daß eine Escadron französischer Chasseurs schon bis nach Reitwein, einem nur eine Meile von Küstrin nach Frankfurt zu gelegenen Dorfe vorgedrungen sei und bei dem Amtmann nach dem Aufenthalt der königlichen Familie geforscht habe.

Den Tag nach ihrer Ankunft in Küstrin besichtigten der König und die Königin die Wälle der Festung. Die Königin, in einen einfachen Reisemantel gehüllt, ging mit gesenktem Haupte neben dem Könige her, in tiefem Gespräche mit ihm. Der Kommandant, Oberst Ingersleben, folgte ihnen in kurzer Entfernung. Er sah sie in der Majestät ihres Unglücks, versprach die Festung bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und wenige Tage darauf überlieferte der pflicht- und ehrvergessene Feigling

Küstrin den Franzosen, nachdem sogar sein Weib ihm vergebens Muth einzureden gesucht, ihn flehentlich gebeten hatte, seine Familie nicht unglücklich zu machen.

Diese Ueberlieferung der Festung Küstrin, welche, an sich durch ihre Lage am Einfluß der sich hier zu einem See ausspannenden Warthe in die Oder und durch ihre sumpfige Umgebung schwer einnehmbar, mit Allem im Ueberfluß ausgerüstet war und Mundvorrath auf drei Monate hatte, war von einer so unerhörten Feigheit, daß Davoust, zu dessen Corps die auf Küstrin vorgehende Mannschaft gehörte, es anfänglich gar nicht glauben wollte, auf welche fabelhafte Weise diese wichtige Festung mit 2400 Mann Besatzung und 290 Geschützen und beträchtlichen Magazinen kapitulirt habe. Der französische Marschall schämte sich, in seinem Berichte die auch dem Sieger wenig Ehre machenden Umstände näher anzugeben, unter denen Küstrin in französische Hände gefallen war. Nach dem Kriegsrecht sollte der Kommandant später wegen bewiesener Feigheit erschossen werden; der König milderte das Todesurtheil in lebenswierige Festungsstrafe.

Noch wenige Augenblicke vor der Abreise des Königs und der Königin am 26. October hatte der Oberst von Ingersleben Seiner Majestät Hand und Wort darauf gegeben: die Festung bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Und schon am 4. November erfuhr das unglückliche Königspaar in Graudenz, wo es den Tag

zuvor eingetroffen war, die niederschmetternde Nachricht von der Uebergabe Küstrins — kaum vier und zwanzig Stunden vorher war eine ähnliche Botschaft von Stettin eingelaufen.

Der ehemalige preußische Gesandte in München, Freiherr von Schladen, der beim Ausbruche des Krieges auf des Königs Befehl in's Hauptquartier berufen worden und dem Monarchen treulich bis nach Memel folgte, schreibt in seinem Tagebuche:

„Den 30. October 1806, um 5 Uhr Morgens, setzten wir uns're Reise fort und kamen zur Essenszeit nach Teutschkrona, wo der König die Nacht zugebracht hatte. Wir nahmen dort ein sehr frugales Mittagsmahl mit dem Grafen von Haugwitz ein, und während desselben kam ein Offizier der Stettiner Garnison an, welchen der Kommandant dieser Festung an den König sandte, um solchem die Uebergabe des Hohenloheschen Corps zu bestätigen und zugleich bei Seiner Majestät anzufragen: was er thun solle, wenn die Franzosen, die sich bereits in der Nähe des Platzes erblicken ließen, denselben zur Uebergabe aufforderten. Diese Frage, von einem Festungsbefehlshaber in Kriegszeiten gemacht, schien uns Allen nicht nur lächerlich, sondern höchst erbärmlich. Der Minister begnügte sich, den Offizier aufzufordern, seine Reise nach Schneidemühl zu beschleunigen, wo er den König finden werde."

Nach einer solchen Anfrage konnte es im Grunde

nicht weiter überraschen, daß der Befehlshaber in Stettin der Besatzung das Schießen verbot und diese Festung mit mehr als 5000 Mann, mit 281 Geschützen und mit Kriegsvorrath und Lebensmitteln im Ueberflusse schon am 29. October übergab — an einen Offizier leichter Reiterei, so daß Napoleon damals an Mürat schrieb: „Da Ihre Husaren Festungen einnehmen, so habe ich nichts mehr zu thun, als mein Geniecorps abzudanken und meine schwere Artillerie einschmelzen zu lassen!"

Auch Magdeburg, die Hauptfestung Preußens, deren Verlust die Königin niemals hat verschmerzen können, wurde bereits am 8. November nicht minder schandbar dem Feinde überantwortet, nachdem dessen Sendlinge schon vorher bei dem altersschwachen Gouverneur von Kleist Nachtquartier gemacht und die freundlichste Aufnahme gefunden hatten! Und in Braunschweig wußte man schon fünf Tage früher die anberaumte Uebergabe, zu deren Behufe der Gouverneur den Soldaten erst die scharfen Patronen abnehmen ließ. „Wahrlich," ruft Schladen aus, „die Schmach, womit so viele unserer Offiziere sich bedecken, ist unter aller Kritik!"

Doch gebietet die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß alle zu jener Zeit in Magdeburg anwesenden Generale sich gegen die Uebergabe erklärten. Nur ein General, der Graf Wartensleben, des Gouverneurs Vertrauter, schien besondere Gründe dafür zu haben, die Festung sobald als möglich in des Feindes Hand zu bringen.

Denn als der am 23. October von den Franzosen gesandte Unterhändler sich bei ihm beklagte, der Gouverneur sei gar zu starrköpfig, da gab der Graf Wartensleben ihm einen guten Rath mit auf den Weg: „Werft erst brav Bomben und Granaten in die Stadt, so wird der eigensinnige Gouverneur wohl auf andere Gedanken kommen.“

Es fand sich diese Aeußerung in den Briefschaften des Marschalls Ney an Napoleon, welche in der Folge bei Gutstadt von den Preußen aufgefangen wurden. Zum Unglück ließ der Gouverneur, jetzt ein 73jähriger Greis und sonst ein tapferer Kriegsmann, sich ganz von dem Grafen Wartensleben lenken und wies die Vorstellung der anderen Generale barsch zurück. Einer derselben, der General Alvensleben, fragte bei der Berathung, wie man gegenwärtig schon von Uebergabe reden könne, noch fehle ihnen ja nichts, noch hätten sie ja Alle rothe Backen. Da gebot der Gouverneur ihm Stillschweigen mit den Worten: „General-Major von Alvensleben, Sie sind hier im Kreise der Jüngste, sprechen Sie, wann Sie gefragt werden.“

Der Ingenieur vom Platz, Hauptmann von Kleist, ein Namensverwandter des Gouverneurs, stellte demselben vor: „daß die Festung durch einen Handstreich nicht genommen werden könne, daß sie sich trotz ihres schlechten Profils bei einer regelmäßigen Belagerung 4—5 Wochen nach Eröffnung der Laufgräben halten

16*

könne, daß der Feind noch nichts zur Belagerung vorbereitet habe, wozu eine geraume Zeit gehöre, und daß doch ja nichts übereilt werden möge." Der Gouverneur hörte nicht auf die Sprache der Ehre und kapitulirte schon am 8. November.

Diese Schreckensnachrichten — wie Donnerschläge folgten sie auf einander und warfen eine feste Burg, ein Bollwerk des Staates nach dem andern in den Staub der von dem fremden Eroberer zertretenen vaterländischen Erde. Was Luise bei dem, alle Dämme der Hoffnung niederreißenden Einbruche dieses unermeßlichen Unglücks fühlte, welche Feder vermöchte das inniger, seelenvoller und wahrhaftiger zu beschreiben, als die Königin selbst es beschrieben hat in jenen unvergleichlichen Briefen an ihren Vater, von denen gesagt worden ist: „sie seien wie mit einer Feder aus dem Fittich des guten Engels Preußens geschrieben!"

Aber — und das ist es wesentlich, was die Königin vor Allen hochstellt in der Geschichte nicht allein Preußens, sondern des ganzen großen Deutschlands, zu dessen glorreicher Wiederbefreiung Preußen später im begeisterten Andenken an Luise den weltgeschichtlichen Anstoß gab von Breslau bis nach Paris — je tiefer ihr Herz unter der Wucht dieses eisernen Verhängnisses gebeugt wurde, gebeugt bis zum Erdrücken und Zerspringen, desto höher, desto erhabener richtete sich ihr Geist auf, und während rings um sie Alles den Kopf zu verlieren

schien und sogar in der nächsten Umgebung des Königs schon dringende Stimmen laut wurden, sich dem zügellosen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da war es das ursprünglich so weich geschaffene Gemüth Luisens, welches fast allein von Allen noch festen Muth und unerschütterlichen Widerstand offenbarte.

Das bezeugt der mit den Verhältnissen innig vertraute Freiherr von Schladen, indem er wörtlich schreibt:

„Leider habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß alle die Personen, welche in diesem Augenblick auf die Entscheidung unseres Herrn Einfluß haben können, sich sehr wenig vom Erfolge eines längeren Widerstandes versprachen, und daß ohne irgend eine Ausnahme alle geneigt sind, dem König zu rathen, sich allen, selbst den härtesten Bedingungen Frankreichs zu unterwerfen!! Eben so wenig scheint man hier auf die baldige Ankunft russischer Hülfstruppen zu rechnen, und es ist nur zu augenscheinlich, daß die höchste Muthlosigkeit allenthalben in den Umgebungen Seiner Majestät herrscht! Welch eine Zukunft steht uns bei solcher Stimmung bevor, die es selbst für eine Pflichterfüllung gelten lassen will, nicht die letzten Hülfsmittel aufzubieten, damit dadurch die größere Gefahr eines längeren Widerstandes nicht veranlaßt werde, und die Partei, welche unter jeder Bedingung den Frieden will, sucht dies vorzüglich durch die Behauptung beim Könige zu veranlassen, alle unsere Kräfte wären erschöpft!!“

Aber während alle Männer in des Königs Nähe schier verzagten und verzweifelten, hielt allein die königliche Frau noch Glauben. „Denn der politische Glaube ist wie der religiöse eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht siehet.“ Und mit einer Größe der Seele, die Schladen über jedes Ereigniß erhaben fand, äußerte sie sich zu ihm über das Unglück des Vaterlandes und über die Menschen, die dazu beigetragen hatten: „Nur feste Ausdauer im Widerstande könne uns retten!“ Auch war sie der Ueberzeugung, man müsse die Bestätigung des Waffenstillstandes verweigern, den Napoleon hatte anbieten lassen unter der Bedingung, daß ihm das ganze Land am linken Ufer der Weichsel überlassen werde bis zu einem allgemeinen Frieden, ohne sich jedoch seinerseits über die Rückgabe der ihm auf diese Art zu übergebenden Länder im Geringsten verpflichten zu wollen, und außerdem forderte er die unverzügliche Rücksendung der russischen Hülfstruppen.

Mitten durch die schwarzen Wolken, welche jede Aussicht in die Zukunft verhingen, leuchtete hie und da ein Waffenblitz preußischen Heldenmuthes, ein neuer Hoffnungsstrahl für die Königin. So die kühne Befreiung preußischer Kriegsgefangenen durch den Lieutenant Hellwig vom 2. Bataillon Pletz Husaren. Mit nicht mehr als 50 Mann legt sich dieser bei Eichrode in den Hinterhalt, erwartet den von Gotha nach Eisenach gehen-

den Zug, läßt die Kolonne vorbei, stürzt sodann, wie einst „der alte Ziethen aus dem Busch," auf den Nachtrab der französischen Bedeckung, säbelt die Ueberfallenen nieder, befreit die Kriegsgefangenen, wirft sich mit ihnen auf den mittlern Trupp der Franzosen, haut auch diesen in die Pfanne, sprengt nun auf die Spitze der Franzosen los, erreicht sie an den Thoren von Eisenach, macht sie gleichfalls nieder und rettet sich mit den glücklich befreiten Kriegsgefangenen, 9000 an der Zahl, in das Hessische.

Nicht minder tapfer zeigte sich der Prinz August, der Bruder des bei Saalfeld gefallenen Louis Ferdinand. Als er auf dem Rückzuge hört, daß der General Graf Kalkreuth von Uebergabe spreche, da reitet er vor und fragt den General, ob es in der That sein Wille sei, an der Spitze von 12,000 Preußen zu kapituliren?

„Wir sind von den Franzosen umringt," antwortet der General, „der König hat mir verboten anzugreifen, und die Truppen sind durch den Mangel an Lebensmitteln völlig erschöpft; es bleibt nichts anders übrig, als sich zu ergeben."

„Nein," sagt der Prinz, „wenn auch der König verboten hat, anzugreifen, so hat er doch nicht befohlen, daß wir uns ergeben sollen, ohne uns zu wehren. Das wäre ja ein in der preußischen Geschichte unerhörtes Beispiel. Wir kennen weder die Stärke, noch die

Stellung des Feindes. Macht er wirklich Bewegung, uns zu umringen, so will ich den Angriff mit meinem Kopf verantworten."

Darauf fragt der General: ob der Prinz das Kommando übernehmen wolle? Und dieser versetzt: „Der König hat es Ihnen ertheilt, und Niemand wird Ihren Befehlen pünktlicher Gehorsam leisten, als ich, so lange Sie nicht kapituliren wollen."

„Aber," wendet der General ein, „die Truppen werden sich nicht schlagen wollen, sie haben seit zwei Tagen fast nichts genossen."

„Herr General," ruft der Prinz, „ich werde bekannt machen lassen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können; alle braven Kerle aber werden gewiß meinem Beispiele folgen."

Und er dringt so lange in den General, bis dieser sich endlich entschließt, die Hauptleute Grolman und Tiedemann, jeden mit 50 Reitern auszuschicken, um des Feindes Stärke und Stellung in der rechten und linken Flanke zu erkunden. Da ergiebt sich denn, daß die „umringenden Franzosen" nur Gespenster gewesen, die der General gesehen — in der rechten Flanke war gar kein Feind zu bemerken, und in der linken nur kleine Reitertrupps. Nicht etwa die Tapferkeit der Franzosen, sondern die Niedergeschlagenheit rath- und thatloser Heerführer vollendete 1806 die Niederlage Preußens.

Während der Fürst von Hohenlohe sich bei Prenzlau mit 10,000 Mann und 1800 Pferden an Joachim Murat ergab, wagte der Prinz mit seinem auf 240 Mann zusammengeschmolzenen Grenadier-Bataillon das Aeußerste, um sich durchzuschlagen. Angesichts der ihn von zwei Seiten bedrängenden französischen Reiter, 1500 — 2000 an der Zahl, spricht er den Soldaten Muth ein, ermuntert sie zu beherzter Gegenwehr und verheißt jedem Offizier den Verdienstorden, jedem Soldaten die Ehrenmedaille, wenn es ihnen gelänge, sich kämpfend einen Ausweg zu bahnen.

Drei feindliche Angriffe schlägt er ab und zieht eine Strecke unangefochten durch die tief liegenden Uckerbrüche, indeß die nachsetzende französische Reiterei oben von der Höhe das Zusehen hat. Aber bald weicht das durchwässerte, sumpfige Erdreich unter den Füßen des kleinen Bataillons: bis unter die Arme versinken die Leute, an 100 bleiben stecken in dem Moraste und haben nicht mehr die Kraft, sich wieder heraus zu arbeiten. Die Offiziere steigen ab und lassen ihre Reitpferde im Stich, die hier nur ihren Marsch erschweren. Der Prinz allein führt sein Roß an der Hand mit sich fort, läßt es glücklich über eine Reihe von Gräben springen — endlich reißt es sich los und schwimmt in der Ucker neben ihm her, ohne sich wieder an's Ufer ziehen zu lassen. Der Prinz selbst ist zweimal dem Ertrinken nahe, und

sobald er wieder festen Boden unter sich fühlt, ist es sein Erstes, daß er den Grenadieren zuruft, auf's Neue Quarree zu bilden.

Aber die Gewehre waren durchnäßt, die Munition wie eingeweicht in den Patrontaschen. Denn die Grenadiere hatten die Kolbe auf den treulosen Boden gestemmt, um an dem Laufe einen Halt zu haben beim Sprung über die Wassergräben. Nun warfen sie, seit 14 Tagen auf dem Marsche und nur selten durch Lebensmittel erfrischt, unmuthig die Gewehre weg, die nicht mehr losgehen wollten, und ergaben sich den feindlichen Reitern. Der Prinz theilte die Gefangenschaft seiner Leute, erhielt von dem französischen General Beaumont sofort sein Pferd zurück, wurde von diesem selbst nach Prenzlau zu Murat geleitet und dann von dem Obersten Gerard nach Berlin zu Napoleon.

Die Uniform noch beschmutzt von dem Schlamm der Uckerbrüche, und mit einem Pantoffel auf dem in der Schlacht bei Auerstädt beschädigten Fuße, so erschien der Prinz vor dem Kaiser, und die einzige Gnade, die er sich von dem auffallend höflich gegen ihn thuenden Sieger ausbat, war die: „nicht mit Denjenigen verwechselt zu werden, welche die Kapitulation bei Prenzlau geschlossen hätten. Er habe sich mit seinen Grenadieren so lange gewehrt, als noch eine brauchbare Patrone vorhanden gewesen, und sei nur zuletzt in einem undurchdringlichen Morast gefangen genommen worden."

Es wurde dem Prinzen von Napoleon vergönnt, bis zur Heilung seiner Wunden bei seinen Eltern in Berlin zu verweilen, unter der Bedingung: „daß er keinen Briefwechsel führe und sich aller Reden enthalte."

Es war ein großes Unglück — sagt Höpfner in seiner urkundlichen Geschichte dieses Krieges — daß der Prinz August nicht am 28. October bei Prenzlau gegenwärtig war. Bei seinem entschiedenen Charakter, bei den strengen Begriffen von militairischer Ehre und Pflicht würde er bei Prenzlau eben so gegen jeden Gedanken an Kapitulation aufgetreten sein, wie am 16. bei Weißensee.

Ein hoher Denkstein aus geschliffenem uckermärkischen Granit, oben in Form eines Landwehrkreuzes, weiht jetzt die Wahlstatt an der Landstraße zwischen Ellingen und Schönwerder, wo das kleine Quarree jener tapfern Grenadiere den Hauptangriff des fünfmal stärkern Feindes zurückwies. —

Die Kapitulation bei Prenzlau war die Losung zu allen andern Kapitulationen. „Der Fürst Hohenlohe hat sich mit der Armee ergeben," sagte sich jeder einzelne Befehlshaber, „was will ich machen?" — Sie überlieferten die Festungen des Staates. „Der König hat keine Armee mehr, was helfen ihm die Festungen?" dachte jeder pflichtvergessene Kommandant. Sie pflanzte den Kleinmuth in alle Herzen; sie streute die Vorstellungen von Verrath unter das Volk und verbreitete den

jede Thatkraft lähmenden Gedanken, daß doch Alles verloren sei, daß Preußen doch nicht mehr geholfen werden könne, anstatt daß eine mannhafte Vertheidigung, und wäre selbst Vernichtung ihr Ende gewesen, einen jeden Preußen mit Muth und Bewunderung erfüllt und seine Wuth gegen den verhaßten Feind entflammt haben würde. Denn gleichwie eine große mannhafte That fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit der Vollbringung einer schwächlichen That deren Folgen nicht abgeschlossen, sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen; sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern.

Aber während Männer zu Weibern wurden, und die französische Heereswoge immer höher ging um das immer tiefer sinkende preußische Staatsschiff, da war es die königliche Frau, da war es Luise, die mit dem Muthe eines Helden den Zagenden zurief: „Ihr Kleingläubigen, warum seid Ihr so furchtsam?“ — Sie wußte, daß nur Der verloren ist, der selbst sich verloren giebt, und durch Sturm und Nacht suchte und fand ihr mit Zuversicht aufblickendes Auge den Stern von „Friedrichs Ehre“. Dieser Stern leuchtete über ihrem Haupte, als sie in Tilsit Napoleon gegenüber stand, und die Antwort, die sie auf des unedlen Siegers hochfahrende Frage gab, war im Geiste des großen Königs gesprochen.

Nur Eines brachte sie für den Augenblick außer Fassung: die nichtswürdige Verleumdung, mit der Napoleon sie, die Reine, in französischen und deutschen Schmähschriften verfolgen ließ. Jener Lange, der erst in seinem Telegraphen kriegslustige Aufsätze und heftige Ausfälle gegen Napoleon geliefert hatte, schrieb nun im Solde Frankreichs und füllte sein Schandblatt mit feilen Verhöhnungen des Unglücks, mit bezahlten Lästerungen des Königshauses und besonders der Königin. Was Luise unter dem ersten Eindrucke dieser unerhörten Kränkungen gelitten hat, das bekundet der Freiherr von Schladen, der unterm 14. November schreibt:

„Ich erfuhr leider heute wieder, daß Ihre Majestät die Königin sich in der höchsten Aufregung befindet, da man so unbesonnen war, ihr schonungslos alle die schmutzigen Verleumdungen mitzutheilen, welche Napoleon allenthalben gegen sie verbreiten läßt, und die auf seinen Befehl öffentlich in Berlin gedruckt worden sind. Mit strömenden Augen wiederholte die erhabene Frau jene Ausdrücke dieser Schmähschriften.

„Nein," ruft sie häufig aus, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten!"

Napoleon selbst, der die Sitten und Ausdrücke der Kaserne mit auf den Thron gebracht zu haben schien,

erlaubte sich in seinen Sieges-Bülletins so ungeschliffene Ausfälle gegen die unglückliche Königin, daß sogar ein französischer Lobredner seines Kaisers wie Thiers nicht umhin kann, sie seines Helden unwürdig zu finden: „Napoleon hätte nicht noch die Beleidigung zum Mißgeschick fügen sollen, und es leuchte darin der Uebermuth des siegreichen Soldaten mit wenig Rückhalt hervor.“

Unter dieser Umständen erscheint es nicht unwahrscheinlich, was in englischen Denkwürdigkeiten erzählt wird, daß Napoleon auf die demüthige Bitte der Königin um ein Asyl für ihre Kinder in rohester Weise geantwortet habe: „Magdeburg sei ihm so viel werth als hundert Königinnen!“

Die Worte des deutschen Dichters, in denen er „das edle Bild der Menschheit“ aus der Königsgeschichte Frankreichs feiert, Luise konnte sie gegenüber jener französischen Verleumdung in trostreichem Bezuge auf sich anwenden, diese Worte Schillers:

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n,
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglüh'n.

Sie vergegenwärtigte sich ihr vergangenes Leben, sie prüfte den Schlag ihres Herzens, sie fragte die Stimme ihres Gewissens, und ihre reine Seele fühlte sich erhaben über jede Schmähung der Lüge, erhaben über jede Lästerung der französischen Siegestrunkenheit.

Nur auf Augenblicke regte sich in ihrem frommen Gemüthe der Zweifel: ob das, was sie bisher für das Rechte gehalten hatte, denn auch wirklich das Rechte gewesen sei, und ob der auch von ihr gut geheißene Widerstand gegen Napoleon nicht als ein vermessener Trotz erscheine gegen das Schicksal, von dem ihr Haus, ihr Land, ihr Volk immer furchtbarer heimgesucht wurde. In diesem kurzen Seelenkampfe, auf den bald wieder ein innerer Friede folgte, erinnerte sie sich des rührenden Gesanges aus Goethes Wilhelm Meister, und sie schrieb in ihr Tagebuch:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. Decbr. 1806. Goethe, W. M.“

Von Ortelsburg begaben sich der König und die Königin nach Wehlau, und dann weiter nach Königsberg in Preußen. Jede Nachricht, die sie aus den verschiedenen Theilen der Monarchie erhielten, war eine neue Unglücksbotschaft. So vielen Leiden erlag die Gesundheit der Königin; sie erkrankte an einem Nervenfieber, und vierzehn Tage lang schwebte ihr Leben in der augen-

scheinlichsten Gefahr. Sie fing eben an sich zu bessern, als nach dem Treffen bei Pultusk und Golymin und dem Gefecht bei Soldau die französische Armee auf Königsberg anrückte: es schien gewagt, die Kranke länger hier zu lassen. An einem trüben, feuchten Wintertag, gegen Ende des Monats December, wurde sie, in ihrem Wagen liegend und in Betten eingehüllt, über den Strand gebracht, nach Memel. Gelassen unternahm sie diese zweitägige Fahrt, ohne Klage gegen ein Schicksal, das ihr so unabänderlich als unbegreiflich schien, und im Vertrauen auf Den, ohne dessen Willen auch nicht ein Haar seiner Kinder gekrümmt werden kann. Die Reise schien, ungeachtet ihrer Beschwerlichkeit, wohlthätig auf sie zu wirken, und sie erholte sich viel schneller, als man gehofft hatte.

Der König und die königlichen Kinder, sowie die Prinzessinnen der königlichen Familie folgten der Königin, und Memel wurde nun der Sammelpunkt für die kleine Schaar derjenigen Krieger, die so glücklich gewesen waren, nicht in die Gewalt des Feindes zu fallen, oder Mittel und Wege gefunden hatten, sich aus der Gefangenschaft zu befreien. Nicht allein Wünsche, auch Hoffnungen strahlten wieder auf und erhellten auf Augenblicke die finstere Gegenwart, um so mehr als aus den verschiedenen Provinzen des Königreiches, ungeachtet sie in der Gewalt des Feindes waren, die rührendsten Beweise der Treue sich den Weg zu dem König und

der Königin bahnten. Auch die Bewohner Preußens und Litthauens wetteiferten in Bethätigung ihrer festen Anhänglichkeit: bald waren Friedrich Wilhelm und Luise unter ihnen wie Vater und Mutter im Kreise ihrer sie liebenden und ehrenden Kinder.

So verging die Zeit bis zu dem Treffen bei Mohrungen und der Schlacht von Eylau. In der letztern gab der kleine Theil des preußischen Heeres, welcher sie mit schlug und sie entschied, neue Beweise todesmuthiger Tapferkeit. Zwar schrieb Napoleon sich den Sieg zu; doch erlitt er so große Verluste, daß sie ihn zu einem Frieden mit Preußen geneigt machten. Er sandte einen seiner Generale an den König, und dieser hätte einen unter dem damaligen Gesichtspunkte vielleicht sehr vortheilhaften Frieden schließen können, wenn er sich von seinem treuen Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander losgesagt hätte. Aber dazu wollte der rechtliche Sinn des Königs sich nicht verstehen.

Das französische Heer suchte sich in Westpreußen und einem Theile von Ostpreußen, wohin Napoleon dasselbe zurückgezogen hatte, zu erholen. Napoleon selbst beschäftigte sich in seinem Hauptquartiere zu Finkenstein mit Ausbreitung seiner Macht in Europa und vorzüglich in Deutschland. Noch andere deutsche Fürsten traten dem Rheinbunde bei und verstärkten durch ihre Truppen die Streitkräfte Frankreichs. Inzwischen war der Kaiser Alexander bei seinem Heere eingetroffen und hatte es

mit neuem Muthe beseelt; man bereitete sich zu neuen Kämpfen. Der Kaiser und der König hatten zusammen ihr Hauptquartier in Bartenstein. Die Königin kehrte nach Königsberg zurück. Dort versammelten sich Alle um sie, welche durch die Hoffnung einer besseren Zukunft aufrecht gehalten wurden und solche durch gemeinsames Wirken heraufzuführen trachteten.

Während dieses Aufenthalts in Königsberg lernte die Königin den würdigen Borowsky und den jugendlichen Greis Scheffner kennen; sie unterhielt sich oft und gern mit Beiden. Der aufrichtige, echt christliche Sinn Borowskys, so wie die Einfachheit seines Wesens stimmte zu ihr, sie sprach gern mit ihm über religiöse und sittliche Gegenstände. Scheffner wurde oft berufen, ihr vorzulesen; sie ersuchte ihn, sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur, die ihr etwa entgangen sein könnten, bekannt zu machen. Eine hervorstechende Eigenschaft des biedern Scheffner, seine Freimüthigkeit, war für Luise, der Wahrheit über Alles ging, sehr anziehend und gewann ihm ihr Vertrauen.

Scheffners Freimuth, für die hochgesinnte Königin die köstlichste Würze ihrer mündlichen und brieflichen Unterhaltung mit dem geistesfrischen Greise, hatte sich schon unter der Regierung Friedrichs des Großen bewährt. Ein geborener Königsberger, war Scheffner nach vollendeten Studien Sekretär des Herzogs Karl von Holstein-Beck geworden. Diese Stellung bot ihm

die größten Annehmlichkeiten; dennoch gab er sie freiwillig auf, um „mit nicht sonderlich gefüllter Börse, aber mit einem Exemplar von Abts Schrift über den Tod für's Vaterland in der Tasche, unter vielen Wagnissen zu den Fahnen Friedrichs zu eilen, mitten durch die von den Russen besetzte Provinz hindurch." — Er machte den Krieg als Fähndrich mit und wurde nachher als Kriegs- und Steuerrath angestellt, schied aber aus den königlichen Diensten, weil Friedrich in einer Kabinets-Ordre an die Kammer gesagt: daß ihm an einem Dragoner mehr, als an zehn Kriegsräthen gelegen wäre, und weil Scheffner sich nicht überwinden konnte, diese Kränkung seiner Beamten-Ehre ruhig, wie die andern Kriegsräthe, einzustecken. Scheffner bat den König um seinen Abschied und um eine kleine Pension von 200 Thalern. Aber Friedrich schlug sie ihm ab mit den eigenhändig auf den Rand des Berichts geschriebenen Worten:

„Mihr Müste der Teufel plagen, das ich en Kriegsrath Pension gebe, da noch So vihl brav Officiers ohne versorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden Offizier zu verm. Fr." —

Trotz dieser kränkenden Erfahrung erkaltete Scheffner nicht in seiner Begeisterung für den König, die er schon als Jüngling in seinen „kleinen Liedern auf den großen Friedrich" bekundet hatte. Und noch in seiner Selbstbiographie, die, obwohl sie Scheffner bereits bei Leb-

zeiten (1816) hatte drucken lassen, doch erst drei Jahre nach seinem 1820 erfolgten Tode ausgegeben werden durfte, wiederholt er aus einem Briefe von Johannes von Müller die enthusiastischen Worte auf Friedrich:

„Wo ist Einer wie Er? Eine Revolution und Er! Wie hätte die sein können? Durch die Kraft seines Spottes, durch den Flammenblick seiner großen Augen, durch das Wort seines Gebotes wären sie zerstreut worden, die Urheber, und mutterseelennackt in aller ihrer Mittelmäßigkeit und Büberei dagestanden, wie die ersten Eltern nach dem Apfelbiß."

So weit ging Scheffners patriotisches Vertrauen, daß er beim Ausbruch des Krieges von 1806 Jedem eine Wette anbot auf die Gewißheit des ersten preußischen Sieges: denn selbst unter Friedrich hatte er die Soldaten nicht so für den Krieg entflammt gesehen. „Und nun — schreibt er — nun sah ich dieses Heer geschlagen, verwirrt, und fast konnte man von ihm wie vom verfolgten Christo sagen: „Keiner wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte!"

Durch die Gemahlin des Generals von Lestocq, seines Jugendfreundes, wurde Scheffner zuerst der Schwester Luisens, der Prinzessin von Solms, und sodann der Königin bekannt. Scheffner selbst berichtet darüber in seiner originellen Weise:

„Mein Freund Wilhelm von Lestocq (nach dem Tilsiter Frieden Gouverneur von Berlin und 1809, als

Schill mit dem Leibhusaren-Regiment aus Berlin ausgerückt war, in die Untersuchung gegen diesen verwickelt, aber frei gesprochen), mein Freund Lestocq war zur Anführung der preußischen Armeebrocken aus Neu-Ostpreußen abgerufen, und seine Gattin kam mit ihren beiden Töchtern, nebst einem Theil ihres in der Eile zusammengepackten beweglichen Vermögens in mein Haus, wo wir mit Fügung die wahrlich böse Zeit einmüthig bei einander lebten. Auch in meine neue Wohnung zog die Generalin mit, bis sie wenige Tage vor dem Einmarsch der Franzosen der königlichen Familie, mit Zurücklassung ihres größeren Gepäckes, nach Memel nachzufolgen sich für genöthigt hielt.

Ein Besuch, den die Prinzessin Solms, eine Schwester der Königin, eines Tages der Generalin machte, und bei dem ich zu erscheinen berufen wurde, schaffte mir die Bekanntschaft der erstern.

Nach der ersten Erscheinung bei einer ihrer Theegesellschaften ließ ich mich vom Thee-da-Capo dispensiren, behielt mir auch das Neinsagen bei Mittags-Einladungen vor, war aber zum Vorlesen deutscher Schriftsteller, von denen Ihrer Königlichen Hoheit noch Manche unbekannt waren, jederzeit bereit. Da ich weder Oberhofmeister, noch Beichtvater der Prinzessin war, so waren unsere Unterhaltungen über Hof- und Stadt-Cedern und Ysop ohne Zwang. Ihr Wohlgefallen an Hebels allemannischen Gedichten veranlaßte mich, neunzehn aus

der Sammlung umzudeutschen. Verzicht auf alle Prinzeßlichkeit stellte ihren guten Kopf in vortheilhaftes Licht; auch kam jenem eine gewisse nicht uncultivirt gebliebene Natur-Koketterie und der Ton ihrer sehr musikalischen Stimme zu Hülfe.

Wie würd' es mich freuen, wenn Manches, was ich hier vorgelesen, im Vorbeigehen gesagt habe oder worüber in kleinen Gesprächen nähere Untersuchungen angestellt wurden, ihren guten Geistesboden fähiger gemacht hätte, in der Folge, je früher je besser, nützliche Früchte für ihre eigene Person und auch für Andere zu tragen.

Bei ihrer am 5. Juni 1807 erfolgten Abreise nach dem Teplitzer Bade hatte sie mir zum Beweise ihres freundschaftlichen Zutrauens ein Paar Bändchen eigenhändig geschriebener Collectaneen aus Büchern und eigenen Herzensergießungen zurückgelassen, die mich in der guten Idee von der Natur ihres Verstandes und Herzens bestärkten; mir aber auch bei der Zurücksendung Gelegenheit gaben, ihr das Sprüchlein anzuführen: Da Ihr Solches wisset, selig seid Ihr, so Ihr es thuet.

Ihr vermuthlich gutes Zeugniß von mir verschaffte mir im April 1807 Gelegenheit, der Königin, die aus Liebe zu dieser Schwester nicht auf das Schloß, sondern in die eben nicht geräumige Wohnung der Letztern zog, persönlich bekannt zu werden. Eine höchst freundliche Aufnahme machte mich bei der zweiten Aufwartung so dreist, Ihrer Majestät zu gestehen, daß ich ohne solche

trauliche Begegnung mich wohl kaum zur dritten Erscheinung vor ihr würde entschlossen haben; worauf sie erwiederte:

„Und ich hätt' es Ihnen auch nicht verdacht!“

Viele Stunden hab' ich mit dieser gemüthlich noch mehr, als leiblich liebenswürdigen Frau recht behaglich zugebracht. Sie machte beim Lesen und bei den mehrentheils weit länger dauernden Gesprächen manche sehr treffende Bemerkung, sprach über Hof-, Zeit- und Lebensumstände so richtig, daß ich ihr manchmal sehr rücksichtslos mein Verwundern über manches Zeit-Benehmen nicht verbergen konnte, zu dessen Aufschluß sie mir die vieljährige Gewohnheit, den dadurch vom angebornen verschieden gewordenen Charakter, auch wohl die Pflicht einer Ehefrau, sich ganz dem Geschmack ihres Mannes zu fügen und selbst die Dinge, die ihr viel und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was sie ihm zur Beruhigung oder Zeitverkürzung nützlich oder nöthig hält, angab.

Augen von einem freiern, reinern Blick, eine frohere, fast die Kindlichkeit erreichende Unbefangenheit hab' ich in keinem weiblichen Gesicht gesehen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch der Gespräche mit ihr, in denen ich ihr nie etwas Unwahres über Sachen oder Personen gesagt, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürstliche, von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl

eines Oberhofmeisters, die Wirthschaftlichkeit bei Wohlthaten als Mutter echter Freigebigkeit, den Schaden vorschneller Gemüthigkeits-Aeußerungen, die Nothwendigkeit der Hofetikette, die höfische Zeitverschwendung u. s. w. Von politischen Gegenständen brach sie jedes Mal gleich ab. Sie verstand Einen Alles, und alles Wahre, Gute und Schöne machte viel Eindruck auf sie.

Den 2. Juni 1807 folgte die Königin ihrem schon vorausgegangenen Gemahl nach Memel. Im Januar 1808 kam der Hof von dort zurück, wohnte den Winter über auf dem Schloß und zog im Mai auf das Hufengut des Regierungsraths Busolt, das einst Hippel besessen, und wo er einen englischen Garten angelegt hatte. Während dieses Aufenthalts im Busoltschen Garten ließ mich, der ich zu den hohen Herrschaften nicht anders als auf Spezial-Befehl ging, die Königin rufen; und ich hatte mit ihr manche Unterredung über die historischen Vorlesungen des jetzigen Staatsrath Süvern, von denen ich ihr eine Abschrift hatte besorgen müssen, über die gehörig einzurichtende Erziehung eines Kronprinzen, in der selbst Friedrich II. fehl gegriffen hatte, und die um so mehr Sorgfalt verdiente, als der Kronprinz gewiß viele Fähigkeiten und Fertigkeiten besitzt, von welchen Letztern ich ein Paar anführen will: seine Gabe, nach angehörten Erzählungen oder selbst gelesenen Stellen sehr charakteristisch-richtige Zeichnungen zu entwerfen — ich erinnere mich des Gemäldes von Varus

nach der verlorenen Schlacht; von Karl dem Großen, der seinen Hofleuten den Müller vorstellt und über ihre Erbärmlichkeit spricht; vieler Situationen aus Ossians Gedichten; ferner seine Neigung und sein Glück, Wasserquellen zu suchen und zu finden. Sucht der Kronprinz einst so emsig nach den Lebensquellen des Staates und findet er sie so oft und glücklich — was kann er dem Lande werden!"

So Scheffner in seiner Selbstbiographie. Leider fehlen darin die Briefe, welche die Königin eigenhändig an den freimüthigen Greis schrieb, und die gewiß herrliche Beiträge zur Schilderung Luisens bilden würden. In einem dieser Briefe, der uns von anderer Hand mitgetheilt worden, datirt vom 20. Juni 1808, schreibt die Königin mit huldvollster Offenheit an Scheffner:

„Schon wieder einen Brief mit lauter Bitten, von denen Sie mir aber die erste absolut nicht abschlagen dürfen. Wenn Sie zu mir kommen, so kommen Sie in Stiefeln heraus und nicht in zarten Strümpfen; ich bitte! — Sie gefährden das Alter; ich aber liebe es, deshalb will ich zu Ihrer Erhaltung beitragen, so viel ich kann.

Nun kommt das andere Gequäle! Haben Sie doch die Güte und schlagen Sie mir zur Liebe nochmals die Hefte von Süvern auf und setzen Sie die Jahreszahlen beim Anfang jedes Zeitalters daneben. Das Zeitalter der Griechen, seine Dauer — wo der Verfall anfängt



und Alles aufhört. So auch der Römer und des vielgeliebten Germaniens! — Unbeschreiblich gütig wären Sie, wenn Sie noch die Namen hinzusetzen wollten, unter denen jedes blühte und welkte.

Ich schicke Ihnen zugleich die sechste Vorlesung. Lieber wäre es mir, wenn Süvern sie eigens dem Minister Stein zuschickte; denn diese ist mit Strichen und Anmerkungen, als wenn ein Schulknabe seinem Lehrer antwortet. Alles, was ich daraus geschlossen, was ich gedacht habe, lege ich bei. Können Sie sich daraus zurecht finden und es anordnen, so ist es mir lieb — und noch lieber, wenn Sie als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollten und mir aus Güte sagen, wo ich ganz fehlte, wo ich Recht hatte. Dazu gehört aber, daß Sie das Heft wieder mitbringen."

Die Striche und Anmerkungen, deren die Königin erwähnt, dienten ihr dazu, in jenen nur als Handschrift vorhandenen Vorlesungen diejenigen Punkte kenntlich zu machen, die sie mit Scheffner näher durchsprechen wollte. Daher ihr Wunsch, daß Süvern dem Minister Stein eine andere Abschrift zusenden möge. Denn auch mit Stein, den sie in seiner ganzen Geistes- und Charakter-Größe erkannt hatte, pflegte die Königin gern ihre Gedanken in Rede und Schrift auszutauschen.

In seiner uns in der Urschrift vorliegenden Antwort schreibt Scheffner an die Königin zurück:

„Wie wenig Recht haben Ew. Majestät doch, zu klagen, daß Sie nicht immer Alles verständen. In den Kunstwörtern und Namen steckt ja wahrlich nicht die hohe nützliche Weisheit der Geschichte, aber wohl in der Erkenntniß des Geistes der Personen und Handlungen, die Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechts gehabt haben, und die Ew. Majestät Sinn und Gefühl so sicher eigen ist, daß Sie vermittelst derselben Ihren herrlichen Hang zur innern Harmonie mit möglichstem Bewußtsein ausbilden würden, wenn Sie es nur anhaltend wollten und fest darauf beständen, daß Alles, was Sie umgiebt, durchaus die Augen nach innen wenden müßte, bei Strafe, Ihr unaussprechlich leicht die Herzen gewinnendes Angesicht nicht mehr schauen zu dürfen.

Bei vielen, selbst wichtigen Entbehrungen ist es leicht möglicher, recht glücklich zu werden; als beim reichsten Zuströmen aller Genüsse, wenn der Geist entfremdet ist von der seligen Kindschaft des Gemüthes, die Ew. Majestät besitzen. —

Schade ist es freilich um die Griechen- und Römerwelt; da Ew. Majestät aber so gut geurtheilt haben, daß durch zu fein gewordene Gefühle und ungeregelte Phantasie-Forderungen das glücklichste Zeitalter der Germanen aufgelöst sei, so dürfte die jetzige Zeit es nur darauf anlegen, nicht also zu thun, um sich zur Einfachheit der Griechen und zur Stärke der Römer wieder

zu erheben. — O, allergnädigste Königin, wie ungerecht ist Ihr Mißtrauen zu Ihrem Geiste!"

Der König und die Königin besuchten oft den Garten bei Scheffners Wohnung. Einmal ward auch der Geburtstag des Königs von den damals in Königsberg gegenwärtigen Ministern dort gefeiert, und Scheffner schrieb bei diesem Feste vor eines seiner erleuchteten Fenster:

> Treu', Wahrheit, rechtes Recht, Verstand, Kunst, Ernst und Fleiß,
> Wer diese gute Sieben weiß
> Gefühlvoll und mit frohem Muth
> Zu bringen unter einen Hut,
> Der hat erreicht das höchste Gut,
> Ist durch und durch ein braver Mann,
> Tritt nach durchlauf'ner Erdenbahn
> Zu neuer Thätigkeit ein neues Leben an.
> Wer diesen Gnomon hält für wahr,
> Der wünsch' dem Könige zu seinem neuen Jahr:
> Daß Jeder also denk' und handle immerdar!

Am Sterbetage des großen Friedrichs, am 17. August, hielt Scheffner in Gegenwart der Königin dem Kronprinzen eine Vorlesung, die, wie er schreibt, mancherlei enthielt zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, Alles von Friedrich II. hergenommen.

Auch bei der Prinzessin Wilhelm, die der Minister Stein eine echte deutsche Prinzessin zu nennen pflegte, war Scheffner während ihres Aufenthaltes in Königs-

berg Vorleser. Er las unter andern namentlich Klingers Geschichte eines Deutschen und, da sie eine Freundin der alten klassischen Literatur war, einige Satyren des Horaz in der Uebersetzung von Wieland. Bei näherer Bekanntschaft mit ihren hohen Geistesgaben und Wahrnehmung einer gewissen Kälte und Zurückhaltung in ihrem Aeußern rieth Scheffner mit seiner gewohnten Offenherzigkeit der Prinzessin: „ihr Geisteslicht nicht unter den Scheffel zu stellen; denn da die natürliche Sonne selten die Hofzimmer erhelle, müsse man für Herzenserleuchtung sorgen.“

Leider wurde Scheffner durch eine lebensgefährliche Krankheit verhindert, der Königin bei ihrer endlichen Rückkehr nach Berlin persönlich Lebewohl zu sagen. Später schrieb ihm der Minister von Schrötter aus Berlin: „Ich soll Sie grüßen von einer der schönsten Frauen unter den Frauen, und von welcher? die nicht mehr und nicht weniger als eine Königin der Frauen, ja die Königin selbst ist. — „Haben Sie denn keine Nachricht vom guten Scheffner?“ fragte sie. — „Er ist in der vollkommensten Besserung, Ew. Majestät, und er hat es mir selbst geschrieben.“ — „Nun das freut mich,“ war die lebhafte Antwort. „Grüßen Sie ihn doch vielmal und sagen Sie ihm, daß es mir nahe gegangen, daß ich nicht habe Abschied von ihm nehmen können.“ —

Von den andern Personen in Königsberg, welche

oft um die Königin waren, gewann besonders die Gräfin Dohna von Finkenstein Luisens ganze Zuneigung. Sie pflegte die Gräfin im Hinblick auf deren vier Söhne, welche für das Vaterland gefochten hatten und noch zu fechten wünschten, die spartanische Mutter zu nennen, denn die opferfreudige Liebe zum Vaterlande gehe ihr selbst über das Leben ihrer Kinder.

Während die Königin in Königsberg verweilte, waren die Reserve-Bataillone gebildet worden, welche bald in die Schranken treten und das Vaterland vertheidigen sollten. Der nachmalige Feldmarschall Blücher erhielt den Befehl, nach Pommern zu gehen, um von dort aus einen neuen Feldzug zu eröffnen. Die Königin benutzte diese Gelegenheit, einmal ausführlich an den Herzog, ihren Vater, zu schreiben. Dieser Brief vom 15. Mai 1807 lautet:

„Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. — — — —

Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern; der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reserve-Bataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen,

theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal Alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch in Ueberfluß reichen, sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln; ebenso halten sich Colberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — — — — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsre Blicke zu Gott, zu ihm, der unsre Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt.

Luise."

Aber nur von kurzer Dauer sollte diese Zeit stärkender Hoffnung sein: neue und große Leiden harrten der Königin. Napoleon hatte seine Streitkräfte wieder beträchtlich vermehrt; zwei wichtige preußische Festungen, die sich bis dahin mit Ehren gehalten, Danzig und

Neisse fielen, und die Bewegungen des feindlichen Heeres ließen neuerdings für Königsberg fürchten. Die Königin begab sich in den ersten Tagen des Monats Juni wieder nach Memel, in die Arme ihrer dort zurückgebliebenen Kinder.

Die vereinigten Heere der Preußen und Russen rangen bei Spanden, Lomitten und Gutstadt dem Feinde einige Vortheile ab. Der König kam gleichfalls nach Memel und wollte von dort zur Armee zurückgehen, da vernichtete die Schlacht von Friedland am 14. Juni alle Hoffnungen. Sie war in ihren Folgen eine zweite Schlacht von Auerstädt. Ein Theil des französischen Heeres rückte in Königsberg ein; Napoleon selbst verlegte sein Hauptquartier nach Tilsit, an die Ufer des Niemen, die der Kaiser Alexander räumen mußte. Um diese Zeit schrieb die Königin an ihren Vater folgende Briefe:

Memel, den 17. Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden, und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir

stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. — —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er

schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Trost, daß nie Etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin Luise."

Den 24. Juni.

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen,

sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Taurogen, nur ein paar Meilen von

Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige. Luise."

Im Frühjahre 1808 schrieb sie:

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich Nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch was mehr sagen will, geistig glückselig.

Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen,

und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Buonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung,

daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessere Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater hören, daß das Un-

glück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin

der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie

ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Carl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut, als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft, und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satyrischen und siehet dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien,

der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an Allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öftern Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisire

ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht blos für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere, freimüthige Borowski, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise."

Dem Abschlusse des Waffenstillstandes von russischer Seite folgte am 25. Juni 1807 eine persönliche Zusammenkunft zwischen den beiden Kaisern auf der Memel, und den Tag nachher hatte auch der König eine Unterredung mit Napoleon. Tilsit wurde für neutral erklärt, die Stadt in drei Hauptquartiere abgetheilt und jedes mit den Garden des darin wohnenden Monarchen besetzt. Der König hatte ein enges Haus inne, eine unbequeme Treppe von mehreren Stufen führte hinauf.

Die Friedensunterhandlungen entspannen sich. Napoleon zeigte dabei eine heftige Erbitterung gegen Preußen, weil der König sich nicht hatte überwinden können, sich vor dem durch Schmeicheleien verwöhnten Sieger

zu schmiegen. Der gerade, treue Sinn Friedrich Wilhelms fühlte sich empört durch den Mißbrauch, den der französische Kaiser mit seinem Glücke und seiner Macht trieb: der König begegnete dem höhnenden Uebermuthe Napoleons mit einem edlen Stolze, welcher dem Unglücke so wohl ansteht. Das verdroß den Kaiser, verletzte seine Eitelkeit, und er verbarg seine gereizte Stimmung nicht.

Da glaubte man in der Umgebung des Königs, die Gegenwart der Königin im Hauptquartiere könne die Unterhandlungen erleichtern und zu minder harten Friedensbedingungen führen. Napoleon selbst wünschte sie kennen zu lernen. Sie wurde eingeladen, und sie kam. Mit der Ergebung eines frommen Gemüthes, das sich willig einer höheren Bestimmung fügt, trat sie die Reise nach dem Hauptquartiere an.

Eine gewöhnliche Frau hätte es unter ihrer Würde gehalten, gleichsam als eine Bittende vor einem Manne zu erscheinen, der sie persönlich so beleidigt hatte. Aber die Königin hatte durch die Reinheit und Erhabenheit ihres Charakters das Recht zu glauben, ihr Anblick allein werde ihren Feind beschämen und in ihm das Gefühl erwecken, wie sehr er sie verkannt habe. Ihr schönes Gemüth hatte keine Ahnung davon, daß es Menschen gebe, welche ihre Beleidigungen zu vergrößern trachten in dem Grade, als es ihnen an Edelmuth fehlt, ihr Unrecht anzuerkennen, und an Eigenschaften, es wieder

gut zu machen. Sie konnte nicht voraus sehen, daß ihre Reise nach Tilsit den edlen Zweck ganz verfehlen würde. Die Königin, indem sie als Gattin, als Mutter ihrer Kinder und ihres Volkes sprach, glaubte ohne Verletzung ihrer Würde wie eine Fürbittende vor den französischen Kaiser treten zu können. So schwer auch diese Aufgabe für sie war, die Liebe und der Eifer für das Gute, welches sie zu erlangen hoffte, besiegten jede Abneigung gegen diese Reise, und ein Herz, wie das ihrige, durfte wohl einen günstigen Erfolg von diesem Schritte höchster Selbstverleugnung hoffen.

Wie sich die Königin zu dieser Reise bestimmt, und was sie auf dem Wege von Memel nach Tilsit empfunden hat, das offenbart ihr Tagebuch, in welches sie unter Anderm schrieb:

„Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt."

Die Königin traf am 4. Juni Abends in Pictupöhnen ein, einem Dorfe jenseit Tilsit, wo der König wohnte. Am 6. kam der französische General von Cau-

laincourt, Herzog von Vicenza, um sie im Namen seines Kaisers zu bewillkommnen. Napoleon ließ fragen: ob Ihre Majestät ihm wohl die Ehre erzeigen wolle, ein Mittagsmahl anzunehmen. Er werde sich selbst zu ihr begeben, um ihr nach ihrer Ankunft in der Stadt den ersten Besuch zu machen. Die Königin sagte zu. Sie fuhr in einem achtspännigen Staatswagen unter dem glänzenden Geleite französischer Garde-Dragoner nach Tilsit und wurde in der Stadt mit allen Ehren empfangen. Sie hatte die Oberhofmeisterin Gräfin Voß und die Hofdame Gräfin Tauentzien bei sich.

Eine Stunde nach ihrer Ankunft nahte Napoleon mit einem großen Gefolge. Er ritt einen kleinen arabischen Schimmel; Generale hielten ihm den Steigbügel, als er abstieg. Der König und die Prinzen gingen ihm bis unten an die Haustreppe entgegen. Der Kaiser hatte eine kleine Reitpeitsche in der Hand, nahm den Hut ab, grüßte rechts und links und ging sogleich zur Königin hinauf. Der König nahm unten die Prinzen, Marschälle und Generale im Gefolge Napoleons an.

Den ersten Augenblick eines solchen Besuches würdig zu bestehen, war für die tief gekränkte Königin keine leichte Aufgabe. Mit einer großen Feinheit des Verstandes und desjenigen Taktes, wie ihn nur ein edles Gemüth treffen kann, empfing sie den Kaiser; sie bedauerte, daß er eine so unbequeme Treppe zu ihr hin-

aufzusteigen genöthigt gewesen, und erkundigte sich, wie das nördliche Klima während des Winters seiner Gesundheit bekommen sei. Weiterhin kam sie auf den Beweggrund zu dieser Reise zu sprechen: sie sei hier, um ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen. Der Erfolg hat gelehrt, wie diese Aeußerung aufgenommen wurde. Großmuth kannte Napoleon nicht, und die Verwendung einer edlen Frau zu einem edlen Zweck blieb fruchtlos bei ihm.

Es würde schwer und beinahe unmöglich sein, eine Auswahl zu treffen unter den verschiedenen Fragen und Gegenständen der Unterhaltung, die Napoleon gleichsam nur hinwarf, als wolle er absichtlich in Verlegenheit setzen. Sie zeugen alle von seinem Uebermuth, von seiner Gemüthlosigkeit und dem gänzlichen Mangel an sittlicher Würde, während die Antworten der Königin ihren edlen und richtigen Sinn offenbaren. Napoleon that unter andern unzarten Fragen auch diese:

„Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?“

Und es lag in dem Tone, mit welchem diese Worte gesagt wurden, etwas Geringschätzendes.

„Sire,“ antwortete die Königin, „dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“

Diese Antwort der Königin wurde von Talleyrand, der als französischer Minister bei dieser Unterredung zu-

gegen war, gleich nachher weiter erzählt und ging so, zur Ehre der Königin, von Mund zu Munde.

Auch verlautete damals: Talleyrand, den Eindruck der geistvollen, edlen Erscheinung der Königin auf Napoleon fürchtend, habe seinen Kaiser an die Strenge, die er sich vorgenommen, mit den Worten erinnert: „Sire! Soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig benutzt?"

Die Unterredung zwischen Luise und Napoleon dauerte wohl eine Viertelstunde. Zu Mittag aßen der König und die Königin beim Kaiser; er empfing dieselbe am Wagenschlage, und sie saß bei der Tafel zur Rechten, ihr Gemahl zur Linken Napoleons. Dieser wollte den König über die zugemuthete Aufopferung alter angestammter Provinzen trösten, indem er solche Verluste unter die gewöhnlichen Wechselfälle des Krieges zählte. Dagegen sprach der König, wie es ihm in seinem Schmerze um's Herz war, und gab dem übermüthigen Kaiser zu verstehen: „daß er, Napoleon, sich leicht über dergleichen hinwegsetzen könne; denn er wisse nicht, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren, in denen die theuersten Erinnerungen der Jugend Wurzel gefaßt, und die man so wenig vergessen könne, als seine Wiege."

„Was Wiege!" rief Napoleon spöttisch auflachend. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken."

„Doch, doch," antwortete der König mit rücksichtsloser Offenheit dem Sieger. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag."

So treffende Bemerkungen trugen nicht dazu bei, den durch Schmeicheleien, in die selbst der Kaiser Alexander einstimmte, verwöhnten Eroberer für den König einzunehmen. „Es war dem König nie möglich, zu heucheln," schreibt Hippel. „Daher er auch seinen persönlichen Unmuth nicht verbarg und den Frieden, durch Alexander vermittelt, mit einer dem Uebermuthe des Siegers fast trotzenden Kälte annahm. Selbst von bedeutenden französischen Offizieren, Augenzeugen der Begegnung zu Tilsit, hörte man häufig die Worte: „daß der König sich gegen den Sieger als König betragen."

Ganz so zeigte der König sich auch bei der spätern Zusammenkunft mit Napoleon in Dresden, als dieser mit der Anmaßung eines Herrn der Erde den Kaiser Franz und außerdem fast alle Fürsten des Rheinbundes um sich versammelte. Der König, zuletzt von allen Fürsten eintreffend, kam acht Tage später als der Kaiser Franz und erst drei Tage vor dem Aufbruche Napoleons nach Rußland. Alle Monarchen, Napoleon, Kaiser Franz und selbst der greise König von Sachsen erschienen vor den beiden Kaiserinnen, Stiefmutter und Stieftochter, in Schuhen; der König allein in Stiefeln.

Höflinge fürchteten den Unwillen Napoleons. Selbst Hardenberg versuchte umsonst den König von der gewohnten Tracht der Stiefeln abzureden: „entweder in Stiefeln, oder gar nicht!“

Auch Thiers giebt der Wahrheit die Ehre, anzuerkennen: „daß der König sich keineswegs vor dem Sieger erniedrigt habe,“ nennt aber die würdige Haltung des Königs — um so höher anzuschlagen, je tiefer er damals im Unglück war — steif und erzählt: „Napoleon wies ihn an seinen Verbündeten Alexander zurück, der ihn zur Fortsetzung des Krieges hingerissen habe, als am Tage nach der Schlacht von Eylau der Friede möglich und für Preußen vortheilhaft gewesen sein würde.“

„Der Kaiser Alexander hat ein Mittel, Sie zu entschädigen,“ sagte Napoleon zu Friedrich Wilhelm. „Er kann Ihnen ja seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg opfern, deren Länder für Preußen eine schöne Entschädigung im Norden und an der Ostsee sein werden. Auch kann er Ihnen den König von Schweden überlassen, dem Sie Stralsund und den Theil Pommerns, wovon er so schlechten Gebrauch macht, nehmen können. Der Kaiser Alexander willige in diese Erwerbungen für Sie, die zwar den Provinzen, die man Ihnen nimmt, nicht gleich sind, aber besser gelegen — ich für meine Person werde nichts dagegen haben.“

Napoleon konnte mit gutem Grund — bemerkt Thiers dazu — Friedrich Wilhelm an Alexander verweisen, welcher Preußen jene Entschädigung wirklich hätte verschaffen können .... Allein der König hielt das Anerbieten für eine Ausflucht (oder richtiger: sein edler Sinn empörte sich gegen diese Alexander zugemuthete Aufopferung seiner Verwandten) und er war also genöthigt, sich in das Opfer der einen Hälfte seines Königreichs zu fügen.

Von der Zusammenkunft der Königin, die auch er als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit schildert, mit dem Kaiser der Franzosen, schreibt Thiers: „Die Stärke des Charakters und des Geistes dieser Fürstin machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, der es sich angelegen sein ließ, sich, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, kein einziges Wort entschlüpfen zu lassen, welches ihn hätte binden können. — Sie speiste bei Napoleon, der ihr bis an die Thür seiner kaiserlichen Wohnung entgegenkam. Während der Mahlzeit war es ihr Bestreben: ihm wenigstens ein Wort zu entreißen, woraus sie eine Hoffnung schöpfen konnte, zumal in Betreff Magdeburgs. Napoleon brachte sie seinerseits, während er stets achtungsvoll, artig, aber ausweichend war, durch einen Widerstand, der einer fortwährenden Flucht glich,

um alle Hoffnung. Sie errieth die Taktik ihres mächtigen Gegners, und sie beklagte sich lebhaft: „daß er sie scheiden sehe, ohne eine Erinnerung in ihrem Herzen zurücklassen zu wollen, die ihr gestatte, mit der Bewunderung für den großen Mann auch eine unauslöschliche Dankbarkeit gegen den großmüthigen Sieger zu verbinden."

So Thiers. Anders schildert der Freiherr von Schladen in seinem Tagebuche die Beweggründe, welche die Königin nach Tilsit trieben, und Napoleons Aufführung gegen sie. Schladen, der ausersehen war, die Königin nach Tilsit zu begleiten, sich aber mit dem Mangel eines anständigen Hofkostümes entschuldigte und an seine Stelle den General von Knobelsdorf vorschlug, schreibt:

— „Den 2. Juli 1807. Es ist beschlossen worden, daß die Königin sich hierher begeben soll, weil man die Hoffnung hegt, ihre Gegenwart werde vortheilhaft für Preußen bei Napoleon wirken, und insbesondere werde sie ihrem Gemahle die so nöthige Kraft zur Ertragung des Unvermeidlichen geben. Der Graf von Kalkreuth begehrt, daß Ihre Majestät sich sogleich nach Tilsit verfüge. Der Minister Hardenberg und wir Uebrigen alle suchen diese Demüthigung zu hindern. — Die Königin wünscht, daß der Minister Hardenberg ihr Verhaltungsregeln gebe, und dieser beschäftigt sich mit diesem ehrenvollen Geschäft.

— Den 7. Juli 1807. Heute kehrte die Königin, mit den süßesten Hoffnungen erfüllt, von Tilsit zurück. Nach der königlichen Tafel ward bald jene Hoffnung von Vielen getheilt, daß, durch die schreckliche Demüthigung der unglücklichen Monarchin gerührt, dieser stolze Eroberer seine Forderungen mäßigen werde. Schon träumten Knobelsdorf, Kalkreuth und ihr Anhang von den Erfolgen und verkündeten, wie wichtig es sei, jetzt ja Nichts durch Mißtrauen und feindselige Abneigung zu verderben. — Da erschien Graf Golz, um dem Könige von einer Audienz Bericht zn erstatten, die er beim Kaiser Napoleon hatte, und wo derselbe ihm mit dürren Worten erklärte: Alles, was er der Königin gesagt, wären nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu Nichts verpflichteten; denn er sei entschlossen, dem Könige die Elbe als Grenze zu geben; es sei nicht die Rede davon, noch zu unterhandeln, indem er bereits Alles mit dem Kaiser verabredet habe, auf dessen Freundschaft er Werth lege: der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, da ohne diesen sein, Napoleons, Bruder Hieronymus König von Preußen geworden und die jetzige königliche Dynastie verjagt wäre! — Gegen Abend ist hier der französische Kriegsminister erschienen, um Ihre Majestät die Königin zur Abendtafel bei Napoleon einzuladen, wohin sich die unglückliche Monarchin mit dem höchsten Widerwillen begeben hat. Wenige

Augenblicke vorher erhielten Ihre Majestät einen Besuch des Großherzogs von Berg (Murat).

— Den 8. Juli 1807. Es ist beschlossen worden, die Königin solle Napoleon nicht mehr sehen. Sie nahm bereits gestern Abschied von demselben und soll bei dieser Veranlassung lebhafte Erklärungen mit ihm gehabt haben. Auch der König scheint seine Gefühle gegen Napoleon ausgesprochen zu haben. — Heute erschien hier Duroc, um Ihrer Majestät eine glückliche Reise zu wünschen, und zugleich war er der Ueberbringer einer goldenen Dose mit des Kaisers Bildniß für den Kammerherrn der Königin, Freiherrn von Buch. Diese Aufmerksamkeit ist durch die Sendung des Herrn von Buch erwiedert worden." —

Napoleon bot, wie damals erzählt wurde, beim Abschiede der Königin eine Rose von seltener Schönheit an. Sie schien erst geneigt, diese Gabe ablehnen zu wollen, besann sich jedoch und nahm sie mit den wie eine Bedingung lautenden Worten: „Zum Mindesten mit Magdeburg." — Aber Napoleon war, wie er selbst sich dessen zu Josephine rühmte, solchem weiblichen Zauber ebenso undurchdringlich, als das Wachstuch dem Wasser und er antwortete unziemlich: „Belieben Ew. Majestät zu bedenken, daß ich es bin, der darbietet, und daß Ew. Majestät nur anzunehmen haben."

Am 9. Juli um Mitternacht wurde der Friede zu

Tilsit unterzeichnet, und am 10. verließ die Königin mit dem König Puctupöhnen, um nach Memel zurückzukehren.

„Der Friede ist geschlossen," schrieb die Königin in diesen Tagen, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube." —

Wie schmerzhaft der Tilsiter Friede der Königin war und blieb, verbarg sie nicht. Sie erinnerte sich oft aus der englischen Geschichte an die Königin Maria, Tochter Heinrichs VIII., welche, nachdem Calais, das vormals zu England gehört hatte und in so vielen Kriegen nicht hatte genommen werden können, unter ihrer Regierung von dem Herzog von Guise in einer Nacht erstürmt und durch einen Friedensschluß an Frankreich abgetreten worden war, zu sagen pflegte: „daß, wenn man ihr Herz öffnen könnte, man mit blutigen Zügen den Namen Calais darin lesen würde." So-

meinte die Königin: ein Gleiches könne sie von Magdeburg sagen.

Schon in den Briefen der Königin an den Herzog, ihren Vater, bekundete sich der hohe religiöse Gesichtspunkt, aus welchem sie die Begebenheiten der Welt betrachtete. Nun war die Zeit gekommen, wo diese Ansicht sich immer mehr und mehr bewähren sollte. Das Streben und Hoffen in der äußern Welt schien gänzlich vorüber zu sein. Aber in dem Maße, wie die äußere Welt unterzugehen schien, mußte in einem so lebendigen und reichen Gemüth, wie dem der Königin, eine neue Welt entkeimen, welche aus Erinnerungen der Vergangenheit und Wahrnehmungen der Gegenwart gebildet und mit Hoffnungen und Ahnungen der Zukunft erfüllt war.

Die Klarheit ihres Geistes ließ sie bald erblicken, daß ein Reich der Finsterniß, so mächtig es auch begründet schien, nicht immer dauern könne, und daß endlich das Licht der Wahrheit wieder anbrechen müsse. Die Königin wurde bald mit sich einig: das Unvermeidliche müsse ertragen werden mit möglichster Geduld und Weisheit; allein an das Böse dürfe man sich nicht gewöhnen, weil überhaupt die Gewohnheit, welche eine flache Weltanschauung als einen Vorzug der menschlichen Natur und ein Glück preist, eine große Unvollkommenheit derselben und eine Schwäche sei. Ihrem tiefen Gemüth war es eigen, und ihrem hohen, frommen,

christlichen Sinne gemäß hatte sie den Grundsatz, daß alle persönlichen Beleidigungen, alles persönlich zugefügte Ungemach immer verziehen werden müsse, aber nie diese Gleichgültigkeit gegen die Wurzel des Bösen selbst uns abstumpfen dürfe; vielmehr müsse derselben nach möglichsten Kräften widerstanden werden, aber auch mit möglichster Weisheit. Denn man müsse in Allem den großen Gang der Weltgeschichte beachten, der Zeit die Zeit zum Reifen vergönnen und bis dahin schweigen, dulden und sich des Handelns enthalten. Es müßten alle Diejenigen, die ein großer Glaube noch halte, eine unsichtbare Kirche bilden, einander trösten, erheben und kräftigen, auf daß eine große Zukunft sie nicht unvorbereitet finde.

Gestärkt durch solche Ansichten, würde es der Königin nicht schwer geworden sein, an der Seite des Königs und im Kreise ihrer Kinder ein Lebensglück zu finden, erhaben über das Leiden auf dem Thron. Aber sie liebte ihr Volk, und ihr Herz fühlte seine Drangsale. Die Bedingungen des Tilsiter Friedens wegen der Räumung des Landes blieben von Seiten Frankreichs unerfüllt, obgleich der König und sein Volk allen auferlegten Verpflichtungen treu nachzukommen strebten. Die Räumung des Landes bis zur Weichsel sollte zuerst erfolgen, und diese verzögerte sich. Die Willkür der französischen Macht ersann beständige Ausflüchte, und neue Zumuthungen an Preußen wurden gemacht. Keine

Verhandlung gedieh, weil jedes Wort der Verhandlung, nachdem sie kaum abgeschlossen war, wieder verdreht und anders gedeutet wurde. Nichtachtung der Vorstellungen, ja der Bitten, gänzliches Stillschweigen auf gemachte Anträge waren gewöhnlich, und es ist kaum eine Ungerechtigkeit zu ersinnen, die während dieser Zeit nicht Preußen zugefügt worden wäre.

„Wie es uns geht, ist nicht zu glauben," schrieb die Königin im September 1807. „Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorf aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Lakai. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen, ist ihm unmöglich, da er nur einmal und wie von ungefähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambaceres waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen wie — ein Krümchen Brod! Die Umgebung Napoleons ist eben so gestempelt; unter Andern hat Champagny (der damalige Minister des Auswärtigen) zu Knobelsdorf gesagt: man werde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen würde — hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers Willen; denn alle Schuld läge an uns, an unserm bösen Willen, obgleich der Friedens-Traktat vorliegt! Nach unserm Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden, u. s. w.

So wird auch jetzt ein Theil von Schlesien noch fortgerissen, der uns doch ausdrücklich beim Friedens-Abschluß unter dem Namen Neu-Schlesien vorbehalten

war, und als Knobelsdorf darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt: es wäre ein Schreibfehler und ein Irrthum! — Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist? Ach, mein Gott, warum hast du uns verlassen!!

Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost! Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!"

Schon im Dezember 1806 hatte die Königin dahin gewirkt, daß Stein das Ministerium des Auswärtigen übernehme, wie Schladen unterm 3. Dezember in seinem Tagebuche bemerkt:

„Der Freiherr von Krüdener (damals russischer Geschäftsträger am preußischen Hofe), welcher glaubt, sein Hof werde mit der einstweiligen Ernennung des Geheimen Cabinetsraths Beyme zur Führung der Geschäfte sehr unzufrieden sein, befindet sich in großer Verlegenheit und weiß nicht, wozu er sich entschließen soll. — Nach reiflicher Ueberlegung hat er es vorgezogen, sich eine Unterhaltung mit der Königin zu verschaffen, bei welcher er alle die Gründe bekennen will, die ihm die Besorgniß einflößen, man werde in Petersburg diese Wahl ungern sehen, dabei zugleich Ihre Majestät bitten, dahin zu wirken, daß unverzüglich der Minister von Stein die Leitung der Geschäfte übernehme; kurz, er will bei dieser Gelegenheit der Monarchin sein ganzes Herz ausschütten. Der Erbprinz von Koburg hat die Königin

von den Wünschen des russischen Geschäftsträgers unterrichtet, und sie war so gnädig, ihm eine Stunde zur Audienz zu bestimmen."

Und den folgenden Tag, den 4. Dezember 1806, bemerkt Schladen in seinem Tagebuche:

„Die Unterhaltung, welche gestern der Baron Krüdener mit der Königin hatte, verschaffte ihm die Gewißheit, der Minister von Stein werde das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen und spätestens in Wehlau solches antreten."

Aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Stein schrieb an den König, meinte nicht Kenntnisse genug zu haben für diesen ihm fremden Geschäftskreis und schlug den Freiherrn von Hardenberg zum Minister des Auswärtigen vor. Zugleich wies er darauf hin: „daß Veränderung eines Systemes, aus dem viel Unglück entstanden, ihm die erste Bedingung der Rettung scheine." Die Folge davon war, daß Stein am 3. Januar 1807 in ungnädigen Ausdrücken als Finanzminister verabschiedet wurde. Er war nach Nassau gegangen. Jetzt, nach dem Frieden von Tilsit, wurde er ehrenvoll zurückberufen, ohne Zweifel durch Mitwirken der Königin, denn sie wußte ihn, der „des Rechtes Grund-Stein, dem Unrecht ein Eck-Stein, der Deutschen Edel-Stein" war, seinem ganzen Werthe nach zu schätzen.

„Stein kommt," schrieb sie im September 1807 an Frau von Berg, „und mit ihm geht mir wieder etwas



Licht auf. Doch Zukunft giebt es nicht ohne Selbstständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? — Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns gefangen hier in Memel — Jahre lang! Denn er thut, was er will, und ist recht gereift in der Schule, die ihn erzog."

Frau von Berg, seit einer Reihe von Jahren mit Stein befreundet, beschwor ihn, sich der Königin anzuschließen und das Geschehene zu vergessen.

„Ich bitte Sie," schreibt sie an ihn, „sich der Königin zu nähern; wenn Sie die Reinheit ihres Wesens kennen, so werden Sie ihr beistimmen und sie lieben. Sie verschmäht die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten; man muß sie um so höher achten. Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß sie sich hingiebt und alle Neigungen und Meinungen des Königs theilt, daß sie diejenigen vertheidigte, welche er vertheidigte. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen? Indessen ist das Unglück der Zeiten so groß und so grausam gewesen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet sind. Sie ist Mutter, und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder kann sie nicht gleichgültig lassen; dazu hängt sie innig an ihrem Lande.

Die Königin ist nicht geeignet, in das Einzelne der Verwaltung einzugehen, was auch im Allgemeinen für die Frauen nicht paßt, denn es bringt sie in zu viele Verhältnisse und schadet dadurch ohne irgend einen Vor-

theil der Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Lebens, dieser Quelle so vieler Tugenden; aber die Königin muß eine Stütze finden; sie muß sie finden für jeden sittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menschen, die seine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Erziehung ihres Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des Königlichen Hauses und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie also diese Stütze."

Und Stein, jede Empfindlichkeit überwindend, rechtfertigte die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Er kam am 30. September in Memel an, hatte den Tag darauf Zutritt bei dem Könige und der Königin, wurde wie ein Retter empfangen und an die Spitze aller Civil-Angelegenheiten gestellt. Er stieß anfänglich auf große Hindernisse. Eine Partei war gegen ihn und suchte ihn auf's Neue mit dem König zu entzweien. Da war es die Königin, welche abermals die Vermittelung übernahm. Sie schrieb an Stein:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld!

Luise."

Einen Einblick in jene Zustände und in das Wesen Steins eröffnet Scheffner, indem er in seiner freimüthigen Weise über dessen Wiedereintritt in das Ministerium schreibt:

„Aus Ueberzeugung, daß die Staatsverwaltung eine ganz neue Einrichtung erhalten mußte, hatte man zur Ausräumung des Augiasstalles endlich Keinen kräftiger gefunden, als den schon einmal auf eine wirklich beleidigende Art des Dienstes entlassenen Minister Freiherrn von Stein, den man daher zurückrief. Da ich seine Verabschiedungs-Akte gelesen hatte, so glaubte ich nicht, daß er zurückkommen würde, und als ich ihn fragte: wie er eine solche wirkliche Beleidigung habe verzeihen können, versicherte er mich, seine Liebe zum Dienst und die Ueberzeugung, daß er manches Gute würde stiften können, habe ihm keinen Augenblick die Wiederannahme bedenklich gemacht. — Stein war in vielen Stücken ganz anders, als der Minister Hardenberg, den er in wissenschaftlicher Bildung vielleicht, aber nicht in der Schreibkunst übertraf. Sein Ueberblick und Erfassen des Ganzen waren ausgezeichnet; allein die Lebhaftigkeit seines Geistes und eine gewisse leidenschaftliche Hitze hielten ihn oft von der, bei der Ausführung bisweilen sehr nöthigen Skrupulosität ab, so wie von der Benutzung sehr vieler, auf großen Reisen und beinahe in allen Dienstarten selbst gemachten Erfahrungen. — Stein war ein staatswirthschaftlicher Scanderbeg, von dessen Säbel nie seine Faust hätte getrennt werden müssen. Sein ununterbrochenes

Studium der Alten machte ihn zum Feinde aller breiten, viel räsonnirenden mündlichen oder schriftlichen Vorträge. Er sprach außerordentlich schnell, liebte kurze, dreiste Erwiederungen und war in eigenen Aufsätzen sehr kräftig und lakonisch, ohne Sorge für die Schönheit des Ausdrucks. Zum eigentlichen Hofleben paßte er schlecht, ob ich ihn gleich es zwanglos ertragen gesehen habe."

Sogar nach geschlossenem Frieden sah Preußen sich noch den Mißhandlungen von Seiten des französischen Uebermuthes preisgegeben. Welchen Eindruck die maßlosen Anforderungen des Siegers auf den „Kraftmann" Stein hervorbrachten, das spricht die Königin in einem Briefe vom 10. October 1807 an Frau von Berg aus:

„Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Convention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Mal wie zu Stein wurde. Die Contribution beträgt an 154 Millionen, davon soll ein Drittel sogleich baar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domainen-Verkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungs-Termine eingehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Colberg (die beide so tapfer gegen den Feind vertheidigt und behauptet worden), Stettin, Küstrin und Glogau. Diese sollen mit 40,000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10,000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren

soll und dazu die Summe von zwölf Millionen Thalern anweisen. Die Domainen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40,000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten?

Dieses, da es nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm, der Aufträge hat, die von Stein redigirt sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlassen hat.

So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher Alles hier darnieder liegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart — besonders da es unverdient ist!

Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privat-Leute zu leben und zu vergessen — wo möglich! Ach Gott, wohin ist es mit

Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Uebermuth — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen!

Savary (damals Gouverneur von Ostpreußen und französischer Gesandter in Petersburg) hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde; hat uns aber den guten Rath geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!"

Nicht als ob Luisens Herz an diesem Tand gehaftet hätte. Was sie verletzte, war nur der übermüthige Hohn, mit dem ein Soult, ein Savary nach dem Beispiele ihres ungroßmüthigen Kaisers gegen das unglückliche Königs-Paar verfuhren. Denn — wie treffend bemerkt worden — bei der höhern Gemüthsstimmung und edlen Lebensrichtung Friedrich Wilhelms und Luisens wurde, was Wohlhabenden und Reichen, an Ueberfluß gewöhnt und verwöhnt, im Unglück oft am schwersten wird: entbehren und sich einschränken zu müssen, dem Könige und der Königin am leichtesten. Beide verzichteten auf frühere Bequemlichkeit und Genüsse mit einer so heitern Ergebung, daß man kaum die Selbstverleugnung bemerkte, in welcher sie jedes Opfer brachten, sobald die Nothwendigkeit es abforderte. Es gab namentlich bei ihrem Aufenthalte in Memel Zeiten, wo beim Mangel an baarem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste übrig blieb.

Die Mittagstafel war in einem so hohen Grade einfach und spärlich, daß Alle, welche hinzugezogen wurden, versicherten: man habe dazumal an bürgerlichen Tischen besser gespeiset. Und sie, die früher, umgeben von Pracht, Reichthum und Herrlichkeit, in glänzender Umgebung, im prächtigen Rittersaale des alten königlichen Schlosses, an Tafeln des Ueberflusses gesessen, saßen nun in beschränkten Zimmern, an Tischen, welche die Mäßigkeit gedeckt hatte, genügsam und zufrieden da, und das Wenige und Einfache schmeckte von irdenen Schüsseln und Tellern eben so gut, als früher von goldenen. Denn das zum königlichen Haushalte gehörige kostbare goldene Tafelgeschirr, ein reiches Erbstück glücklicher, mächtiger Ahnherren, hatte der König, so wie Geldnoth eintrat, in Silber-Courant verwandeln lassen, nicht, was doch in persönlicher Noth das Nächste gewesen wäre, zu seinem eigenen Vortheile, sondern um Zahlungen für das Land und die schwer bedrückten Unterthanen zu leisten. —

Am 29. October schrieb die Königin an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin nicht Conferenzen erfordern, oder zu fassende Entschlüsse Sie abhalten, so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um 5 Uhr zu sprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Werth. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurtheil ist gesprochen!"

Auch die Sendung des Prinzen Wilhelm, der in der Hoffnung, dem gedrückten Vaterlande Erleichterung zu verschaffen, nach Paris ging, hatte nicht den gewünschten Erfolg: eine trügerische Politik zog die Unterhandlungen des Prinzen eben so sehr in die Länge, als sie die andern hingehalten hatte. Doch der Prinz lebte am Hofe des französischen Kaisers als ein zweiter Arminius und war, wie dieser einst im Lager des Varus, bedacht auf die Rettung des Vaterlandes. Seine Eingebung war jene weise Politik, welche Preußen fortan befolgte, indem es in würdiger Gefaßtheit den Umschwung der Dinge abwartete und sich in der Stille dazu rüstete.

„Bei dem Umsturz aller Staaten — äußerte Prinz Wilhelm wörtlich — wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, indem es sich irgend welche politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mit zu erleben, der die Freiheit Europas wird wieder erstehen sehen. Je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja, ich habe hier in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft: dieser Augenblick wird kommen, und es handelt sich für uns darum, ihn zu erwarten.“ —

Aber wie bedrängt auch ihr Leben zu der Zeit war, und wie großer Kummer auch die Seele der Königin über die unabsehbaren Leiden ihres Volkes erfüllte: die Nähe des Königs und ihrer Kinder gewährte ihr Ersatz

für alle übrigen Entbehrungen. Wie tief sie von diesem häuslichen Glücke ergriffen war, zeigen die Briefe, die sie aus Memel schrieb. Sie sagt in einem derselben:

„Ich lese viel und denke viel, und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußern Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen." — Ein ander Mal wiederholte sie: „Der König ist herzlicher und besser als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe." —

Die Königin sehnte sich, den Winter in Königsberg zuzubringen, denn die kalte, feuchte Luft in Memel am Kurischen Haff griff ihre Gesundheit an. Endlich wurde am 15. Dezember das Land bis zur Weichsel geräumt, und die königliche Familie ging nach Königsberg. Vor ihrer Abreise von Memel erließ der König am 14. Januar 1808 eine innige Danksagung an die Bewohner der Stadt, die sein Asyl gewesen. Sie lautete:

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Aufrichtigkeit an meine Person, meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reiches von den

Kriegs-Drangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämmtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend mir, selbst bei Annäherung der größten Krieges-Gefahr, gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeigen, als ihr gnädiger König. Friedrich Wilhelm."

Die königlichen Prinzessinnen, die Prinzessin Wilhelm und die Prinzessin Luise, vermählte Prinzessin Radziwill, welche die ganze Zeit über mit in Memel gewesen, folgten der Königin nach Königsberg. So ward auch hier wie in Memel durch ein treues, trautes Beisammensein ihr Leben erheitert.

Den 1. Februar 1808 wurde die Königin von einer Prinzessin, der von dem Vater nach dem Namen der Mutter genannten Prinzessin Luise (Auguste Wilhelmine Amalie) entbunden. Sie genas sehr leicht und nutzte die Zeit, die sie in ihrem Zimmer verleben mußte, zu einer großen Thätigkeit des Geistes, indem sie viel las und schrieb und sich gern geistreich unterhielt, vorzüglich mit ihrem Leibarzt Hufeland. Auch der Prinz von Hohenzollern, Abt zu Oliva und Fürst-Bischof zu Er-

meland, diesen Winter auf mehrere Wochen in Königsberg, wurde oft zu ihr geladen.

Die Geburt der Prinzessin Luise diente dazu, das schöne Band zwischen dem preußischen Königshause und seinem Volke noch fester zu knüpfen. Der König beschloß, die Stände von Ostpreußen seiner Tochter, welche mitten unter ihnen geboren war, zu Pathen zu geben. Die Taufe, der die Königin auf einem Ruhebette beiwohnte, wurde am 28. Februar durch den Oberhofprediger Weil im Schlosse zu Königsberg vollzogen, in Gegenwart der von der Ritterschaft und den Städten zu dieser feierlichen Handlung erwählten Abgeordneten, die der König vorher an seiner Tafel bewirthet hatte.

Die anwesenden Taufzeugen waren, außer den Prinzessinnen Wilhelmine und Luise und dem Prinzen Heinrich von Preußen, im Namen der Rittergutsbesitzer: der Obermarschall Graf zu Dohna, der General-Landschafts-Director, Freiherr von Korff und der Graf von Schlieben auf Gerdauen; als Vertreter der Cölmer und Freien: der Rath Brausewetter; als Abgeordneter von Königsberg: der Stadt-Präsident Gervais, der Tribunalrath Buchholz, der Negociant Kraus und als Vertreter der sechs Großbürger-Zünfte: der Kirchenvorsteher Rabe. Die Kleinbürger-Zünfte und die Provinzial-Städte wurden durch den Geheimen Rath Frey vertreten.

„Als zu Anfange des Jahres 1808 — schrieb



H. Bardeleben damals — der König von Bundesgenossen vernachlässiget, von Freunden versäumt, von Dienern und Höflingen aufgegeben, von dem größern Theile seines Volkes getrennt, allein stand, da antwortete er Denen, die darüber klagten:

„Ist es Euch neu, daß der Unglückliche verlassen wird?"

Da ward ihm ein Kind geboren, eine Tochter in den Tagen des Unglücks. Mit wem mochte er damals die Vatersorge theilen, als mit seinem Volke? Er berief die Stände Altpreußens, den Edelmann, den Gewerbe treibenden Bürger und den Acker-Bauer um sich. Sie mußten das Volk vertreten. Und mitten unter den Seinen standen sie und waren die Seinen und legten die Hände auf das Kind und beteten für ihn und sein Haus. Darauf ward es still in den königlichen Gemächern, und in tiefer Rührung schlugen Aller Herzen, in einer Liebe, in einem tiefen, großen Kummer.

Luise Wilhelmine! Du bist die Geweihte des Volks, die Vermittlerin zwischen ihm und uns, das Unterpfand gegenseitiger Treue. Wenn Du, groß gezogen, eine blühende Jungfrau unter den Geschwistern stehst, dann sind die Stürme vorüber. Im neuen Glanze blühe dann Dein königliches Haus! Schwarze Stunden werden über Dich hinrauschen. Wir hören ihre Fittiche schlagen. Du aber lächelst kindlich, nichts fühlend, als Dich und den Reiz des Lebens, und die Amme schaukelt

Dich, hoch über dem Abgrund, an dessen Rande wir schaudernd stehen.

In Dir lächele uns die Zukunft, rufe uns auf zu Kraft und That, und aus diesen hellen Augen spreche das Volk tröstend zum Könige: „Wir sind Dein, Herr, sei stark und bleibe Dir getreu! Vertraue vorzüglich Dir selbst, Deiner Weisheit, Deiner Einsicht, Deinem Herzen; auf daß nicht zwieträchtige, rath- und muthlose Diener Dich und uns verderben. Prüfe, Herr, was Du gewollt, und was sie gethan. Die Befolgung Deiner Pläne hätte uns gerettet, aber ihr Thun und Unterlassen führte uns dem Untergange nahe." —

Der schöne Frühling in diesem Jahre vergönnte der Königin, sich viel in der frischen Natur von Königsberg zu bewegen. Von jeher eine Freundin der Natur, lustwandelte sie gern in den nordisch-schönen Umgebungen der Stadt.

Da sollten neue wichtige politische Ereignisse in Süden und Westen wiederum alle Gemüther bewegen. Seit mehreren Monaten hatte ein großes fürstliches Trauerspiel begonnen. Die spanische Königs-Familie hatte sich durch innere Zwietracht in die tiefste Abhängigkeit von Napoleon gestürzt. Es brach ein Aufstand in Madrid aus: der König Karl IV. entsagte dem Throne zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand, aber zwei Tage nachher widerrief er diese Entsagnng; alle Schranken schienen durchbrochen, alle Bande aufgelöst.

zu sein. So nahm die Verwirrung immer zu; an ihrer Vermehrung wurde von Paris aus kräftig gearbeitet; endlich reiste Napoleon selbst nach Bayonne ab, um die Angelegenheiten Spaniens zu ordnen. Er unterhandelte scheinbar mit Vater und Sohn und verwirrte die Verhältnisse noch mehr, indessen das Volk in Madrid und der Umgegend gegen die Franzosen aufgestanden war.

Durch Ränke der niedrigsten Art lockte Napoleon den Prinzen von Asturien, der nach der freiwilligen Abdankung seines Vaters Karl IV. den spanischen Thron als Ferdinand VII. unter dem Jubel von Madrid bestiegen hatte, nach Bayonne. Hier war die Falle, in die Ferdinand ging, trotz der Abmahnungen und Warnungen seiner Getreuen, trotz der ahnungsvollen Besorgniß seines Volkes, das in Vittoria die Stränge seines Wagens zerschnitt, um den König an der Weiterreise in sein Verderben zu hindern. Napoleon, selbst erstaunt, daß Ferdinand so bereitwillig kommt, empfängt ihn mit Auszeichnung, ladet ihn zur Tafel und läßt ihm nach der Tafel — eine kaiserliche Henkersmahlzeit nannten sie die Spanier — durch Savary sagen: das Haus Bourbon habe aufgehört in Spanien zu regieren. Ferdinand, der jetzt erst — zu spät die Falschheit Napoleons erkennt, weigert sich, schlägt die Hand der französischen Prinzessin aus, mit der Napoleon ihn unterm Titel eines Königs von Hetrurien verkuppeln möchte;

er will in sein Königreich Spanien zurück und wird gleichsam als Gefangener zurückgehalten.

Nun kommt auch Karl IV., den Napoleon, um Vater und Sohn zu verfeinden, wieder als König anerkennt, nach Bayonne, kommt mit Godoy, dem sogenannten Friedensfürsten, und mit der Königin, die den König beherrscht, eben so wie sie selbst von ihrem Günstling Godoy und dieser wieder von dem Kaiser beherrscht wird. Wie Napoleon durch Godoy und die Königin souffliren läßt, spielt Karl die Rolle eines zürnenden Vaters gegen den Sohn, zu dessen Gunsten er erst freiwillig die Krone niedergelegt hat, behandelt ihn wie einen Verbrecher, wie einen Thronräuber, und das Ende dieses von dem Kaiser gesponnenen, die spanische Königs-Familie tückisch im eigenen Netze fangenden Intriguenspieles war der bekannte Vertrag von Bayonne, in dem Karl IV. allen seinen Rechten auf die Kronen von Spanien und Indien zu Gunsten Napoleons entsagte, und zu dessen Unterzeichnung Ferdinand wie die anderen königlichen Prinzen sich nur bequemten, weil der Kaiser der Franzosen sie mit augenblicklichem gewaltsamen Tode bedrohte! Freilich, nachdem die eigene Mutter Ferdinands Napoleon aufgefordert hatte: ihren Sohn sogleich auf das Schaffot führen zu lassen. — So berichten der Kanonikus Escoiquiz und der Minister Cevallos als Augenzeugen dieses entsetzlichen Familien-

Dramas, in dem Napoleon die Glanzrolle des Intriguanten mit seiner gewohnten Meisterschaft spielte.

Die entthronte Königs-Familie, freilich wie alle tragischen Helden der Weltgeschichte nicht ohne Selbstschuld, wanderte nach Frankreich aus. Dort lebte Ferdinand in geheimer Staatsgefangenschaft, die den schöner klingenden Namen einer Freistatt führte.

Napoleon setzte seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, auf den Thron von Spanien. Eine neue Königspuppe, gegängelt von dem damals das europäische Welttheater dirigirenden Kaiser, der sich vor seiner Krönung nicht vergebens die antiken Mantelwürfe von seinem Hofschauspieler Talma hat einstudiren lassen!

Napoleon, welcher so gern von Constitutionen sprach, um die Rechte, die sie festgesetzt hatten, nachher mit Füßen zu treten, hatte eine Regierungs-Junta zu Madrid und Bayonne berufen; der König Joseph hatte die Constitution, welche sie entworfen, angenommen und beschworen und war in Madrid angekommen. Aber so große Ungerechtigkeit und so schwere Schmach zu ertragen, war der bessere Theil des Volkes nicht gesonnen. Edle und kluge Männer wurden durch die Noth bewogen, eine zweite Junta zu bilden; sie wandten sich an England; und dieses schloß Frieden mit dem spanischen Volke. Auch der nicht unterworfene Theil von Portugal, dessen Königshaus gleichfalls durch Napoleons

Machtvollkommenheit und den Moniteur: „aufgehört hatte, zu regieren,“ erklärte, er befinde sich mit Spanien in Friedenszustand. Gefechte und Niederlagen waren im Innern von Spanien schon erfolgt, als der König Joseph in Madrid ankam, und bald erklärte die Junta von Castilien die Abdankung des Königs Karl IV., die Entsagung der Infanten und Alles, was in Bayonne sich ereignet hatte, als erzwungen und nichtig.

Die Begebenheiten in Spanien griffen tief in das Gemüth der Königin; auch sind sie vielleicht von keinem Volke lebendiger empfunden und mit größerem Eifer verfolgt worden, als gerade von dem preußischen Volke. Ein so berechneter Lug und Trug, so viel Ungerechtigkeit und Willkür von einer Seite und so hohe Kraft, so freudiges Opfer, so heldenhaftes Beharren auf der andern mußte der Königin volles Mitgefühl auf sich ziehen.

In Paris kam nichts zu Stande: das Hinhalten der Angelegenheiten Preußens wurde auf die Abwesenheit des Kaisers geschoben und auf dessen große Beschäftigungen in Spanien. Nur Eines, was Preußen betraf, wurde in Bayonne ungerechter Weise und zu seinem Nachtheile entschieden. Die preußischen Geldinstitute hatten beträchtliche Forderungen in dem Großherzogthum Warschau, diese wurden von Napoleon dem König von Sachsen gegen andere Verpflichtungen, die er sofort leisten mußte, abgetreten, und vielen Wittwen

und Waisen ist dadurch auf Jahre hinaus das Brod entzogen worden.

So kündigte Alles, was im Jahre 1808 geschah, immer fester die Begründung der französischen Macht an. Denn das spanische Volk konnte den geübten französischen Truppen nicht lange widerstehen, und blutige Niederlagen erfolgten.

Unter solchen Umständen wurde das Gemüth der Königin immer schmerzlicher von Besorgnissen über die Zukunft ergriffen: nur in Erfüllung ihrer Pflichten und in einem noch lebhafteren Eifer für die Güter, die höher stehen, als die Zeitlichkeit, fand sie Kraft für die Gegenwart und Beruhigung für die Zukunft.

Um diese Zeit schrieb die Königin in einem vertrauten Briefe, der die tiefe Bewegung ihrer auf's Neue bekümmerten Seele nachbebt:

„Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europa's ruht? Ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen zu entthronen! Die Saat der Zwietracht zu säen zwischen Vater und Sohn! Den Infanten vom Vaterherzen zu reißen, aus dem Vaterhause, aus dem Vaterlande zu verjagen! — Was haben wir, wir in unserer Lage zu erwarten? — Der unglückliche Karl hat nur geschrieben, was der Unerbittliche ihm in die Feder gesagt, hat

geschrieben: daß Ferdinands Schuld eine moralische Scheidewand aufgerichtet habe zwischen Vater und Sohn. Aber wessen Hand es eigentlich war, die diese Wand baute — können Sie darüber im Zweifel sein? Ich frage Sie! — Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt! — Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücks-Epoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden!" —

„Ich lese fleißig die Geschichte," schrieb sie in einem andern Briefe, „und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nicht mehr für mich ist!"

Schon früher beschäftigte das Lesen der Geschichte ihren forschenden Geist, und indem sie weiter fortschritt im Leben, sah sie immer klarer ein, daß die Geschichte die größte Lehrerin der Fürsten und ihrer Geschlechter sei. Zu erfahren, wie die bedeutungsvolle Zeit, in der sie lebte, durch die vergangenen Jahrhunderte vorbereitet worden, war ihr das höchste Bedürfniß; sie strebte nach einer immer tieferen Einsicht in den Bildungsgang der Geschichte der Menschheit und in die Philosophie der Geschichte. Die Vorträge, die der Professor Süvern im Winter 1808 an der Universität zu Königsberg gehalten hatte, und welche die Königin las, erregten in ihr den lebhaften Wunsch, vorzüglich die

deutsche Geschichte recht ausführlich zu erlernen. Einige bedeutende Herrscher-Charaktere unter den Deutschen zogen die Königin besonders an. Sie schrieb darüber:

„Ich lese fleißig die Süvernschen Hefte und bin jetzt bei Karl dem Großen, der doch eigentlich der Stifter des Germanischen Zeitalters war. Er stehet lebhaft vor mir in aller seiner Größe, Glanz und Tapferkeit; er zieht mich sehr an, aber minder als Theodorich. Dieser war ein echter Deutscher, und seine Gerechtigkeitsliebe, die Geradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemüthes und die Großmuth seines Herzens bezeugen es. Der Charakter Karls des Großen trägt schon ein Gepräge des Frankenthums, welches mich etwas abschreckt."

„Ich habe die Bekanntschaft des Professors Süvern gemacht," schrieb sie um dieselbe Zeit an ihre Schwester in einem Briefe, der die ganze Offenheit und natürliche Demuth ihres Herzens athmet. „Das hat mich etwas in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist — sagte mir: mein Urtheil über seine Geschichte sei so treffend als schmeichelhaft für ihn. Doch — unwissend, wie ich bin, kann nur die Majestät, die mich umgiebt, ihn über mein Urtheil geblendet haben, und tief durchdrungen von dieser Ueberzeugung, habe ich von seinem Geist an sein Gemüth appellirt — denn Gemüth hat er — und ich habe ihm darauf geantwortet: daß mein Beifall

unmöglich Werth für ihn, den Kenner haben könne! Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Thränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen werde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören: daß Wahrheit mir über Alles geht, und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe."

Scheffner hatte der Königin nämlich schon geschrieben: „Die Achtsamkeit, mit der Ew. Majestät die Hefte lesen, wird dem Professor Süvern sehr schmeicheln; da er von Natur ein Mann ist, dem die Gelehrsamkeit keinen nachtheiligen Dämpfer auf den Menschenverstand setzen konnte, und dem daher die Bekanntmachung von Ew. Majestät Aeußerung über ihn eine Erzfreude machen wird."

Der Wahlspruch einer frommen Ritterzeit: „Recht, Glaube, Liebe," gefiel der Königin so, daß sie ihn auf ein Petschaft stechen ließ, umgeben von allen Attributen des Ritterthumes. Doch sagte sie, daß wenn sie selbst in dieser Zeit einen Wahlspruch wählen sollte, es einzig der sein würde: „Gott ist meine Zuversicht."

Denn Gott allein, das war ihr Glaube, könne der Menschheit helfen. Und das Walten Gottes, der lebendige Glaube, der dem menschlichen Geschlecht wieder-

gegeben werden sollte, den die Königin in Deutschland wieder aufkeimen sah, und wozu sie kräftig beizutragen wünschte durch Religion, Lehre, fromme Sitte und häusliche Tugenden, erweckte in ihrer Seele die Hoffnung, daß Deutschland einst, und ihr Volk zuerst mächtig erwachen würde, entgegenzustreben der fremden Sitte und abzuwehren die fremde Gewalt.

In dieser Hoffnung wurde Luise bestärkt durch die heldenmüthige Begeisterung, mit der das spanische Volk fortgesetzt gegen die französische Fremdherrschaft ankämpfte, und wobei es sich — wie Freiherr von Hügel sagt — zeigte: „wie in den kleinsten organischen Trümmern und Fragmenten eines von dem Glauben aufgethauten Staates wahres Leben vorhanden ist; und welche Kraft in jener beraubten, verwaisten Kirche, in jenen bedrückten, verachteten Provinzen, in jenen beschränkten städtischen Corporationen, und vor Allem in jenen von dem Hofe zeither und auch von Napoleon für nichts als für Menschenvieh gerechneten, aber auf Gott und ihr gutes Recht vertrauenden Landleuten wohnte, die, als die Regierung den Muth verlor, das Recht sich zu schützen, das erste angeborenste Recht aller Menschen, das der Nothwehr, wieder an sich nahmen und sich gläubig dessen unterfingen, woran der Hof und die Regierung verzweifelten, weil es sich nicht ausrechnen ließ."

Auch in Deutschland regte jener religiöse Aufschwung,

der in dem Befreiungskriege den Fürsten und Völkern zum Siege verhalf, bereits die Flügel, und die Königin sah darin einen neuen Wink, daß des Vaterlandes politische Erhebung durch die sittliche Wiederbelebung vorbereitet und zugerüstet werden müsse. Keines von den Zeichen der Zeit entging ihr: so sprach sie oft über die Mystik, welche in so vielen Gemüthern keimte und Blüthen von schmelzenden Farben hervortrieb. Wohl erkannte sie den in mancher Beziehung betäubenden Duft dieser Blüthen; doch schon dieser erste Wiederschein des Uebersinnlichen und Ueberirdischen in den Gemüthern war ihr ein gewisser Vorbote des Glaubens, dessen Wahrheit das geschwächte Vaterland wieder kräftigen und frei machen sollte.

Sie zog um dieselbe Zeit die Pestalozzische Unterrichts-Methode in den Kreis ihrer Betrachtungen, und sie wurde immer vertrauter mit dem Gedanken, den kommenden Geschlechtern die Erkenntniß und Kraft zu verschaffen zu ihrer Genesung von den Uebeln der Zeit. Von allen Schulen, in welchen nach Pestalozzi gelehrt wurde, ließ sie sich genauen Bericht abstatten, und mit Ungeduld erwartete sie die Ankunft des Lehrers, den der König aus dem Würtembergischen berufen hatte, einen Schüler Pestalozzis. Ueberhaupt war es, als wenn die Königin mit ahnungsvoller Seele Alles auf eine Zukunft bezog, welche ihr klarer Geist, ihr frommes Gemüth mit Zuversicht voraussahen, und es war

eine wahre Gewissenssache für sie, dahin zu wirken, daß diese Zukunft das harrende Geschlecht nicht unvorbereitet antreffe. Aber was sie ihrem Volke wünschte, das glaubte sie auch ihren Kindern sichern zu müssen: besonders war es die Erziehung des Kronprinzen, welche ihre volle Aufmerksamkeit, ihre ganze Liebe beschäftigte.

„Ich lese jetzt Lienhardt und Gertrud," schrieb Luise damals, „ein Buch für's Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizer-Dorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind! — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!"

Dabei lebte die Königin, die sich von dieser Schweizer Dorfgeschichte so wohlthuend angesprochen fühlte, selbst in einer dörflichen Stille auf dem kleinen Landgute bei Königsberg, das sie mit dem König im Mai bezogen hatte. Das Gut hatte eine schöne Lage in

einer fruchtbaren Ebene, bot aber nur wenig Raum. Man äußerte das zu der Königin; sie erwiederte:

„Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen."

Aus diesen Tagen ging die treffliche Schilderung hervor, welche Borowsky — nachmals evangelischer Bischof — brieflich von der Königin gegeben hat.

„Fröhlich," schrieb Borowsky aus Königsberg, „ist freilich unsere theure Königin in dieser Passionszeit nicht; aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann.

Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmuth und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist, als Lebenslust. Die Blüthen auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht und eine sanfte Blässe umgiebt es, doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir fast noch mehr, als früher die rothen, so jetzt die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes, glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl

Schmerz, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung.

Die Frömmigkeit unserer verehrten Königin ist eine christliche, das heißt: eine gesunde, einfache, naturgemäße, ihrer jedesmaligen Empfänglichkeit und Stimmung vollkommen angemessene, fern von allem Gezwungenen, Erkünstelten und Sentimentalen. Mit dem Gefühl und Ausdruck der Schüchternheit nahet sie sich den heiligen Wahrheiten der Religion, aber auch mit dem Ausdruck der Sehnsucht und des Durstes und nimmt eben darum ihre Erquickungen in sich um so reiner auf. Was mich am meisten erfreut, weil es für sie das Beste ist und wirkt, sie giebt allen ihren religiösen Ansichten, Ueberzeugungen, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des göttlichen geoffenbarten Bibelwortes; bringt damit Festigkeit, Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüth, und bei dem huldvollen Vertrauen, dessen sie mich würdiget, suche ich vorzüglich darin sie zu bestärken. In ihrer vorherrschenden Stimmung sympathisirt sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen; die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen poetischen Natur harmonisch zu und giebt ihrem frommen Gemüth Schwingen. Selbstgemachte ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligthum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen, reichen Sinn derselben. Der alte wahre

Spruch: „Trübsal lehret auf's Wort merken und es verstehen“ bestätiget sich auch an ihr auf's Herrlichste, und ihre geist- und gemüthvollen Bemerkungen, Fragen und Antworten überraschen mich oft auf das Angenehmste.

Als ich am letztvergangenen Sonntage die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich sie allein in ihrem Wohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend, begann sie sogleich:

„Nun habe ich mich hinein gedacht und hinein gefühlt in den köstlichen 126sten Psalm, über den wir letzthin mit einander sprachen. Je mehr ich nachdenke und zu fassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so ernst und milde, erhebend und tröstend anschließt, als dies liebe, theure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch gelassen, ruhig und sanft. Was er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bilde der Saat und Ernte treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröthe, und von ferne her hört man schon durch die Unglückstürme die Psalmen der Ueberwinder. Es wehet ein Geist der Wehmuth und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht darin: eine Elegie, und doch auch ein Hymnus,

ein Hallelujah mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm an, wie man eine schöne Blume anblickt, auf der ein klarer Thautropfen im Morgenlichte glänzt; gelesen und wieder gelesen hat er auch meinem Gedächtnisse sich eingeprägt."

Und nun sagte die Königin im Ausdruck frommer Ehrfurcht, mit leiser, aber fester, klarer Stimme, in der warmen Betonung reiner Andacht den in ihr Gemüth aufgenommenen Psalm her, hie und da ein wenig anders und auf ihren Zustand angewandt.

Wie ein schönes Lied, angenehm gesungen, mehr noch als gelesen, einen tiefen, belebenden Eindruck macht, so erwachten, indem ich der Königin zuhörte, in mir beim alten Worte neue Gefühle. Denn ihre melodische, ich kann gar nicht sagen wie betonte Sprache war wie ein entzückender Gesang, der aus ihrem reich besaiteten Herzen floß. Wie ich horchte, und die hohe erleuchtete Frau, das Wort des ewigen Lebens auf ihren beredten Lippen, ansah, fiel mir der Spruch ein: „In deinem Lichte sehen wir das Licht, und selig sind, die da Leid tragen; sie sollen getröstet werden!" Denn Alles wurde mir heller, wie zuvor, und sie selbst erschien mir in einer lichtvollen Klarheit; schöner, als ich sie jemals gesehen." —

Schon bei ihrem ersten Aufenthalte in Königsberg, nach den Schreckenstagen von Jena und Auerstädt, war Luise dort mit Frau von Krüdener zusammengetroffen.

Diese hatte, als Gemahlin des russischen Gesandten am Hofe zu Berlin, die Königin vor fünf Jahren im Glanze des Thrones, im ungetrübten Strahle der Hoheit gesehen, und nun sah sie die Königin wieder, auf der Flucht, am Rande des Abgrundes, in den das Königreich gesunken war. Sie fand in Luise nicht mehr die junge heitere Fürstin, die Alles mit ihrem Lächeln beglückte. Sie fand eine tief gebeugte Unglückliche, die gern mit Frau von Krüdener durch die Lazarethe in Königsberg wandelte, um den Schlachtopfern des Krieges Trost in ihren Leiden zu bringen.

Wie der Biograph der Frau von Krüdener, Charles Eynard, erzählt, hat Frau von Krüdener auch später noch Briefe mit Luise gewechselt. In einem Schreiben der Königin an Frau von Krüdener aus dem Jahre 1808 heißt es:

„Ihrem trefflichen Herzen bin ich ein Bekenntniß schuldig, und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, mit Freudenthränen vernehmen. Sie haben mich besser gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unsere Unterhaltungen über Religion und Christenthum haben den tiefsten Eindruck hinterlassen. Ich vertiefte mich ernster in die Dinge, deren Dasein und Werth ich zwar schon vorher gefühlt, aber mehr geahnt, als gewußt habe. Diese Betrachtungen hatten sehr tröstliche Ergebnisse für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Unglück, unter

zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Trost geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen. Rechnen Sie dazu die Güte des Gottes der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenschen zugänglich machte, immer mit dem Drange erfüllte, ihnen zu helfen und nützlich zu werden. Sie begreifen, wie ich dabei niemals ganz unglücklich werden kann, indem ich immer die Quellen der reinsten Freuden besitze. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdischen Größen erkannt, und ihre Nichtigkeit im Vergleich mit den himmlischen Gütern. Ja, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem innern Frieden gelangt, welche mich hoffen lassen, daß ich mit der Fassung und Demuth einer echten Christin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, die mir zu meiner Läuterung geschickt werden. Denn aus diesem Standpunkte betrachte ich alle die Heimsuchungen, die uns hienieden beugen. — Ich habe mich wiedergefunden im Geräusche der Welt. Versprechen Sie mir, daß Sie immer mit der Stimme der Wahrheit zu mir reden."

Im September 1808 war es dem Prinzen Wilhelm endlich gelungen, in Paris einen Vertrag auszuwirken, der dann in Erfurt bei der Zusammenkunft des Kaisers mit Napoleon weiter ausgeführt wurde und die Räumung der preußischen Lande von den französischen Truppen, die drei Oderfestungen ausgenommen, zusicherte.

Aber auch dabei ließ es Napoleon an neuen Beweisen der Erbitterung gegen Preußen nicht fehlen: er konnte es dem Könige und seinem Volke nicht verzeihen, daß sie ihre Kniee nicht genugsam vor ihm beugen wollten.

Der Kaiser Alexander war sowohl auf seiner Hinreise nach Erfurt, als bei seiner Heimkehr durch Königsberg gekommen und hatte mehrere Tage dort verweilt. Er lud den König und die Königin ein, ihn vor ihrer Abreise nach Berlin in Petersburg zu besuchen: sie nahmen diese Einladung an. Doch bevor sie die Reise nach Petersburg antraten, schrieb Friedrich Wilhelm am 17. Dezember an den Magistrat von Berlin, das am 3. von den französischen Truppen geräumt worden war, und zeigte ihm an, daß nunmehr sein inniger Wunsch, mit seiner Gemahlin und Familie nach Berlin zurückzukehren, in Erfüllung gehen könne, weshalb denn auch die Behörden von Königsberg aufbrechen sollten, sobald sich die von Kriegsfuhren stark angestrengten Gegenden jenseit der Weichsel etwas erholt haben würden. In der Zwischenzeit werde er auf mündliche und dringend schriftlich wiederholte freundschaftlichste Einladung des russischen Kaisers eine Reise nach Petersburg machen.

„Ich eile, setzte der König hinzu, und hoffe in wenig Wochen meine Provinzen jenseit der Weichsel wieder zu sehen, welchen ich so manche Beweise musterhafter Treue verdanke, und werde besonders meine Rückkehr nach Berlin beschleunigen, um meinen dortigen treuen Untertha-

nen meine Dankbarkeit für ihr standhaftes und gutes Betragen, meine Liebe und mein Wohlwollen zu bestätigen. Ich eröffne Euch dieses, mit dem Befehle, meiner lieben und treuen Bürgerschaft der dortigen Städte Solches bekannt zu machen."

Am 27. traten der König und die Königin die Reise nach Petersburg an. Nur ein kleines Gefolge nahmen sie mit sich. Aber von russischer Seite wurde Alles aufgeboten, um den hohen Reisenden aller Orten den feierlichsten Empfang zu bereiten. Je tiefer Napoleon das unglückliche Königs-Paar zu beugen gesucht hatte, desto höher wollte es der Kaiser Alexander in seinen Landen geehrt wissen. In Polangen, der russischen Grenzstadt, harrten der Fürst Dolgorucki und der Graf Lieven der Ankommenden; der Letztere war vom Kaiser dazu auserlesen, sie bis nach Petersburg zu geleiten. Er überreichte ihnen und den Vornehmsten des königlichen Gefolges kostbare Pelze, willkommene Reisekleider, der winterlichen Jahreszeit angemessen. Eine Schaar berittener Bauern und Bäuerinnen, in der sonntäglichen Landestracht, kam der Königin entgegen, bot ihr in zierlichen Körben Erfrischungen an und umgab unter Jubel und Gesang ihren Wagen.

Auf allen Stationen wurden zum Voraus 250 Pferde bereit gehalten. Eine Ehrenwache von Kosaken löste die andere an den bestimmten Standorten ab, sie ritten im Gefolge der hohen Reisenden. Jede Festung, durch welche

der König und die Königin kamen, feuerte 51 Kanonenschüsse zum Gruße und Abschiede ab, die ganze Besatzung zog in Parade auf und stellte eine Ehrenwache von einer ganzen Kompagnie mit der Fahne vor die geschmückten Pforten des Absteigequartiers.

Die 820 Werste oder 117 deutsche Meilen von der russischen Grenze bis Petersburg waren in 39 Stationen getheilt, alle Posthäuser, wo der König und die Königin übernachteten, neu eingerichtet, auf Befehl und auf Kosten des Kaisers. So bewegte sich die lange Fahrt durch eine ununterbrochene Reihe kaiserlicher Freundschaftszeichen und volksthümlicher Ehrenbezeigungen.

Am dritten Tage erreichten der König und die Königin Mitau, die alte Residenz der Herzöge von Kurland und die Freistatt des verbannten Ludwigs XVIII. in den Jahren 1798 bis 1801. Hier wurden sie von der kurländisch-piltenschen Ritterschaft empfangen, und in dem Festgedichte auf ihre Ankunft hieß es:

„Und seht Ihr Sie an Seiner Seite blühen?
Nimm uns're Huldigung, Luise, hin.
Die Charis mag durch fremde Länder ziehen,
Wo Sie erscheint, herrscht Sie als Königin."

Den nächsten Tag gelangten sie bis nach Riga, in die alte deutsche Ordensstadt, wo einst ein Markgraf von Brandenburg, Wilhelm VI., seinen Sitz als Erzbischof gehabt hatte. Auf dem Eise der Düna stand das russische Kriegsvolk, unter den Wällen der Festung die Bür-

gerschaft in feierlichem Aufzuge, und unter dem Donner der Kanonen zogen der König und die Königin in die Stadt, auf das Schloß. Sie verweilten einen Tag daselbst, und Alles wetteiferte, ihnen den Aufenthalt zu einem frohen zu machen. Die Stadt strahlte wie am Abend ihrer Ankunft, so auch am Vorabend ihrer Abreise in festlicher Beleuchtung. Aber mitten in diesem Glanze und dem Geräusche der namentlich von der Rigaschen Kaufmannschaft veranstalteten Lustbarkeiten gab sich die Königin der trüben Erinnerung an jenen Brandenburgischen Markgrafen Wilhelm hin. Auch dieser hatte einst vor dem Feinde aus seiner Residenz flüchten müssen, wie sie aus der ihrigen, hatte als Vertriebener in Königsberg gelebt, fern von dem Sitze seiner Herrschaft, wie sie fern von ihrer Hauptstadt. Er war in der Verbannung zu Königsberg gestorben; nur die Gebeine des Erzbischofs kehrten nach Riga zurück, um dort ihre letzte Ruhestätte zu finden, und indem Luise ihr eigenes Schicksal mit dem seinigen verglich, äußerte sie bange Zweifel, ob es ihr vergönnt sein werde, Berlin wieder zu sehen.

Sie sollte es wiedersehen, um ein halbes Jahr nach diesem Wiedersehen zu sterben, fern von Berlin, in einem Lustschlosse ihres Vaters. —

In Riga, unter andern Merkwürdigkeiten, zeigte man den hohen Reisenden auch das Gildehaus der schwarzen Häupter, einer im Jahre 1390 gestifteten Gesellschaft, deren Mitglieder das Gelübde thaten, sich nimmer zu

verheirathen. Der König hatte zu jener Zeit bittere Stunden (auch die Todesstunde Luisens mit seiner trostlosen Aeußerung war eine solche), Stunden, in denen er sich und alles ihm Angehörige zum Unglück bestimmt wähnte. Ein unwillkührlicher Anklang dieser Stimmung war es, als er bei Erwähnung jenes Gildehauses der ledig bleibenden schwarzen Häupter mit herbem Lächeln zu Luise sagte:

„Hätte zu dieser Gilde gehören sollen, dann Du weniger traurigere Erfahrungen gemacht.“

„Und hätten wir noch zehnmal traurigere gemacht, und hättest Du mir alles Unglück vorher gesagt,“ antwortete die Königin, auf seinen Ton eingehend, „nein, Du hättest mir doch nicht Meister dieser Gilde werden dürfen.“

Am Neujahrstage 1809 brachen sie wieder von Riga auf, in kaiserlichen Schlitten und, zur größeren Sicherheit, von kaiserlichen Kutschern gefahren. Die Fahrt ging über Wolmar, Dorpat, Narva, Opolje. Den 6. Januar erreichten sie Strelna, das Lustschloß des Großfürsten Constantin, drei Meilen von Petersburg. Der Großfürst war zu ihrem Empfange gegenwärtig. Alexander überraschte die Angekommenen bei der Tafel, blieb bis zum Abend bei ihnen und eilte sodann wieder nach Petersburg, um dort am folgenden Tage seine hohen Gäste mit allen kaiserlichen Ehren einzuholen.

Bei dem Einzuge in Petersburg bildeten die russi-

schen Garden und andere dazu befehligten Regimenter eine drei Mann hohe lebendige Schranke zu beiden Seiten vom Thore an bis zum Winterpalaste, zusammen 32,000 Mann. Der König ritt mit dem Kaiser voran. Die Königin folgte in dem achtspännigen Krönungswagen. Sie trug einen kostbaren Zobelpelz auf weißem Atlasgrunde; rückwärts, ihr gegenüber saßen die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und die Hofdame Gräfin von Moltke. Der Großfürst, mit gezogenem Degen, ritt links vom Schlage, so daß die Königin zu seiner Rechten fuhr. Eine Kette glänzender Staatskutschen, in der ersten die kaiserlichen Kammerherren, schloß sich an, darunter ein neuer Wagen zum Ausfahren für die Königin in Petersburg, genau nach dem Muster desjenigen gebaut, den sie beim Ausfahren in Königsberg am liebsten benutzte. Ein neues Zeichen der überraschenden Aufmerksamkeit des Kaisers.

Im Winterpalast, wo das königliche Paar abstieg, kamen ihnen die Kaiserin Elisabeth und die Kaiserin Mutter bis an die Thür des letzten Vorzimmers entgegen. Sie begaben sich vorerst in die Gemächer der Kaiserin Mutter, diese von dem Könige, die Königin aber von dem Kaiser und der Kaiserin geführt. Der ganze kaiserliche Hofstaat prunkte bei diesem Empfange: man zählte allein 64 Kammerherren und Kammerjunker.

Vom Fenster des Balkonzimmers aus, inmitten der Kaiserin und der Kaiserin Mutter, sah die Königin dar-

auf den Vorbeimarsch der Truppen, welche der König mit dem Kaiser auf dem Paradeplatze musterte.

Die Gastzimmer waren in der durch Gallerien mit dem Winterpalaste verbundenen Eremitage eingerichtet, gleichsam in dem Sanssouci Katharinas II. Denn die große Kaiserin, welche, von Geburt eine deutsche Prinzessin und Tochter eines preußischen Generalfeldmarschalls, die zweite Schöpferin des russischen Reiches ward, baute die Eremitage, residirte darin und gab hier jene geistblitzenden Klubbs von Gelehrten, Künstlern und Vornehmen des Reiches, bei denen nur das Talent und der Witz Vorsitzender war. Es wurden dazu besondere Ukase angeschlagen und in solchen kaiserlichen Befehlen ausdrücklich gesagt: daß jede Etikette, jede Förmlichkeit des Hofes aus diesen Zirkeln verbannt sei.

Hier fand die Königin zwölf Zimmer für sich bereit und auf das Feinste ausgeschmückt: die Blumenvasen, die hohen Arm-, Wand- und Kronleuchter, die Uhren, Spiegel, Alles von den auserlesensten Formen und gediegenem Gehalte. Eines dieser so geschmackvoll als glänzend ausgestatteten Gemächer war mit rosenrother Seide ausgeschlagen, und ein malerischer Faltenwurf von klarstem, feinstem Musselin überschleierte wie ein durchsichtiger Hauch das Ganze. In diesen feenhaften Räumen wartete der Königin eine neue Ueberraschung: eine kostbare Toilette von schwerem Golde, und daneben stand ein Blumenkorb, darin lag ein halbes Dutzend

der schönsten türkischen Shawls. — Die Aufwartung bei der Königin hatte der Großmarschall des Palastes, der Fürst Narischkin, der Oberschenk-Fürst Beloselsky, die Staatsdame Fürstin Wolkonsky, die Hofdamen Fürstin Beloselsky und Gräfin Tolstoi.

Mittags war große Tafel bei der Kaiserin Mutter, Abends französisches Schauspiel in dem durch eine Gallerie mit der Eremitage verbundenen Hoftheater. Nach der Vorstellung speisten die Herrschaften in den Zimmern des Königs und der Königin und besichtigten sodann die Erleuchtung, in welcher die Kaiserstadt brannte. Es war ein schöner und, im Verhältniß zu der Jahreszeit und dem nördlichen Himmel, gelinder Winterabend.

Jeder Tag bot ein neues Fest zu Ehren des Königs und der Königin. Den Vorabend des russischen Neujahrstages (den 12. Januar nach dem neuen Kalender) feierten sie im Kreise der kaiserlichen Familie und wurden von ihr nach dortiger Landessitte zum Neujahr beschenkt. Die Gaben für die Königin waren ein prächtiger Tafelaufsatz von geschliffenem Krystall, in Petersburg angefertigt, zwei mannshohe gläserne Ständer oben mit großen krystallenen Schalen, kunstreiche Vasen von Porzellan, ein kostbares Staatskleid und andere sinnig gewählte Andenken.

Am russischen Neujahrstage waren der König und die Königin Zeugen der feierlichen Vermählung der Großfürstin Katharina mit dem Prinzen von Oldenburg.

Am 18. Januar (am 6. nach dem alten Kalender) sah die Königin von den Fenstern des Winterpalastes aus das Fest der Wasserweihe auf der Newa begehen. Eines der höchsten und glänzendsten Kirchenfeste in Rußland, zur Nachfeier der Taufe Christi im Jordan, daher auch das Jordansfest genannt. Es wird dazu eine Oeffnung in das Eis der Newa, als des vorgeschriebenen nächsten Flusses gehauen und darüber eine Art Tempel oder Hütte gebauet, geschmückt mit grünen Nadelholzzweigen und umgeben von Heiligenbildern, unter denen besonders das von Johannes dem Täufer hervortritt. Vom Palaste bis zu diesem Tempel wird dann eine Bahn gezogen, mit Brettern belegt und zu beiden Seiten von den paradirenden Truppen besetzt.

Der kaiserliche Hof bewegte sich in voller Pracht aus dem Schlosse nach dem Flusse. Voran ein Kirchendiener mit brennender Kerze in einer Stocklaterne. Nach ihm ein zweiter, der das Crucifix trug. Darauf die höhere und niedere Geistlichkeit, die letztere wieder in die schwarze und weiße abgetheilt, in die Klostergeistlichen mit schwarzer Amtstracht, und in die Weltgeistlichen mit nicht schwarzem, sondern blauem, violettem und braunem Gewande. Im Ganzen ein Zug von mehr als 160 Geistlichen, Chorsängern, Küstern und Sakristanen; die vornehmsten in reich gestickten langen Feierkleidern und hohen Bischofsmützen, funkelnd von

Perlen und Edelsteinen, zum Theil mit dampfenden Räucherpfannen; zuletzt der das Wasser weihende Priester, in der linken Hand ein Crucifix, quer über den Kopf gelegt. Auf diesen folgte der Kaiser in seiner Uniform, der Großfürst und der Hof.

Der Priester weihte das Wasser, indem er dreimal das Kreuz darüber schlug und sodann das Crucifix in die Newa tauchte. Nach vollzogener Weihe stieg er auf eine Gallerie des Tempels und besprengte von dort aus die von den Unteroffizieren herbei getragenen Fahnen mit dem geweihten Wasser der Newa, füllte davon in die mitgebrachten Gefäße, und das Volk trug es nach Hause, als Arzenei wider leibliche und geistige Uebel. Doch war der Zudrang heute minder groß, als sonst. Denn es herrschte eine abschreckende Kälte, so daß auch von der kaiserlichen Familie nur der Kaiser und der Großfürst im Zuge waren.

Der folgende Tag brachte ein neues Fest, das Geburtsfest der Großfürstin Anna. Vormittags besuchte die Kaiserin Mutter mit dem König und der Königin das von ihr gegründete Fräuleinstift für 360 junge Mädchen. Sie nahmen ein Frühstück daselbst ein: zwölf Fräulein waren zur Aufwartung ausersehen, darunter die Tochter eines georgischen Fürsten. Die Königin sprach ihr Wohlgefallen an den jugendschönen Gestalten aus, überzeugte sich in der Unterhaltung mit ihnen von der guten Erziehung, die ihnen hier durch landesmüt-

terliche Fürsorge wurde, und wünschte sich bald so vermögend zu sein, es diesem Beispiele hoher Wohlthätigkeit in ihrem Königreiche nachzuthun.

Sie erlebte die Verwirklichung dieses Wunsches nicht. Aber ihrem Andenken wurde die Luisenstiftung geweiht, am ersten Jahrestage ihres Todes, und die erstgeborene Tochter der Verklärten, nachmals Kaiserin von Rußland, wurde von dem Könige zur Schutzherrin ernannt dieser zum Gedächtniß ihrer Mutter errichteten Stiftung. Eine weibliche Bildungsanstalt hat dieselbe die edle Bestimmung: die Tugenden der Königin, deren Namen sie an der Stirn trägt, ihren frommen Sinn, ihr reines Herz, ihre schöne Seele, ihre Treue als Gattin und Mutter in der nachkommenden Frauenwelt fortleben zu lassen. —

Mit eben so großer Theilnahme besichtigte die Königin in Petersburg das von Katharina II. gestiftete großartige Erziehungshaus für verwaiste oder Findelkinder, das Wospitatelnoi Dom, heute zu einem kleinen Stadttheile angewachsen und aus den ehemaligen Palästen der Fürsten Bobinsky und Rasumowsky errichtet. — In einem offenen Schlitten fuhr sie am 23. Januar bei 30° Kälte nach dem denkwürdigen hölzernen Hause Peters des Großen, von wo aus der Czar die erste Anlage von Petersburg, den Bau der Festung leitete, um sein Volk zur See mit andern Völkern in Verbindung zu setzen.

Der General von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, welcher die Königin zu Tilsit im Auftrage Napoleons bewillkommnet hatte, war jetzt französischer Großbotschafter am russischen Hofe. Auch von seiner Seite wurde der Besuch des Königs und der Königin glänzend gefeiert. Er gab ihnen zu Ehren einen Ball und eine mit den auserlesensten, köstlichsten Genüssen gedeckte Abendtafel. Das zum Nachtische gereichte frische Obst, die größte Seltenheit in dem nordischen Winter, soll allein an 12000 Rubel gekostet haben.

So vergingen die drei Wochen ihres Aufenthaltes in Petersburg zwischen rauschenden Festen und den stilleren Betrachtungen der vielfältigen Sehenswürdigkeiten. Die kaiserliche Familie überbot sich in sinnigen Ehrenzeichen der zartesten Aufmerksamkeit gegen die Königin, die vornehmsten Würdenträger des Reiches machten sich zu ihren Trabanten, und wie der Hof so wetteiferte die Stadt in allgemeiner Verehrung der hohen Gäste. Aber dieser majestätische Glanz im Vergleich zu den erlittenen Trübsalen war für sie mehr rührend, als erheiternd. Luise fühlte ihr Herz dadurch mehr bedrückt, als gehoben, und der Schatten einer tiefen Wehmuth blieb in ihrem Gefolge.

Ein Unwohlsein trat hinzu und weckte die Besorgniß: sie könne sich am Abend des 19. Januar eine Erkältung zugezogen haben beim Anblick eines Feuerwerkes im Taurischen Palaste. Es hatte sehr lange gebrannt,

an Großartigkeit alles bis dahin Gesehene überbietend. Unter andern Flammenspielen erschien ein im grünen Feuer brennender Wald von Palmen; 34,000 Raketen stiegen zum Schluß in die Höhe, bildeten gleichsam einen aufwärts fließenden Glutstrom und leuchtkugelten plötzlich wieder herab im goldenen Sprühregen. Die Königin hatte dieses riesenhafte Feuerwerk bis zu Ende mit angesehen. Den folgenden Tag klagte sie über Unwohlsein, und ein auf den andern Abend angesagter Ball wurde in Rücksicht auf ihr Befinden wieder abgemeldet. Doch fühlte sie sich bald wieder besser und verschönerte das am 25. zum Geburtsfeste der Kaiserin gegebene Maskenfest durch ihre Gegenwart. Sämmtliche Damen erschienen dazu in der russischen Landestracht. Auch die Königin hatte diese zu dem Ehrentage ihrer kaiserlichen Freundin angethan und trug in Aller Augen den Preis des Abends davon durch den ihr eigenen Huldreiz, durch den natürlichen Zauber, der auch in dieser fremdartigen Verkleidung um „die Fürstin der Fürstinnen" webte. —

Am 31. Januar reisten der König und die Königin wieder aus Petersburg ab. Die Kaiserin begleitete die Königin bis Strelna, der Kaiser und der Großfürst Constantin aber folgten den scheidenden Gästen noch einige Werste weiter, und erst an der Grenze des Petersburger Gebietes sagten sie einander das herzlichste Lebewohl. Die Rückfahrt ging nicht minder glücklich,

als die Hinfahrt, von statten, und am 10. Februar, nach einer Abwesenheit von sechs Wochen, waren der König und die Königin wieder in Königsberg.

„Ich bin gekommen, wie ich gegangen," schrieb die Königin nach ihrer Ankunft, „Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Unterdessen war Preußen von den französischen Truppen geräumt worden: es hätte der von der Königin ersehnten Heimkehr nach Berlin nun nichts mehr im Wege gestanden, wäre nicht der Ausbruch des neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich dazwischen gekommen. Ein Krieg, der auch Nord-Deutschland so mächtig bewegte, und dessen Schauplatz durch Sachsen der Hauptstadt von Preußen so nahe war, machte die Rückkehr nach Berlin bedenklich und den ferneren Aufenthalt in Königsberg rathsam.

So verlebten der König und die Königin den folgenden Sommer wieder auf den Hufen. Luise fühlte sich sehr leidend; ein kaltes Fieber zehrte an ihren Kräften. Die Ereignisse des Krieges, so unglücklich für Oesterreich und die Knechtschaft Deutschlands vollendend, gingen ihr sehr nahe und untergruben ihre ohnehin angegriffene Gesundheit. Schon am 10. Mai stand Napoleon nach einer Reihe von Siegen, die er selbst zu seinen glänzendsten zählte, vor Wien; die Hauptstadt wurde übergeben, und die französischen Bülletins ver-

kündete bereits mit der gewohnten Großsprecherei: das Haus Habsburg habe aufgehört zu regieren. Diese neue Unterjochung Deutschlands, schmachvoller als eine, weil zumeist durch deutsche Kriegsknechte des französischen Kaisers erzielt, bereitete der Königin schwere, dunkle Stunden, in denen sie ganz an der Gegenwart verzweifelte. Eine dieser Stunden gab ihr die Worte in die Feder:

„Ach Gott, es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade: Germania!"

Gleichwohl hielt selbst ihr leidender Gesundheits-Zustand sie nicht ab, sich eifrig mit den Königsberger Schulanstalten zu beschäftigen. Sie lud oft den neu angekommenen Schüler Pestalozzis, den Direktor Zeller, zu sich und besprach mit ihm diese ihr so theuere Angelegenheit. Später besuchte sie selbst wiederholt die Schulen, durch ihre Gegenwart, durch ihr Eingehen auf Alles die Lehrer und die Lernenden anregend, ja begeisternd. Und wenn sie auch für ihre Person, schwer gedrückt durch geistige und körperliche Leiden, der Hoffnung auf eine bessere Zukunft entsagt zu haben schien: sie nahm dennoch fortdauernd Theil an Allem, was irgendwie zu des Volkes sittlicher Erhebung und zur Wiedererweckung der, wie sie früher ihrem Vater schrieb,

„auf den Lorbeern Friedrichs des Großen Eingeschlafenen“ beitragen konnte.

„Haben Sie schon gehört,“ schrieb sie im September 1808, „der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der — Andern. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!“ Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, was sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die

Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"

In Folge des königlichen Befehles, von dem die Königin hier schreibt, die Königin — wie Hippel, der Konzipient des „Aufrufes an mein Volk" so treffend sagt — „mit ihrem reinen, klaren, voll Sehergabe in die Zukunft schauenden poetischen Gemüthe;" in Folge dieses Befehles errichtete das erste ostpreußische Infanterie-Regiment den 24. September 1809 in Königsberg die feierlich geweihten Gedächtnißtafeln der ruhmreich gefallenen Kameraden an der heiligen Stätte.

Das ganze Regiment marschirte dazu gegen neun Uhr Vormittags mit Gewehr und fliegenden Fahnen auf dem Schloßplatz im Viereck auf. Die Tapfern, welche sich in den letzten Feldzügen das Ehrenzeichen erworben, marschirten an diesem ihrem Ehrentage ohne Gewehr auf dem rechten Flügel jeder Compagnie. Sie

wurden unter Präsentirung des Gewehrs durch einen Offizier jeder Compagnie nach der Mitte des Platzes geführt, hier dem ganzen Regiment vorgestellt, namhaft gemacht und zum Beispiel empfohlen. Der Auditeur des Regiments sprach einige darauf bezügliche Worte, rief sodann die 23 verdienten Krieger auf und gedachte bei Jedem der Verdienste, für welche er mit dem Ehrenzeichen geschmückt wurde. Unter Rührung der Spiele und Senkung der Fahnen präsentirte das Regiment abermals; die gefeierten Krieger wurden durch einen Stabs-Offizier und unter Begleitung derjenigen Offiziere, welche sie vorgestellt hatten, die Front des Regiments entlang, bis vor den ersten Zug geführt. In diesem Augenblick erschien der König mit den Prinzen, ließ die Helden des Tages herantreten und sich von jedem Einzelnen erzählen, wodurch er das Ehrenzeichen verdient hatte.

Danach begab sich das Regiment in die Schloßkirche. Der König, die Prinzen und sämmtliche Generale wohnten dem Gottesdienste bei. Auch die Königin wäre gern erschienen; aber der Arzt hatte dagegen Einspruch gethan.

In der Kirche nahmen die gefeierten Krieger die Sitze zu beiden Seiten des Altars ein. Neben dem Altare wurden die von dem Maler Weber sinnig gezeichneten Gedächtniß-Tafeln aufgestellt, unter Lorbeerbäumen. Der damalige Feldprediger Wenzky, ein geborener Pom-

mer, hielt eine den Sinn dieses kriegerischen Festes deutende Rede. Voll Freimuth schilderte er die durchlebten und durchlittenen Zustände und rügte mit patriotischem Eifer jene Treulosen: „die herzlos und feige, ihrer eigenen Ehre und genossener Wohlthaten uneingedenk, eidbrüchig ihre Fahnen verließen und sich selbst brandmarkten, indem sie das Heil ihres Vaterlandes preisgaben. Sodann aber kam er um so freudiger auf das treue, ehrenvolle Verhalten dieses Regiments und besonders jener ausgezeichneten Krieger, die er an den süßen Lohn ihres eigenen Bewußtseins erinnerte und dabei auch der frühern Thaten des alten Regiments und der vielen Siege seiner beinahe 200 Jahre hindurch erhaltenen Fahnen gedachte. Zum Schluß pries er die Kraft des Glaubens, die allein den wahren Muth erzeuge zur Zeit der Gefahr, allein zu Heldenopfern begeistern könne."

Die durch die Geschichte der jüngsten Vergangenheit nur zu traurig bekundete Wahrheit der Worte Wenzkys schien aber doch Manchen der Zuhörenden zu verletzen. Denn einer der Offiziere, vielleicht ein sich getroffen Fühlender, vergaß sich so weit, daß er ziemlich laut: „Verwünschter Pfaffe!" murmelte.

Dagegen der Wahrheit liebende, andächtige König hatte sich durch diese Rede tief erbaut gefühlt. Er beauftragte nach der Parade den Kommandeur, dem wackern Wenzky seinen, des Monarchen, vollen Beifall mit der ausgezeichneten Predigt in den gnädigsten Ausdrücken

zu erkennen zu geben, und wie leid es ihm gethan, daß die Königin durch Krankheit verhindert worden, gleichfalls Zuhörerin zu sein.

Am nächsten Morgen bringt ein Hoflakai ein eigenhändiges Schreiben von der Königin an Wenzky: sie bittet sich die gestrige Predigt von ihm aus. Der König habe ihr davon gesagt, und sie wünsche sich gleichfalls daran zu erbauen. — Aber Wenzky hatte seine Rede nur flüchtig auf's Papier geworfen, und er war eben dabei, dieses Konzept seinem greisen Vater, einem Landpfarrer in Pommern zuzuschicken. „Lieber Vater", hatte er schon auf die letzte Seite des letzten Blattes geschrieben, „da ist die gestern von mir gehaltene Predigt, in der ich, wie Du lesen wirst, die Gefühle meines pommerschen Herzens wieder einmal habe laut werden lassen und so manchem — — unverhohlen kund gegeben."

Wenzky meint: es gezieme sich, die Predigt erst in's Reine zu schreiben. Doch der Lakai sagt ihm: Ihre Majestät habe ihm eingeschärft, die Predigt ja gleich mitzubringen. So entschließt sich Wenzky kurz und händigt sein Konzept, wie es ist, dem Lakaien ein, mit den Worten: „Es stehen da zuletzt einige Zeilen an meinen alten Vater. Aber ich will sie nicht ausstreichen, sonst könnt' es scheinen, als hätt' ich Etwas von dem gestern Gesprochenen gelöscht."

Noch denselben Tag erhält er das Konzept wieder zurück mit der huldreichsten Danksagung der Königin:

er möge es nun, wie er Willens gewesen, an seinen alten Vater schicken. Und kurze Zeit darauf wurde der treue Feldprediger durch die Versetzung in eines der einträglichsten Pfarrämter der Provinz überrascht. —

Am 4. October gab die Königin einem Prinzen das Leben. Er wurde im November auf den Namen des Markgrafen Albrecht getauft. Doch der diese Taufe vollziehende Geistliche war in seiner Einleitung zu dem Sakramente nicht so erbauend, als der in der Kraft des Glaubens predigende Wenzky. Die Taufworte schienen ein Erguß der damaligen schaalen Aufklärerei zu sein. Der Geistliche vermied es geflissentlich, von einem durch den Sohn in den Bund mit Gott aufzunehmenden Taufkinde zu sprechen, sondern redete nur immer von dem gegenwärtigen „jungen Menschenwesen" und deutete die Taufe nicht im Sinne des Evangeliums, sondern nach seiner flachen Ansicht nur als „eine Einweihung in das Dasein."

Die Königin betrübte sich in tiefster Seele über diese zu jener Zeit noch für aufgeklärt geltende Entheiligung des Sakramentes, das für ihren evangelischen Sinn eine Offenbarung des Geistes Gottes und ein Siegel seiner Verheißungen war. Zur Beruhigung ihres gläubigen Mutterherzens ließ sie sich aus den evangelischen Bekenntnissen erklären: daß des Taufenden Würdigkeit oder Meinung nichts zu der Taufe thue, daß die Kraft des Sakramentes ausgehe von dem starken Gott, der

es eingesetzt, nicht aber von dem schwachen Menschen, der es verrichte. Doch wurde ihr das eine neue Mahnung, nicht müde zu werden in ihrem Wirken für die religiöse Erhebung des Volkes. „Weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken!" Das wurde ihr immer klarer, und in ihrem lebendigen Gefühle Gottes wurde sie die still waltende und wartende Gärtnerin jedes edlen Keimes, jeder auf die treibende Kraft des wieder erwachten Glaubens hindeutender Saatspitze.

So besuchte sie wenige Tage vor ihrer Abreise nach Berlin das als Mustererziehungsanstalt im Sinne Pestalozzis von Zeller eingerichtete Königsberger Waisenhaus. Mit ihr der König und die ganze königliche Familie. Zwei Stunden waren zur Besichtigung der Anstalt bestimmt. Aus den zwei Stunden wurden mehr als vier, und Luise nahm das Gefühl mit: daß hier einer der Grundsteine zur Erbauung einer bessern Zukunft gelegt worden sei. Der König erklärte sich, wie die Denkschrift auf den damals mit Wahrnehmung des öffentlichen Unterrichts betrauten Staatsrath Nicolovius bekundet, nun öffentlich für die Sache, ordnete Alles zu ihrer Förderung an und machte das, was er so lange nur auf Treu' und Glauben geduldet hatte, zu seiner eigenen Angelegenheit. Die Königin ließ Nicolovius rufen und sagte ihm Lob und Dank dafür, daß er das Werk Pestalozzis mit so viel Eifer und Liebe gefördert habe. Denn das Unternehmen hatte klein angefangen,

hatte durch viele böse Gerüchte gehen müssen. Aber Nicolovius trieb es mit heiterer Zuversicht. Und die hatte ihn bei allem Widerspruch und aller Kälte Anderer nicht zu Schanden werden lassen. Bald war das Werk gewachsen, und selbst die Laien begannen, an eine Verbesserung der Volksschulen und an gesegneten Erfolg für das gesammte Vaterland zu glauben.

Pestalozzi, der schlichte, freie Schweizer, der „das Volk liebte, weil er Gott fürchtete, und der den Bettelkindern Vater wurde um des Sohnes Gottes willen" — Pestalozzi fühlte sich begeistert in dem Gedanken, daß seinem Werke auf das Anklopfen der Königin das Thor der Zukunft durch den König aufgethan worden.

„Mein Vater im Himmel" — schrieb Pestalozzi an den ihm innig befreundeten Nicolovius — „der mein Werk rettet, hat es jetzt auch dem Herzen Deines Königs nahe gebracht. Ich hoffte mein Leben hindurch auf einen König, dem die Kraft des Menschenherzens gegeben wäre, aus der das Heil der Menschen kommt. Ich fand ihn nicht. Seine Zeit war noch nicht da, jetzt ist sie gekommen. Er ist da, er ist gefunden. Du hast ihn gefunden, er hat Dich gefunden, und Du machst jetzt, daß auch ich ihn finde und ihm nicht mit eitlem Worte, sondern mit der Thatsache beweise, was die Kraft eines festen Willens selbst in der tiefsten Niedrigkeit einem armen Manne möglich gemacht hat. Er warf sein Auge auf mich, weil ihm Gott fühlen gemacht, was

ein König mit diesem Willen vermag. Du bist ihm jetzt persönlich nahe. Dein Loos ist Dir an einem schönem Orte gefallen. Mag es mit Dornen bestreuet sein; Du verehrst den ewigen König, der eine Dornenkrone trug, und der, dem Du auf Erden dienst, trägt auch eine solche. Ich träume mir jetzt Friedrich Wilhelm als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr, als je bedarf."

In einem andern Briefe an Nicolovius schreibt Pestalozzi: „Durch die Gnade Deines Königs, mir einige junge Leute auf drei Jahre zu senden, fühle ich mich in einer Lage, die ich mein Leben hindurch suchte, aber nicht zu erreichen glaubte; nämlich die richtigen Grundsätze vom Staat aus organisirt oder wenigstens vorbereitet zu sehen. Der Gedanke, mein Scherflein hierzu beitragen zu können, versetzt mich in eine neue Welt, in deren Träumen der Anschauung ich beinahe vergesse, daß ich alt bin und bald sterben muß. — O Freund, und Ihr Edlen Alle, die Ihr neben ihm am wichtigsten Ruder des Staates, an der Bildung der Bürger in einem edlen und hohen Sinne arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, so klein er an sich ist, die ganze Masse des ungesalzenen und schmacklosen Zeit- und Regierungs-Einflusses auf die Menschenbildung göttlich durchsäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und Freunde,

Ihr strebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennt, Ihr könnt nur dadurch menschlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande seid."

Der König sprach es offen aus, daß er gesonnen sei, das Wohl und Gedeihen seiner Länder hauptsächlich auf die sorgfältig geleitete Entwickelung der geistigen Kräfte zu gründen. Der oberste, schöpferische Gedanke dabei war, wie Stein ihn ausgesprochen hat: „einen sittlichen, religiösen vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und Nationalsinn einzuflößen."

Und die Königin Luise war — das bekundet ein mit den Verhältnissen tief Vertrauter — sie war „das belebende Prinzip dieser Idee, von welcher seitdem alle Bestrebungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und Volksbildung, unbeirrt durch die Warnung eines welterfahrenen Dichters: „der edle Pädagog werde sich Rebellen erziehen", getragen worden sind. Bei dem Tode Friedrich Wilhelms III. standen 6 Universitäten, 120 Gymnasien, eine noch größere Zahl Real- und höherer Bürgerschulen, 38 Schullehrer-Seminarien und gegen 30,000 Volksschulen in voller Wirksamkeit. Der sechste Mensch in Preußen war ein Schulkind."

Aber freilich verstand die Königin den Geist, in dem Pestalozzi lebte und wirkte, anders, als so Viele, die sich seine Nachfolger nannten. Sie kannte Pestalozzis

Wort: „daß die Freiheit tausend Wunder wirke, die Religion aber im Stillen tausendmal tausend!“ Und Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz Pestalozzi sprach, schildert ihn ohne Zweifel im Einklange mit der Mutter, indem er von ihm sagt: „Der Geist, in dem Pestalozzi lebte und wirkte, war der des sittlichen Ernstes, der Demuth, der selbstverleugnenden Liebe, dieser christlichen Tugenden, welche er, von einem Höheren getrieben, sein ganzes Leben hindurch übte, wenn gleich ihm die klare Erkenntniß der Quelle, aus welcher er die Kraft schöpfte, erst in späteren Jahren aufging. Denn aus seinem eigenen Munde vernahm ich von ihm das Bekenntniß, daß er im Christenthum allein die Beruhigung für seine letzten Lebenstage gefunden habe, die er früher auf falschem Wege vergeblich gesucht.“ —

Die Königin war seit ihrer Rückkunft von Petersburg voll Sehnsucht nach Berlin. Im August schrieb sie: „Erlaubt es meine Gesundheit, so gehen wir den 12. nach Pillau. Ging es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht' ich jetzt zieh'n; es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt, und nach meinem Charlottenburg!“

Gleichwohl sah sie die endlich auf den 15. Dezember bestimmte Abreise nach Berlin mit einer gewissen bangen Traurigkeit herannahen, und sie konnte sich selbst keine Rechenschaft von dem geben, was sie so tief innerlich bewegte. „So werde ich denn bald wieder in Ber-

lin sein, schrieb sie, und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch Alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen: ich hoffe, es soll anders werden."

Die ganze Reise des Königs und der Königin von Königsberg nach Berlin sah einem Triumphzuge ähnlich, denn aller Orten auf dem Wege war ihnen der froheste und rührendste Empfang bereitet. Den Vorabend ihrer Ankunft und die letzte Nacht brachten sie in Freienwalde zu und empfingen schon da die Huldigungen der Deputirten der Ritterschaft und der Kurmark. Am nächsten Morgen brachen sie nach der Hauptstadt auf. Schon eine Meile vor Berlin, in dem Dorfe Weißensee, wurden sie von Deputirten des Magistrats und der Stadtverordneten, von berittenen Corps der Bürgerschaft und andern Getreuen bewillkommnet, die dem geliebten Königs-Paare bis dahin entgegen geeilt waren. Junge Mädchen streueten Blumen vor den Heimkehrenden her bis an die Thür des zu ihrer Aufnahme festlich geschmückten Hauses; sie überreichten dem König und der Königin auf grünem goldverzierten Kissen ein Gedicht, eine

Verkündigung der Gefühle, die an diesem langersehnten Tage ganz Berlin durchdrangen und jeden mit der Freude des Wiedersehens beseelten.

In Weißensee wurde ein Frühstück eingenommen. Sodann setzte sich der König zu Pferde, die Königin aber stieg mit der ältesten Prinzessin, Charlotte, mit ihrem dritten Sohne, dem Prinzen Karl, und ihrer Nichte, der Prinzessin Friederike, in den neuen Wagen, den die Berliner Bürgerschaft ihr als Zeichen ehrfurchtsvoller Huldigung dargebracht hatten. Die Königin liebte die Lilafarbe; es war bekannt: so wurde dieses Blau zur Verzierung des Wagens benutzt, und sogar die Geschirre der Pferde trugen die Blüthenfarbe der blauen Schwertlilie.

Es war am 23. Dezember, also gerade an dem Tage, an welchem sechzehn Jahre vorher in der nämlichen Stunde die Königin als Braut ihren festlichen Einzug in Berlin gehalten hatte!

„Es war ein schöner Wintertag — berichtet ein Augenzeuge dieses zweiten Einzuges — als die Straßen Berlins gefüllt von Denen waren, welche ihren König und ihre Königin erwarteten. Das Militair und die Bürgergarde hatte vom Bernauer (jetzt Königs-) Thore bis zum Schlosse hin Spalier gezogen, und ein frohes Volk, endlich zufrieden gestellt, jubelte in den Straßen umher. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags verkündigten Kanonenschüsse und das Läuten aller Glocken, daß

Friedrich Wilhelm und Luise sich den Mauern Berlins näherten, und bald hörte man das tausendfach wiederholte Lebehoch des Volkes.

Da kam er über die lange Brücke geritten, der vielgeprüfte Herrscher: er trug die Uniform seiner Garde, mit einem Czako auf dem Kopfe; saß auf einem braunen Pferde und dankte fortwährend den zuströmenden Grüßenden. Sein Gesicht drückte Nachdenken aus, und sein Auge glänzte vor Rührung, wenn er sein getreues Volk anblickte.

Die Königin, in dem neuen Wagen, folgte dem Könige und neigte sich freundlich dem jauchzenden Volke entgegen. Der König und die Seinen waren endlich wieder in Berlin, und der Tag ihres Einzuges ein Festtag. Am Abend Erleuchtung der Stadt und allgemeine Zufriedenheit."

Rührend war ihr Wiedersehen des Herzogs, ihres Vaters, der sie in ihrem Palais bei dem Aussteigen aus dem Wagen empfing. Der Augenblick, als die Königin inmitten ihrer Kinder ihrem Vater die Hand küßte, und er sie in seine Arme schloß, wäre würdig gewesen, von einem großen Maler aufgefaßt und dargestellt zu werden. In den Zügen der Königin und in ihren schönen Augen lag der treue, warme Ausdruck kindlicher Liebe und Hingebung.

Ergreifend auch war ihre Wiedervereinigung, nach einer so langen und trüben Abwesenheit, mit den Per-

sonen der königlichen Familie, welche unter so widrigen Umständen die Hauptstadt nicht verlassen und dadurch manche ihrer Leiden gemildert hatten; ergreifend ihr Wiedersehen der königlichen Schwestern, der Prinzessin von Oranien und der Kurprinzessin von Hessen, welche so harte Schläge des Schicksals erduldet und mit einer seltenen Ergebung und Würde alles Drangsal der Zeit in Berlin bestanden hatten.

Der alte Heim, der Leibarzt der Prinzessin Ferdinand, schrieb am 23. Dezember in sein Tagebuch:

„Heute war die ganze Stadt in Bewegung. Gegen 2 Uhr Nachmittags kam endlich unser guter König mit der Königin nach einer Abwesenheit von drei Jahren und zwei Monaten wieder hier an. Beim Kaufmann Nitze sah ich nebst meiner Familie den ganzen Einzug und das Strömen so vieler jubelnden Menschen mit an. Mir war das Weinen näher als die Freude. Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet. Mittags speisten der König und die Königin beim Prinzen Ferdinand. Als ich Abends dahin kam und auf dem Flur stand, kam die Königin an mir vorüber, gegen welche ich mich tief verbeugte. Sie war schon mehrere Schritte weiter gegangen, als sie mich erkannte, wieder umkehrte und mir die Hand reichte, indem sie fragte, wie es mir ergangen sei. Gleich darauf kam auch der König, erkannte mich, gab mir die Hand und bezeigte sich sehr gnädig und freundlich gegen mich. — Die Prinzessin

Luise war sehr ernst, weinte, und auch mir standen die Thränen in den Augen." —

Ein dritter Zeitgenosse, der Baron de la Motte Fouqué, schreibt: „Nachdem wir nun endlich die verehrte königliche Familie wiederum in unserer Mitte sahen, ward es auch mir zu Theil, noch einmal des Anblicks unserer engelschönen Königin gewürdigt zu werden. Es war in Berlin, wo sie im Theater erschien, an der Seite ihres erhabenen Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch die himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete. Ob vielleicht in ihrer holden Seele die Ahnung webte: sie werde nicht lange mehr des schwer geprüften Helden tröstende Geleiterin sein? — Eins weiß ich. Als sie nach zu jener Zeit üblicher Sitte beim Fortgehen die Versammlung mit gnädiger Neigung begrüßte, empfand ich tief und sprach es auch auf dem Heimgange durch die dunklen Straßen zu meinem Freunde aus: „Wohl hab' ich mitunter gemeint, wir Preußen könnten ruhig unser Kriegsunglück ertragen, uns nun im Frieden wenden auf Kunst und Wissenschaft, etwa wie es der große Friedrich sich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht bei Molwitz verloren gegangen wäre für ihn. Aber jetzt nicht also! Jene engelklaren Augen wurden mit Thränen getrübt durch Buonaparte. Geweint haben sie um unsern Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsere Siege!" — Ach,

so gut sollte es uns nicht werden! Noch eh' uns die Tage des Errettungs-Krieges aufgingen, ward die Königin Luise abgerufen aus dieser leidenvollen Welt in die ewige Herrlichkeit!"

Sollte doch schon die allgemeine Freude der Heimkehr nicht lange ungetrübt bestehen. Von Paris aus ergingen die rücksichtslosesten Mahnungen an die rückständige Zahlung einer unerschwinglichen Kriegssteuer, und es wurde bald bekannt, daß Napoleon mit einer Executions-Armee drohte, welche das Land besetzen sollte.

Besonders das nächste Frühjahr, die Zeit, in welche der Geburtstag der Königin fiel, war eine sorgenvolle. Sie bedurfte der höchsten Selbstüberwindung, um an diesem festlichen Tage ihre Fassung zu behalten und sogar Heiterkeit zu zeigen. Denn ihre Seele war voll trüber Ahnungen; sie fürchtete, daß durch eine Willkür, der Alles möglich geworden zu sein schien, der König seinem Volke entrissen werden würde, und in diesem traurigen Gedanken sagte sie mitten in der Feier des Tages zu einigen Personen:

„Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere." —

Ihre Gesundheit wankte wiederholt. Dazu kam noch, daß in dem ersten Frühjahr-Monat 1810 die Prinzessin Luise, eines ihrer geliebten Kinder, gefährlich krank wurde. Und kaum war die Prinzessin auf dem

Wege der Genesung, da überfiel die Königin ein gefährlicher Husten, sie mußte mehrere Tage das Bett hüten, und Brustkrämpfe verschlimmerten ihren Zustand.

Nächst den peinigenden Sorgen um die Angelegenheiten des Königreiches äußerte sie besonders die zärtlichste Mutterliebe für ihre Kinder. Vorzüglich beschäftigte sie der Gedanke an die Zukunft des Kronprinzen und ihrer ältesten Tochter, der Prinzessin Charlotte. Indem Beide die Grenzen der Kindheit zu überschreiten begannen, erregten sie in höherem Grade ihre mütterliche Theilnahme und Vorsorge, so wie jeder Keim des Guten und Schönen, welchen sie in ihnen entwickeln sah, ihre Seele mit Freudigkeit erfüllte. Es war, als ob sie in einem Vorgefühle ihres nahen Dahinscheidens erst noch die ganze Tiefe ihres Mütterherzens über die geliebten Kinder ausschütten wollte.

Mit dem Eintritt der milderen Jahreszeit besserte sich die Gesundheit der Königin. Gegen Ende des Monats April zog sie nach Potsdam, wohin der König sich schon früher begeben hatte. Der Aufenthalt dort stärkte sie so, daß ihre Kräfte wieder aufzublühen schienen: ihr Aussehen gewann wieder die Frische der Gesundheit.

Bevor sie von Berlin nach Potsdam ging, empfing sie an dem in diesem Jahre spät fallenden Osterfeste das Abendmahl in der Nicolaikirche aus den Händen ihres Beichtvaters, des Probstes Ribbeck. In ihrer Seele war an diesem Tage und in den Tagen, die dem

Sakrament des Altars vorangingen, ein solches Entschwinden alles Irdischen, eine solche Verklärung, verbunden mit einer solchen Liebe zu der Gemeinschaft der Christen, die dieses Abendmahls mit ihr theilhaftig wurden, daß es im recht eigentlichen Sinne, seiner göttlichen Einsetzung gleich, ein wahres Abschieds- und Liebesmahl geworden ist. —

Napoleon drang immer ungestümer auf die Zahlung der rückständigen Kriegssteuer. Die laufenden Einkünfte des von dem Krieg erschöpften, durch die lange französische Besatzung ausgesogenen Staates vermochten solche nicht abzuwerfen, die Versuche von Anleihen mißlangen, und Napoleon, der Preußen schon mit einer Executions-Armee bedrohte, ließ die Zumuthung nach Berlin ergehen: „daß man der ganzen Schuldenlast durch Abtretung eines angemessenen Landestheils zur Vergrößerung des Königreichs Westphalen auf die leichteste Weise ledig werden könne."

Wirklich führte der damalige Finanzminister Altenstein aus: „die Abtretung Schlesiens sei das einzige Heilungsmittel aus der Noth." Doch der König und die Königin wiesen dieses angeblich letzte Mittel mit Unwillen zurück. Sie wandten sich an den ehemaligen Cabinets-Minister Freiherrn von Hardenberg. Die Königin besprach sich mit ihm in Gegenwart der Frau von Berg, und am 10. Juni 1810 berief ihn der König, der ihn insgeheim in Breslow und auf der Pfaueninsel

empfangen hatte, zur Würde eines Staats-Kanzlers, stellte ihn an die Spitze der gesammten Verwaltung. Altenstein trat zurück, und es gelang Hardenberg, Preußen einstweilen mit Napoleon zu verständigen und in Frieden zu erhalten, aber unterdessen die Staatskräfte zu wecken und anzusammeln, bis die Zeit komme, da auch der Kaiser der Franzosen seinen nicht auf die Grundveste des Rechts gebaueten, sondern nur durch den blutigen Kitt der Schwertgewalt zusammengehaltenen Riesenbau wieder einstürzen sehen werde.

Und sie kam, diese Zeit der glorreichen Wiederauferstehung Preußens. Aber die Königin, die sie im Geiste vorausgesehen, die so viel dafür gethan hatte, daß dieser Ostermorgen der Befreiung Deutschlands ihr Volk wach und auf seinem Posten finde — die Königin Luise sollte dieses Auferstehungsfest ihres Preußens nicht erleben, sollte während der Passionszeit sterben.

Es war seit Jahren ihr innigster Wunsch gewesen, ihren geliebten Vater, den Herzog, in Strelitz zu besuchen. Seitdem sie Preußen angehörte, hatte sie, wie sie sich ausdrückte, nur einmal unter dem väterlichen Dache geschlafen, und das auf einen traurigen Anlaß Es war im Monat September 1803, als sie eine kurze und schnelle Reise nach Ludwigslust machte, um die damals lebensgefährlich erkrankte Erbprinzessin von Schwerin, die Großfürstin Helena von Rußland, zu besuchen. Die liebenswürdigen Eigenschaften dieser Fürstin, welche

Luise bei einem Winteraufenthalt in Berlin kennen gelernt, hatten ihre ganze Zuneigung gewonnen, und auch die Großfürstin hatte sich so zu ihr hingezogen gefühlt, daß sie, als sie sich dem Tode nahe glaubte, ausdrücklich verlangte, die Königin noch einmal zu sehen.

Auf der Rückreise von Ludwigslust waren der König und die Königin in Hohen-Zieritz, wo Luise später der Erde entrissen werden sollte, einen Tag bei dem Herzog zum Besuch geblieben. Strelitz aber hatten sie nur auf der Durchfahrt berührt, und die Königin sehnte sich danach, diese Hauptstadt ihres Vaters einmal näher kennen zu lernen.

Schon im Jahre 1806, als sie von Pyrmont zurückgekommen war, hatte sie sich einen Ausflug nach Strelitz vorgenommen, und es war dazu die Zeit, in welche der Geburtstag des Herzogs fiel, der Anfang des Monats October vorherbestimmt worden. Doch es war anders beschlossen; sie sollte durch große und schwere Prüfungen gehen, bevor sie ihren Vater wiedersehen sollte, mit dem sie zuletzt in Pyrmont zusammengetroffen war. Der Monat October 1806 hatte sie nicht in die Arme ihres Vaters, sondern an die Gränzen ihres Reiches geführt.

Endlich aber war die Königin nach so vielen ausgestandenen Leiden wieder in der Nähe ihres geliebten Vaters, und der lebhafte Wunsch einer Reise nach Strelitz erwachte von Neuem in ihrem Herzen. Auch

ihre geliebte Großmutter, die verwittwete Landgräfin Georg von Hessen-Darmstadt, lebte dort bei dem Herzog, ihrem Schwiegersohn. Die Königin hatte sie seit dem Jahre 1806 nicht gesehen, denn die ehrwürdige Greisin war durch ihr hohes Alter abgehalten worden, bei dem Empfange des Königs und der Königin in Berlin gegenwärtig zu sein. So war die Reise nach Strelitz für Luise eine doppelte Herzens-Angelegenheit. Um die Mitte des Juni wurde der feste Entschluß dazu gefaßt, und die Abreise auf den 25. desselben Monats bestimmt. Die Königin sollte acht Tage hindurch in dem Hause ihres Vaters das reinste Familienglück genießen, und auch der König versprach, ihr dorthin nachzukommen.

Voll Freude darüber, sprach sie ihre Gefühle in den Briefen an ihren Vater mit wahrhaft kindlicher Fröhlichkeit aus. Sie konnte den Tag ihrer Abreise gar nicht erwarten; endlich erschien er: es wurde verabredet, daß der König drei Tage nach ihr reise, und daß er sich dann mit ihr und der herzoglichen Familie sogleich von Strelitz nach Hohen-Zieritz begebe, auf das Lustschloß des Herzogs, dessen schöne Lage dem König sehr gefallen hatte.

Den 25. Juni Morgens reiste Luise von Charlottenburg ab, sie fuhr über Oranienburg nach Fürstenberg, dem ersten Grenzort der Strelitzschen Lande. Dort waren der Herzog, ihr Vater, ihre jüngste Schwester und ihre

beiden Brüder zu ihrem Empfange bereit. Sie war auf der Reise dahin seelenfroh. Aber sobald sie an die mecklenburgischen Grenzen kam, wich ihre strahlende Heiterkeit einem auffallenden Ernste, und bald wurde sie von einer sichtbaren Wehmuth ergriffen, nicht anders, als ob ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinscheidens ihre Seele durchwehe und sie um so mächtiger bewege, je inniger sie die Bande der Liebe fühlte, die sie an diese Erde fesselten.

Die Anwesenheit der herzoglichen Familie in Fürstenberg war eine Ueberraschung für sie. Als der Reisewagen dort in den Schloßhof fuhr, und sie alle ihre Lieben zu ihrem Empfange bereit stehen sah, war sie ihrer Wehmuth nicht mehr mächtig. Unter Thränen rief sie aus: „Ach, da ist mein Vater!“ eilte aus dem Wagen und in seine Arme.

Nach einem kurzen Mittagsmahle setzte sie sich mit ihrem Vater und ihren Geschwistern in einen offenen Wagen, und unter lautem Jubel der hinzuströmenden Menge kam sie nach sieben Uhr Abends in Strelitz an.

Keine glänzenden Einrichtungen waren zu ihrem Empfange gemacht — heißt es in den bald nach ihrem Tode erschienenen „Letzten Lebenstagen der Königin“, die Scheffner ihrem Bruder, dem damaligen Erbprinzen, zuschreibt. Nur Blumen und frisches Grün, die ein Jeder nach seinem Sinne anbrachte und ordnete, sollten ihr sagen, daß der Tag, der sie uns zuführe, für uns

Alle ein Festtag, ein Tag der Freude und des Glücks sei. Die Stadt, das ganze Land war voll Entzücken, die hohe Frau, die seit ihrer Wiege nicht heimisch gewesen war im väterlichen Hause, endlich einmal im Vaterlande, unter dem gastlichen Dache ihres Vaters zu begrüßen.

Am Eingange des väterlichen Schlosses erwartete die greise einundachtzigjährige Landgräfin ihre königliche Enkelin. Luise sprang aus dem Wagen in die Arme ihrer ehrwürdigen Großmutter, der treuen Pflegerin ihrer Kindheit. Sie weinten Beide heiße Thränen der Freude, aber auch der tiefsten Wehmuth.

Die Königin wollte während ihres Hierseins vor Allen ihrer Familie angehören, wollte sich fast ausschließlich in deren trautem Kreise bewegen, und es wurde daher der Stadt nur an einem einzigen Tage vergönnt, sich ihr zu nahen.

Am 27. Juni war Cour. Alles war versammelt: da trat sie herein, eine über alle Beschreibung erhabene Hoheit und Milde in ihrem Wesen. Sie sah aus wie eine Geprüfte und bewährt Gefundene, die, mit der Erde fertig, nur noch durch die Bande der Liebe daran fest gehalten wird. Ihre schönen, edlen Züge trugen das Gepräge des tiefen Leidens, und wenn sie die Augen gen Himmel schlug, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimath aus.

Als einige Damen, die sie von früher kannte, und

denen sie sich traulich näherte, sich mit Wohlgefallen über die Perlen äußerten, welche die Königin als einzigen Schmuck trug, da antwortete sie:

„Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen!" — Darauf jenes Bild des Königs, das sie als Medaillon auf der Brust trug, als ihr köstlichstes Kleinod vorzeigend, fügte sie hinzu: „Es ist das ähnlichste, das ich besitze, auch verläßt es mich nicht."

Eine Jugendfreundin, die durch körperliche Leiden verhindert war, öffentlich bei Hofe zu erscheinen, ließ sie einladen, am Vormittage zu ihr zu kommen, und empfing die alte Bekannte mit der ihr eigenthümlichen Treuherzigkeit. Alles, was die hohe Frau in dieser vertraulichen Unterredung mittheilte, beweist, daß sie als eine Heldin aus allen Leiden und Kämpfen hervorgegangen ist, und daß unverschuldetes Unglück wohl ihre Gesundheit zerstören, ihr Leben abkürzen konnte, aber nicht ihren Geist dämpfen, ihre Seele erniedrigen.

Den Tag darauf, den 28. Juni, kam der König. Sie empfing ihn mit der höchsten Freude — mit der letzten ungetrübten Freude ihres Lebens. Sie äußerte wiederholt, wie glücklich sie sich fühle, im Hause ihres Vaters, als Prinzessin von Mecklenburg, ihren Gemahl zu empfangen.

Die Familie war in den Zimmern des Herzogs beisammen. Man ging, um die Schloßkirche zu besehen, und Luise, die mit ihrem Bruder allein blieb, rief in der Wonne ihres Herzens: „Lieber Georg, nun erst bin ich ganz glücklich!“ Sodann setzte sie sich an ihres Vaters Schreibtisch und schrieb auf ein Blatt Papier die Zeilen:

„Mon cher père,

Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille, et comme l'épouse du meilleur des époux!

Neu-Strelitz, ce 28. Juin 1810. Louise.“

(Mein lieber Vater!

Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!)

Es waren die letzten Worte, die sie schrieb. Eine Reliquie, heilig gehalten von ihrer Familie!

Wohl widerstrebt es dem deutschen Sinne, daß die edle deutsche Frau und Königin ihre heiligsten Gefühle in einer fremden und nicht in der kräftigen, herzlichen Sprache ihres Volkes niederschrieb. Aber jenes alte Vorurtheil hatte auch noch auf ihre Erziehung gewirkt, und die lange Gewohnheit der Jugend beherrschte sie noch in reiferen Jahren. Gewiß ist es, daß sie im Geist und in der Wahrheit eine Deutsche war. Auch war ihr letzter Ausruf, mit dem sie verschied, ein deutscher — ein Wort des Lebens aus der Tiefe ihres deutschen Herzens!

Nachmittags war der König angekommen, und gegen Abend fuhren Alle nach dem Lustschlosse Hohen-Zieritz hinaus, auf den Wunsch des Königs, die Zeit seines Besuches in ländlicher Stille zuzubringen.

Dort kam die Königin schon leidend an. Ein heftiger Katarrh hatte sie befallen, und sie fieberte bereits an diesem Abend. Den Morgen darauf klagte sie über Kopfschmerzen und Beklemmungen; doch gewohnt, nicht gleich auf ein leises Unwohlsein zu achten, erschien sie bei der Tafel, mußte sich aber Nachmittags auf ihr Zimmer zurückziehen. Gegen Abend schien sie sich wieder besser zu befinden, sie wollte die Freude ihrer Familie nicht gern stören und begab sich hinunter in den Garten, um in dem Kreise ihrer Lieben Thee zu trinken. Zum letzten Male war sie mit Allem, was ihr theuer war, froh vereinigt. Niemand ahnte den nahen, fürchterlichen Schlag, der das geliebte Haupt treffen würde.

Sie sollte am andern Morgen mit dem König, der nicht wohl einen Tag ohne sie leben konnte, nach Reinsberg fahren, und es kam ihr nicht in den Sinn, daß ihr Unwohlsein sie daran verhindern könnte: so gewohnt war sie, den Wünschen ihres „Mannes" ihre Behaglichkeit nachzusetzen. Sie hatte keinen Arzt gewollt; als sie aber am andern Morgen mit heftigem Fieber und Husten erwachte, ließ der Herzog seinen Leibarzt Hieronymi aus dem nahen Strelitz herbeiholen. Dieser

erschien und fand den Zustand der Königin so bedenklich, daß, ihrer Einwendungen ungeachtet, die Weiterreise nicht vor sich ging.

So blieb nun auch der König, in zärtlicher Sorge um die geliebte Kranke. Den Morgen darauf verordnete Hieronymi einen Aderlaß. Während dieses Aderlasses, in Gegenwart ihrer Schwester, der Prinzessin von Solms, und einer einzigen Kammerfrau, fiel sie in eine tiefe Ohnmacht, erholte sich aber bald wieder. Dies war am Sonntag, den 1. Juli. Den darauf folgenden Tag war der Zustand der Königin, die sich nach dem Aderlaß etwas erleichtert fühlte, so leidlich, daß der König, den dringende Staatsgeschäfte nach Berlin zurückriefen, Dienstag den 3. früh über Reinsberg dahin abging, mit dem Vorsatze, seine genesene Gemahlin in wenigen Tagen selbst wieder abzuholen.

Ach, er ahnte nicht, wie Alle nicht, welche die Königin umgaben, daß er die ihm so theure Gemahlin erst in ihrer Todesstunde wiedersehen sollte!

Die Krankheit schien im Laufe dieser Woche abzunehmen, das Fieber war schwächer, und der Husten minder heftig; doch blieb die Kranke ungewöhnlich matt und wurde sogar beim Aufstehen oder Wechseln des Lagers mehrmals ohnmächtig. — Da ihre Zimmer gegen Mittag lagen und daher sehr schwül waren, so trat der Herzog ihr die seinigen im untern Stocke ab. Sie mußte hinunter getragen werden, und man bettete sie

auf das Lager des zärtlich um sie besorgten Vaters, welches sie nur mit der letzten, ewigen Ruhestätte vertauschen sollte.

In ihrem Gemüth blieb die Leidende gelassen; sie ertrug ihre schlaflosen Nächte mit einer himmlischen Geduld.

Der König war auch in Charlottenburg erkrankt und verhindert selbst zu kommen. Der Leibarzt der Königin, Hufeland, war eben einem Rufe zu dem König von Holland gefolgt, und der König schickte daher den berühmten Heim, um ihm Nachricht von dem Befinden der Königin zu bringen. Dieser erachtete in Uebereinstimmung mit Hieronymi die größte Gefahr vorüber, weil sich eine starke, aber leichte Brustentleerung eingestellt hatte, und ging nach Berlin zurück, um dem König mündlichen Bericht abzustatten. Auch Hieronymi mußte ihm täglich über den Gang der Krankheit schreiben.

Doch in den folgenden Tagen wurde die Krankheit wieder heftiger, obgleich abwechselnd Augenblicke anscheinender Besserung eintraten, nur durch die große Lebendigkeit des Geistes der Königin und die Stärke ihres Gemüths herbeigeführt. Ihr Geist war in dieser Krankheit so unabhängig von ihrem Körper geblieben, daß Alles, was sie, wenn der heftige Husten ihr einige Augenblicke Ruhe verlieh, leise und abgebrochen sprechen konnte, für Diejenigen, die sie verstanden, eine solche Klarheit, Kraft und innern Zusammenhang hatte, wie in den Tagen der blühendsten Gesundheit.

Was ihrem Leben das Wichtigste war, beschäftigte sie ununterbrochen: der König, ihre Kinder und was auf die Zeit- und die Weltbegebenheiten Bezug hatte. Die Erkrankung des Königs in Charlottenburg, und daß sie nicht da sei, ihn zu warten, was sie so gern und so treu zu thun pflegte, war ihr peinlich. Sie nannte es ein trauriges Schicksal, daß sie Beide zu gleicher Zeit bettlägerig geworden, und sprach oft von der Möglichkeit, sich nach Charlottenburg bringen zu lassen. Ein Brief, den ihr der König schrieb, rührte sie so sehr, daß sie ihn auf ihr Herz legte. Sie wollte sich nicht von ihm trennen, um in jedem Augenblick der Ruhe ihn zu lesen und wieder zu lesen.

„Ach, welch ein Brief!" rief sie mehrmals. „Wie glücklich ist, wer solche Briefe erhält!"

Einen andern Brief, den ihr ihre älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, deren Geburtstag gerade während ihrer Krankheit am 13. Juli fiel, am nämlichen Tage aus Charlottenburg schrieb, und der ein reiner Ausdruck kindlicher Liebe und Verehrung war, ließ sich die Königin vorlesen. Aber er bewegte sie so, daß ihre Schwester, die Prinzessin von Solms, mit dem Lesen inne halten mußte. Und sie hat diesen Brief vor allzu großer Rührung nie ganz hören können.

Von dem Kronprinzen und ihren andern Kindern sprach sie viel, und bei jeder Nachricht, die aus Charlottenburg ankam, erkundigte sie sich mütterlich nach ihnen.

Auch von dem Andenken der übrigen Mitglieder der königlichen Familie war sie erfüllt, vorzüglich von dem der Prinzessin Wilhelm, die zur Stärkung ihrer Gesundheit nach den Bädern von Wiesbaden gereist war. Die Königin wußte, daß die Prinzessin nachher in Homburg bei ihren fürstlichen Eltern einige Wochen zu verweilen gedachte, und daß sie ihre Rückkunft nach Berlin auf den 3. August, den Tag der Geburtsfeier des Königs, bestimmt hatte. Indem Luise nun sich kränker fühlte und voraussah, daß sie bis dahin doch nicht nach Charlottenburg zurück, und auf jeden Fall keine Feier sein würde, bedauerte sie, daß die Prinzessin Wilhelm sich so bald von so lieben Anverwandten trennen sollte, ohne den Zweck ihrer Rückkehr zu erlangen. Sie ließ daher an den Prinzen Louis von Homburg, der sich in Berlin befand, schreiben und ihn bitten, doch sogleich eine Estafette an seine Schwester zu schicken mit der Nachricht, daß sie, die Königin, ihrer fortdauernden Krankheit wegen, nicht sobald nach Charlottenburg kommen werde, die Prinzessin also ihre Rückkehr nicht zu beeilen brauche.

Um diese Zeit traf die Nachricht ein von der Abdankung des Königs von Holland, des Bruders Napoleons. Die Ursachen, die ihn dazu bewogen hatten, die Besetzung Hollands durch eine französische Armee, und alle Uebergriffe der französischen Willkür waren ihr fortwährende Zeichen einer unheilvollen Zeit. Auch was

in Schweden vorging, die wachsenden Verwirrungen dort, der Aufstand in Stockholm und die Ermordung des Grafen Fersen, alle Nachrichten, die während ihrer Krankheit einliefen, beschäftigten sie lebhaft, und sie ließ sich oft die Zeitungen vorlesen. Ihr liebevolles Herz zeigte sich auch bei der Kunde von der Feuersbrunst, welche in Paris bei dem Feste des Fürsten Schwarzenberg ausgebrochen war — tief ergriff sie der mütterlich schöne, aber furchtbare Tod der Fürstin Pauline von Schwarzenberg, einer Freundin ihrer Kindheit.

Jeder Beweis von Theilnahme an ihrer Krankheit that ihr wohl. Täglich kamen Briefe aus Berlin, welche die herzlichste Sorge um sie auf die rührendste Art ausdrückten.

Ihre Schwester, die Prinzessin von Solms, wich nicht von ihr und bezeigte die größte Hingebung, sie zu warten und ihren leisesten Winken zuvorzukommen. Doch als die Königin sah, daß die Gesundheit dieser ihr so lieben Schwester unter der Anstrengung und dem Kummer wankte, da erwachte die zärtlichste Besorgniß in ihr, und sie bestimmte nun selbst alle Stunden der Ruhe, die sich die Prinzessin gönnen mußte. Auch für die Gesundheit des Herzogs, ihres Vaters, und ihrer Großmutter war sie besorgt: „Ach, wenn die Angst um mich sie nur nicht auch krank macht!“

So vergingen die Tage und die Nächte, die schlaflosen! Der Geist der Königin war fortwährend munter;



die Personen, die Nachts um sie waren, erkannten das an den abgebrochenen Fragen, welche sie zuweilen that, ja, es gab sogar Augenblicke der Heiterkeit und des Scherzes. So entstand denn bei allen Denen, die den Gang der Krankheit nicht ärztlich beurtheilen konnten, unwillkürlich die Täuschung, daß eine nahe und bedeutende Gefahr nicht vorhanden sei.

Wirklich schien auch ihr Zustand gegen Ende der Woche sich zur Besserung zu neigen, und namentlich den ganzen Sonnabend und Sonntag hindurch fühlte die Kranke sich so leicht, war selbst ihrer Genesung so freudig gewiß, daß ihre Umgebung sie schon gerettet hoffte. Aber am Montag, am 16. früh um acht Uhr, als die Königin sich eben die Zeitungen vorlesen ließ, wurde sie, Allen unerwartet, von dem heftigsten Brustkrampfe befallen, der bis um ein Uhr Mittags allen angewandten Gegenmitteln trotzte. So schwebte sie fünf ewig-lange Stunden hindurch in der äußersten Lebensgefahr. Und als der Anfall endlich vorüber war, sagte sie selbst: „daß sie geglaubt habe, ihr Ende wäre nah'!"

Und es war nah', das schmerzenreiche Ende der Vielgeprüften! Hieronymi erkannte einen organischen Fehler im Herzen für die Wurzel dieses sonach unheilbaren Uebels. Er bereitete den alten ehrwürdigen Vater auf den drohenden Verlust der geliebten Tochter vor, und der Herzog sandte Eilboten an den König, daß er seine Ankunft, die erst auf Freitag angesagt war, be-

schleunige. Am Dienstag langte Heim von Berlin wieder an: mit ihm kamen auf Befehl des Königs der Generalarzt Görcke und der Wundarzt Schmidt. Auch diese, sobald sie den Zustand der Königin beobachtet hatten, erklärten sich mit Hieronymi einverstanden: daß diese krampfhafte Steigerung der Krankheit nach dem Ermessen der Wissenschaft nur einen Ausgang habe — den Tod.

Die Königin blieb sich gleich: sie war geduldig in ihren furchtbaren Schmerzen, und so oft sie einige Linderung fühlte, dankte sie Gott mit kindlich frommem Sinn. Nur über eine unbeschreibliche Mattigkeit klagte sie, seufzte zuweilen auf und rief: „Luft! Luft!"

Die Hinfälligkeit aller Erdengröße, welche Luise schon in gesunden Tagen erfahren hatte, durchdrang sie noch erschütternder auf ihrem Krankenlager.

„Ich bin Königin," sagte sie, „aber meinen Arm kann ich nicht bewegen!"

Bei ihrer großen Sehnsucht nach dem König hatte sie es noch so lange gefunden bis zum Freitag, und sie vernahm nun mit Entzücken die Meldung seiner frühern Ankunft.

So kam die Nacht von Mittwoch auf den Donnerstag — ihren Sterbetag. Alle irgend nur erdenklichen Mittel waren aufgeboten worden, um dem Krampfanfall zuvorzukommen, sie hatten wirklich einige Linderung bewirkt, und wenn man die Klarheit sah, die das Auge der Königin noch hatte, ihre Ruhe, obwohl ihr das Ath-

men schon schwer und immer schwerer wurde, so war es unmöglich, an ihr nahes Ende zu glauben.

Die Nacht fing ziemlich gelinde an. Die ganze Familie war wach geblieben. Nur der alte Vater hatte sich auf den Wunsch des Arztes, der für des Herzogs Gesundheit fürchtete, niedergelegt — nicht zum Schlafen, nur zur Ruhe der müden Glieder, und nicht ohne den dringenden Befehl, ihn zu rufen, so bald der Zustand der Königin sich wieder verschlimmere.

Gegen Mitternacht wurde die Kranke unruhig. Die Brustbeklemmungen traten wieder ein; man hörte die Leidende noch öfter seufzen: „Luft! Luft!“ Heftig fiebernd verlangte sie häufig zu trinken und ächzte leise. Ihre Schwester fragte, ob sie Schmerzen fühle.

„Ach nein,“ war die leise Antwort. „Ich bin nur sehr matt, und wenn die bösen Krämpfe kommen, ist mir so, als sollte ich ausbleiben.“

Nach zwei Uhr ließ sie Heim rufen: er solle ihr helfen von ihrer Beklemmung.

In dieser schweren Nachtstunde war es, wo sie zu Heim sagte: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König und meinen Kindern stürbe!“

Nur an ihre Lieben dachte sie, nicht an sich selbst, nicht an den Schmerz, Alles, was ihr theuer war, zu verlassen und in der Blüthe des Lebens dahin zu scheiden. Sie sprach von dem König, der morgen ankom-

men sollte, und beklagte, daß er sie so krank finden würde. Dann seufzte sie: „Wenn es nur erst Tag wäre!“ — fragte: wieviel Uhr es sei, ob die Sonne noch nicht bald aufgehen werde, und ob es ein trüber oder ein heller Tag werden würde. Man sagte ihr: da der Frühhimmel mit Wolken umzogen sei, so werde es wohl einen trüben Tag geben, und sie, sonst so gern in der „lieben Sonne“, war sehr froh darüber, weil ein kühler Tag ihr Kühlung in ihrer Fieberglut zu versprechen schien.

Gegen drei Uhr früh rief man den Herzog, wie er es befohlen hatte, und als er hörte, wie sehr sich das Befinden der Königin verschlimmert, sagte er betend: „Herr, Deine Wege sind nicht unsere Wege.“

Etwa eine Stunde später traf der König mit seinen beiden ältesten Söhnen ein. Es war ein trüber Morgen, der Himmel voll Regenwolken. Heim meldete der Kranken die Ankunft des ersehnten Gemahls.

Welche Freude — die letzte für die Sterbende, ihren Mann und ihre Kinder wiederzusehen. Aber der König hatte schon durch die Aerzte die Gewißheit des nahen Todes der Königin erhalten: er schien wie zermalmt vom Schmerz. Alles, was er bis dahin vom Schicksal hatte erdulden müssen, lag gleichsam weit hinter ihm und stand in keinem Vergleich zu dem Leid der Gegenwart. Nicht Herr seiner Gefühle, eilte er auf Augenblicke aus ihrem

Sterbezimmer, um draußen Fassung zu sammeln. Da sagte die Königin:

„Der König thut, als ob er Abschied von mir nehmen wolle; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich."

Nun nahm er alle seine Kraft zusammen und suchte der Sterbenden einzureden: er habe die beste Hoffnung, er glaube nicht, daß es Gefahr habe, und sei nur so bewegt gewesen, weil er sie so leidend sehe. Aber wie zerrissen sein Herz war, davon zeugt seine Antwort auf die Tröstung der greisen Großmutter, daß ja noch der Athem und folglich die Hoffnung da sei, denn bei Gott sei Nichts unmöglich.

„Ach," sagte er, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

So nahte die neunte Stunde — die Todesstunde. Der König war allein bei der Leidenden geblieben, als wieder ein heftiger Anfall erfolgte. Er öffnete die Thür und rief die Aerzte. Es wurden noch einige Mittel angewandt; aber die tödtlichen Beklemmungen trotzten allen Gegenmitteln. Die Sterbende klagte über Mangel an Luft. Hieronymi rieth ihr: die Arme auszubreiten und höher zu legen. — „Das kann ich nicht!" war ihre Antwort. Der Arzt unterstützte ihre Bewegung; doch nur einige Augenblicke ließ sie die Arme in dieser Lage, dann senkte sie sie schnell seitwärts und sagte:

„Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod!“

Der König saß an ihrem Bette, er hatte ihre rechte Hand ergriffen. Gegenüber kniete die Prinzessin Solms und hielt die linke Hand der sterbenden Schwester, deren Haupt an der treuen Brust der Freundin, der Frau von Berg, lehnte. Die drei Aerzte, Heim, Hieronymi und Görcke standen um das Bett, und die ganze Familie war in dem Zimmer versammelt.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr, als die Königin sanft das Haupt zurückbog, die Augen schloß und ausrief:

„Herr Jesus, mach' es kurz!“

Fünf Minuten später hatte sie ausgelitten. Noch einmal athmete sie auf. Es klang wie ein letzter Flügelschlag der sich aus der irdischen Hülle emporschwingenden Seele. Und mit diesem letzten tiefen Seufzer endete ihr Leben fünf Minuten vor neun Uhr.

Der König war zurückgesunken. Er raffte sich bald wieder auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet!“ Dann stürzte er hinaus, um seine Söhne, den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm, zu holen. Er kam mit ihnen zurück; sie brachen in den lautesten Schmerz aus, sanken am Sterbebette auf die Kniee und benetzten die Hände der entseelten Mutter mit den heißesten Thränen.

Der König und der Herzog fielen einander in die Arme und hielten sich lange umfaßt.

Die schönen Gesichtszüge der Königin waren während ihrer Krankheit auch nicht einen Augenblick entstellt worden. Nun sie todt war, entstand eine wahre Verklärung auf ihrem Gesicht, besonders auf ihrer Stirn. Im Munde lag Etwas, welches andeutete: „Es ist vollbracht!"

Einige Stunden nach ihrem Hinscheiden trafen die Prinzessin Charlotte und der Prinz Karl ein. Sie hatten gehofft, die Mutter noch lebend zu finden. Der Vater empfing sie und führte sie zur Leiche — sie sanken an ihr nieder auf die Kniee, als wollten sie die todte Mutter noch um ihren Segen anflehen.

Der König schien sich nicht von der Leiche trennen zu können. Immer wieder kehrte er zu ihr zurück, immer wieder zog er seine Kinder, besonders den Kronprinzen an das Sterbebett der Mutter. Die Kinder waren sein einziger Trost. Er umgab sich mit ihnen, er schlief in ihrer Mitte, sie mußten immer bei ihm sein.

Nachmittags kamen die beiden Schwestern des Königs, die Prinzessinnen von Oranien und von Hessen. Sie warfen sich über die Leiche hin, küßten ihre Hände und riefen: „Sie war uns immer eine Schwester!"

Am 20. Nachmittags verließ der König mit seiner Familie Hohen-Zieritz, und am 25. Juli folgte ihm die entseelte Hülle der Königin. Gerade vor einem Monat

war sie in der Freude ihres Herzens nach Strelitz gekommen, und heute wurde sie auf dem nämlichen Wege, der sie hergeführt hatte, als Leiche wieder hinweggeführt. Es war Morgens nach vier Uhr, als der Trauerwagen aus dem Schlosse rollte — in demselben Augenblick ging die Sonne mit vollem Glanz auf und erstrahlte, während die irdischen Ueberreste der Königin der Erde anvertraut werden sollten, wie ein Wiederschein der Glorie, die im Himmel ihren Geist umgab. Aber die Zurückgebliebenen sahen vor sich wie in eine finstere Nacht: ihnen war die Sonne des Lebens, zu welcher eine unendliche Liebe sie hinzog, und um die sie sich bewegten, entschwunden!

Ihr jüngster Bruder, der Prinz Karl, in tiefsten Schmerz versunken, begleitete die königliche Leiche nach Berlin, wo sie am 27. feierlich eingeholt wurde.

„Es war ein allgemeiner Trauertag," schreibt ein Zeitgenosse. „Jede Familie zeigte und fühlte so wahrhaft Trauer, als habe sie ein Mitglied aus ihrer Mitte verloren. Die Besatzung hatte ein Spalier gezogen, die Fahnen und Standarten waren in Flor gehüllt, die gedämpfte Musik erschütterte jedes Herz, und reichliche Thränen flossen, als der Wagen vorbeifuhr, der die schöne Königin, den Gegenstand der allgemeinen Verehrung, entseelt zurückbrachte. Der größte Theil der Einwohner war in Trauer gekleidet. — Der Sarg, mit schwarzem Sammet bezogen, wurde mehrere Tage auf



dem Schlosse gezeigt; der Andrang der Theilnehmenden war unbeschreiblich groß, und Tausende standen vor den Portalen versammelt, des Augenblicks wartend, wo der Zutritt gestattet sein werde. Die Wenigsten erreichten jedoch ihren Zweck, weil ihrer zu viele waren; die Polizei und die Bürgergarden reichten nicht zu, um die strömende Menge zurückzuhalten, und es wurde Reiterei beordert. Darüber murrte man: an einem Nachmittage wurden die Uhlanen zurückgedrängt, und ängstliche Menschen flüchteten; in den entfernteren Stadttheilen hatte sich sogar schon das Gerücht verbreitet, auf dem Schloßplatz sei ein Aufstand ausgebrochen."

Und nicht nur Alles, was Preußen hieß, ganz Deutschland trauerte um Luise. Die Provinzen, welche Napoleon von Preußen losgerissen hatte, in dem Schmerze um die Königin fühlten sie sich wieder vereinigt mit dem Königreiche. Von allen Kirchthürmen hallte das Todtengeläute, jedes Gotteshaus in Preußen wurde ein Klagehaus, von allen Kanzeln erscholl die leidvolle Verkündigung:

„Nach so vielen bitteren Prüfungen ist ein neues und betäubendes Unglück über uns gekommen, da es dem allweisen Beherrscher der Welt gefallen hat, über das Leben unserer allverehrten und innigst geliebten Königin zu gebieten und durch ihr am 19. d. Vormittages um 9 Uhr, nach einer vierzehntägigen hitzigen Brustkrankheit,

im 35sten Jahre ihres Alters erfolgtes Absterben Seine Majestät unsern allertheuersten König, sein königliches Haus und alle getreue Unterthanen in die tiefste Trauer und schmerzlichste Wehmuth zu versetzen.

Der harte Schlag, der uns getroffen hat, zerreißt unsere Herzen und rechtfertigt unsere bange Bestürzung, unsere Thränen und unsere Klagen; aber es ist unsere Pflicht, uns in Demuth zu beugen unter die allgewaltige Hand, die uns verwundet, und anzubeten die Rathschlüsse des Ewigen! Geheiliget werde unser Schmerz durch den Glauben, daß doch gut sei, was uns böse scheint, und durch den Gedanken an die Glückseligkeit unserer früh vollendeten Königin, die nun die Früchte ihrer frommen Tugend, ihrer Leutseligkeit und ihrer geprüften Geduld in einem bessern Leben genießt.

Viel, viel war des Segens, der uns durch ihre seltene Güte von Gott geworden ist; wie könnte je verlöschen in unsern Gemüthern unsere Dankbarkeit für ihre landesmütterliche Treue und Liebe, und für das erhabene ermunternde Beispiel, das sie uns hinterlassen hat? Sie hat ausgekämpft ihren irdischen Kampf, und eine bessere Krone ist ihr geworden, als die irdische, die sie so würdig getragen hat.

Möge Trost von Gott mildern den unaussprechlichen Schmerz unsers tief gebeugten Monarchen, daß er auch in dieser harten Prüfung den Willen der Vorsehung

ehre und unverzagt fortfahre, seines hohen Berufs wahrzunehmen und mit gleicher Güte sein treues Volk zu beherrschen!

Der Segen der verewigten Königin komme in reichem Maße über ihren Erstgeborenen, unsern theuersten Kronprinzen. Sein Herz hing mit gerechter Zärtlichkeit an der vortrefflichen Mutter, die er beweint; es empfinde nun auch die Beruhigung des Glaubens an Gott, und es bleibe würdig der Zärtlichkeit, mit der er geliebt worden ist.

An allen theuren Kindern der Vollendeten verherrliche sich die göttliche Güte, daß sie zum Trost des Königs und zum Segen des Vaterlandes sich ausbilden mögen in allen fürstlichen und christlichen Tugenden, damit sie erneuern den kommenden Geschlechtern das Vorbild der Seelengröße und Seelengüte, das sie vor Augen gehabt haben.

Wir bitten den Allgütigen, daß er allen hohen Verwandten und Angehörigen unserer entschlafenen Königin ein Gott des Trostes sein wolle; in kindlicher Unterwerfung unter seinen heiligen Willen mögen ihre Thränen fließen, und die große Hoffnung des Christenthums lindere ihren Schmerz.

An unserer Aller Seelen aber heilige der himmlische Vater diese neue tief schmerzende Erfahrung von der Unsicherheit des Irdischen, damit wir mit großem Ernste

nach dem unvergänglichen und allein sichern Gute trachten mögen!" —

Schleiermacher feierte das Gedächtniß der Königin in einer tief ergreifenden Predigt. Er hatte zu einer Zeit, als so viele kleinmüthig verstummten, hatte zur Zeit der Besetzung Berlins durch die Franzosen, den Bajonneten des Davoust zum Trotz, nicht abgelassen, seine Stimme kühn für König und Vaterland zu erheben. Er sprach jetzt auch das Schmerzgefühl um die heimgegangene Königin in treuen Worten aus.

„Wir wissen — sagte Schleiermacher — wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechtes feststellt, Antheil genommen hat an allen großen Begebenheiten; wie sie sich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die theuren Kinder Alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging!

Wir wissen, wie ihre Anmuth und Würde auch die schwereren Handlungen der Ergebung und Entsagung zu adeln und zu verschönern vermochte. Aber in dem Allen war auch sie nicht die Herrin ihrer Thaten, der



Erfolg stand nicht in ihrer Hand, und wir wissen, wie wenig von dem, was sie sehnlich wünschte, in Erfüllung gegangen ist. Sollten wir aber deswegen ihre Wirksamkeit für gering halten? Nein! Wollen wir diese ihrem Umfang nach schätzen: so laßt uns auch dahin sehen, wo wir sie gesondert von allem Fremden betrachten können. Jene innere stille Wirksamkeit des Gemüthes, die sie ausgeübt hat auf den König, ihren Gemahl, stärkend, beruhigend, erheiternd; im häuslichen Kreise ein Glück bereitend, zu dem er immer zurückkehren konnte; ein Bild innerer Schönheit darstellend, vor welchem alles Andere verschwand; die Wirksamkeit, die sie ausgeübt hat auf jene schöne Hoffnungen besserer Zeiten, ihren köstlichsten Nachlaß; einpflanzend eben jenes Bild in die Gemüther der königlichen Kinder, welches sie auf immer festhalten wird an dem Guten und Schönen und sie bewahren vor Allem, was der vollendeten Mutter unwürdig sein könnte.

Und von diesem innersten Heiligthum aus, wie weit hat sich dieselbe Wirksamkeit verbreitet über Alle, die ihr nahten, die ihr in Liebe und Verehrung angehörten! Darauf laßt uns sehen: so werden wir bezeugen müssen, wieviel sie gewirkt hat." —

Der Sarg blieb bis zum 30. Juli im Schlosse ausgestellt. An diesem Tage, Abends um 8 Uhr, erfolgte die stille Beisetzung in der Sakristei der Domkirche. Im Gefolge der Leidtragenden war auch der General

Rüchel. Er hatte 1792 Frankfurt erstürmt, hatte die Franzosen daraus verschlagen und so gleichsam für Friedrich Wilhelm und Luise das Terrain erobert zu ihrem ersten Zusammentreffen. Heute, am Tage des Leichenbegängnisses der Königin, kam er zum ersten Male wieder nach Berlin, das er seit der Einnahme durch die Franzosen beharrlich vermieden hatte. Pünktlich zur bestimmten Trauerstunde in der ihm verhaßt gewordenen Hauptstadt eintreffend, springt der alte Krieger aus dem Reisewagen, schließt sich dem Leichengefolge nach dem Dome an, weiht den Manen seiner Königin die letzte Ehre, tritt aus der Kirche wieder in den Reisewagen, und ohne sonst Etwas von Berlin zu sehen und zu hören, fährt er sofort in die freiwillige Einsamkeit seines Gutes Haseley zurück.

„Als ein selig milder Stern am umdüsterten Horizont seiner spätern Tage — schreibt Fouqué von Rüchel — leuchtete ihm das Bild der verewigten Königin Luise. Die Erinnerung an ihr stets ihm bewahrtes huldreiches Wohlwollen hob und heiterte ihm oftmal den sich trüber senkenden Blick. An der Anschauung dieser wahrhaft königlichen Frau hatte seine Begeisterung für alles Hohe und Schöne ihr edelstes Ziel hienieden gefunden. In Glanz und Leid, in sorgenfreier Herrlichkeit und tief empfundenem Weh — denn ihre fromm-erhabene Seele trug den Kummer ihres ganzen Reiches mit, die Schmerzen der Millionen mit, welche voll treu liebender Bewun-

derung sie Mutter nannten — in neu erwachendem Hoffnungslicht, und dann wieder in tiefstiller Entsagung und Ergebenheit vor Gottes unerforschlichem Rathschlusse hatte Rüchel seine Königin gesehen. Immer hatte er sie nicht nur als das vollendete Bild weiblicher Schönheit und Anmuth, sondern auch als fromme Heilige bewundert, eben so sanft als stark, rein durchweht von ihres Schöpfers heiligendem Hauch." —

Den 23. Dezember 1810, gerade an dem Tage, an welchem Luise vor siebenzehn Jahren als siebenzehnjährige Braut des Kronprinzen in Berlin eingezogen, und an dem sie vor einem Jahre aus den Drangsalen des Krieges in die Hauptstadt zurückgekehrt war, wurde die Leiche der Königin aus dem Dome nach Charlottenburg in das Mausoleum geführt, welches der König im dortigen Schloßgarten hatte bauen lassen. Und wieder war es der jüngste Bruder der Verewigten, dem der so traurige als ehrenvolle Beruf wurde, die königliche Leiche Morgens vier Uhr aus dem Dome abzuholen und sie, an der Spitze der dazu befehligten Leibwachen, nach Charlottenburg in ihre jetzige Ruhestätte zu bringen.

„Und so ruhe denn, erhabener Geist" — ruft Frau von Berg ihrer Königin, ihrer Freundin nach — „ruhe von Deinen Mühen und Sorgen hier auf Erden! Deine eigentliche Heimath war ja der Himmel, und der Erde warest Du nur geliehen, daß Du sie auf kurze Zeit verherrlichen solltest und ihr offenbaren die ewige Kraft

des Heiligen und seine Bedeutung und sein Fortwirken auch nach seinem irdischen Vergehen; und daß Du solltest verkündigen auf Erden die Liebe, welche vom Himmel kommt und zu dem Himmel führt und die Zeiten trägt und hält. Nun sei und bleibe Deinem Volk ein leitender und leuchtender Stern durch die ferne Nacht der Zeiten, welche unserm Auge noch verhüllt sind; und führe das Gute herbei, welches vielleicht nur den kommenden Geschlechtern aufgehen und, wie wir glauben und hoffen, sie beglücken soll!"

Stein schrieb an die Prinzessin Luise: „Ich fühle tief den Verlust, den der König, seine Kinder und das ganze Land durch den Tod der Königin erlitten haben. — Eine so reine und sittliche Seele wie die des Königs kann nur Trost finden in der wohlthuenden Religion, wovon er durchdrungen ist, in der genauen Erfüllung seiner Pflichten und in der Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder."

Die Prinzessin Wilhelm sprach ihren tiefen Schmerz aus in einem Herzensergusse an Stein.

„In einem Briefe — schrieb sie den 27. September 1810 — läßt es sich nicht Alles so auseinandersetzen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gerne sagen, wie so alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist, mit ihr — sie war so unaussprechlich gut und schwesterlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß sie, ach! mit ewigem

Kummer vermisse. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen sie kann gesagt haben; seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach, weil sie so viel besser war als ich!

Ich kann nicht fortfahren, es thut mir zu weh ....

Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben nnd das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann."

In dem hinterlassenen Tagebuche des alten Heim, der den nach Holland berufenen Leibarzt Hufeland am Krankenbette der Königin vertrat, finden sich über ihre letzten Lebenstage nachstehende Mittheilungen:

„Den 17. Juli. Ich fand die Königin schlechter, als ich mir vorgestellt hatte. Der Pulsschlag 120 bis 130 Mal in einer Minute."

„Den 18. fast den ganzen Tag bei der Königin gewesen. Da sie Vormittags und Nachmittags einige Stunden geschlafen hatte, war ihr Geist munter."

„Den 19. Von gestern Abend um 11 Uhr an bis heute früh um 4 Uhr am Bette der Königin gesessen, welche die ganze Nacht hindurch meine rechte Hand in der ihrigen hielt. Ich befand mich in der jammervollsten Lage; ich war so müde, daß ich jeden Augenblick einschlief, so sehr ich mich auch anstrengte, wach zu bleiben, da dies die Umstände erforderten. Die Königin

wurde immer engbrüstiger, konnte kaum laut reden und wollte doch oft mit mir sprechen. Vor 5 Uhr, als mir eben die Königin erlaubt hatte, mich etwas zur Ruhe zu legen, kam der König an. Als die Königin ihn erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund!" Der König und Alle, die mit ihm im Zimmer waren, weinten. Der Kronprinz und sein Bruder Prinz Wilhelm kamen auch an's Bett der Königin, weinten und schluchzten laut. Um 9 Uhr starb die Königin, sicherlich die schönste Frau in des Königs Landen und von der reinsten Herzensgüte!!! Der König, Frau von Berg und wir Aerzte waren gegenwärtig. Der König war in seiner tiefen Betrübniß doch gefaßt und stark."

„Den 20. Vormittags wurde der Leichnam geöffnet. Was wir zu finden geglaubt hatten, fanden wir nicht. — Abends um 6 Uhr fuhr der König mit seinen Kindern, so auch die Prinzessin von Hessen und Oranien ab. Um 9 Uhr folgten Görcke und ich."

Den 26. Juli gingen Heim und Görcke von Berlin nach Oranienburg, um dort den Leichnam der Königin in Augenschein zu nehmen.

Den 27. Abends kam der Trauerzug in Berlin an. In Gegenwart Heims, dessen Sohn, Candidat der Arzneiwissenschaft, dem Generalchirurgus Görcke zur Hand war, wurde die Leiche aus dem Reisesarge in den Paradesarg gelegt.

Am 1. August schrieb Heim in sein Tagebuch: „Ge-

stern, als ich in Charlottenburg war, wurde ich vom König sehr gnädig empfangen. Er zeigte mir unter Anderm ein Blättchen Papier, auf welches die Königin an dem Tage, an welchem der König sie von hier aus durch seinen Besuch überraschte, folgende Worte geschrieben hatte: „Mon cher père, je suis bien heureuse aujourd'hui comme votre fille et comme épouse du meilleur des époux. Louise. Neu-Strelitz, ce 28. Juin 1810.“ Der König gab mir dies Blatt, welches erst nach dem Tode der Königin aufgefunden und ihm überliefert worden war, in die Hand. Ich bat den König, mir zu erlauben, es abschreiben zu dürfen. „Da Sie so viel Antheil daran nehmen,“ antwortete der König, „so will ich es Ihnen selbst abschreiben.“ Dies that er sogleich und händigte mir die königliche Abschrift ein, welche mir viel mehr werth ist, als die durch den Kämmerer Wolter heute empfangene Rolle Goldstücke.“

Am 31. Juli bemerkte Heim in seinem Tagebuche: „Heute zeigte mir die Prinzessin Luise (Fürstin Radziwill) den letzten Brief, welchen die Königin den 17. Juni d. J. an sie geschrieben hatte. Der Brief selbst war sehr munter geschrieben, halb französisch, halb deutsch. Die Unterschrift war merkwürdig: „Louise Wilhelmine Auguste Amalie, Reine de Prusse, geborene Prinzessin von Mecklenburg, née le 10 mars 1776, † das weiß ich noch nicht.“ —

Die Geschichte, deren Richterstuhl höher steht als die Herrscherthrone, wie viele bei Lebzeiten Gefeierte, ja Vergötterte hat sie mit dem Arme ihrer Gerechtigkeit hinabgestoßen von der falschen Höhe, die sie in den geblendeten Augen der Mitwelt zu erragen wußten. Anders bei Luise von Preußen!

Bei Lebzeiten erniedrigt, ist sie nach ihrem Tode durch die spruchfähigsten Richter der Geschichte nur um so höher gestellt worden. Ja, geschmäht, gelästert von dem gewaltigsten Götzen ihrer Zeit; angeklagt durch Napoleon vor aller Welt: „als die Urheberin des ganzen Unheils, welches auf Preußen laste"; vertrieben aus dem Sitze ihrer Hoheit, aus ihrer Hauptstadt; gedrängt bis an die äußersten Gränzen des Landes, dessen Mutter sie geworden war, dessen zukünftigen König sie geboren hatte; verlassen in ihrem Unglück von Vielen, die sich bis dahin in den Strahlen ihrer Herrlichkeit gesonnt hatten; verleumbet sogar von Solchen, deren Mund und Feder vordem von ihrem Lobe übergeflossen; danach um des Vaterlandes, um des Königs, um ihrer Kinder willen sich selbst überwindend und sich demüthigend vor dem stolzen Sieger, vor demselben Mann, der ihrem Herzen mit den vergifteten Waffen seiner Verleumdung die brennendsten Wunden geschlagen hatte, und trotz dieser hochsinnigen Selbsterniedrigung dennoch die Hälfte ihres Königreiches aufgeopfert sehend; sodann nach drei Jahren voll Leid und Entsagung heimkehrend in die

endlich vom Feinde geräumte Hauptstadt, den Tod im Herzen, und bald darauf sterbend im Schooße ihrer Familie, ohne die heißersehnte Erhebung ihres Volkes, die Befreiung ihres Vaterlandes und den Triumph ihres königlichen Gemahles zu erleben: so stellt die Erscheinung der königlichen Dulderin sich der Muse der vaterländischen Geschichte dar, daß selbst dem kalten, strengen Forscherauge der unerbittlichen Klio eine Thräne der Wehmuth entfällt, und ihren Griffel in diese Perle tauchend, spricht sie: „An mir ist es, Deine Rechtfertigung zu schreiben — die Rechtfertigung Deines Glaubens an die Zukunft Deines Vaterlandes, Deines Volkes, Deines Königshauses!"

Und sie ist bereits geschrieben, diese Rechtfertigung — geschrieben von den gültigsten Federn nicht allein der vaterländischen, sondern auch der fremdländischen Geschichtschreibung. Selten ist das historische Urtheil so gleichlautend, so überein anerkennend ausgefallen, wie das über Luise von Preußen; selten sind die Historiker der entgegengesetztesten Völker und Parteien in der Würdigung einer geschichtlichen Persönlichkeit so einverstanden gewesen, wie in der Würdigung der Königin. Sogar die französischen Vergötterer Napoleons, sie haben Angesichts der offenbaren Seelengröße Luisens sich nicht enthalten können, Partei zu nehmen für die deutsche Königin gegen den eigenen Kaiser, gegen den Schöpfer ihres neuen Weltruhmes! —

Gleichwie es in der Geschichte Männer giebt, in denen sich der Geist einer ganzen Zeit zu verkörpern scheint: eben so sind Frauen, in denen das Herz einer ganzen Zeit Gestalt gewonnen zu haben scheint. Als eine dieser Frauen steht Luise von Preußen in der Geschichte des Vaterlandes da — das lebendige, das leibhaftige Mitgefühl aller Schmerzen ihrer Zeit! Sie selbst hat das ausgesprochen in mehreren vertrauten Briefen, deren Veröffentlichung Frau von Berg damals in ihrer Denkschrift noch nicht an der Zeit fand, die aber jetzt unbedenklich aus ihren hinterlassenen Papieren zur Ergänzung des Lebensbildes der Königin mitgetheilt werden dürfen:

„Ich habe heut wieder einen Tag erlebt" — schrieb die Königin am 12. März 1809, zwei Tage nach ihrem Geburtstage, von Königsberg aus — „einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen!

Der Krieg mit Oesterreich wird losbrechen: das weiß alle Welt — aber was Sie nicht wissen, und was mich bis in den Tod betrübt, das ist: daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genöthigt wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Oesterreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann — daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. —

Preußen gegen Oesterreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle; die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüthen, entfernt von allem Heimischen! O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug?

Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schlosse — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war zerfleischt! — Ich habe getanzt! — Ich habe gelächelt, ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, und ich wußte vor Unglück nicht wohin! — Wem wird Preußen über's Jahr gehören? Wohin werden wir Alle zerstreut sein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich!"

Eben so heißt es in einem andern Briefe der Königin vom 9. Juli 1808:

„Ich leide unsäglich! Nur zu oft fallen Vorwürfe gegen mich — gegen mich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage. Was kann ich darauf antworten? — Ich seufze und verschlucke meine Thränen.

Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon — gestern vor einem Jahr meine letzte mit ihm! Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um Anderer, als

um meinetwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und der Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren — und ich war nur eine Frau! Ein schwaches Wesen, und doch hoch erhaben über diese Widersacher, so arm und matt an Herz!" —

Wenn nach einer uralten Wahrnehmung die Personen, zu denen man sich hingezogen fühlt, mit denen man umgeht, zu einem Rückschlusse auf die eigene Sinnesart berechtigen: welche Ehrfurcht vor dem Geiste der Königin weckt da die Thatsache, daß Luise ihre Gedanken so gern mit denen eines Stein austauschte. Seine ganze Bedeutsamkeit für die Wiederbelebung des im Tilsiter Frieden politisch gemordeten Staates hatte sie erkannt. Schon das erste Mal, im Januar 1807, sah sie ihn mit Bedauern aus dem Ministerium scheiden.

„Sie waren ja hier," schrieb sie in Bezug darauf, „wie Stein fiel, wie er so ganz unwürdig untergehen mußte! Sie wissen ja, wie mich das angriff, wie ich Theil daran nahm, wie viel Angst wegen der Folgen ich ausstand, wie unzufrieden ich mit Allem war."

Und als der König, mit auf ihre Einwirkung, Stein nach dem Frieden wieder zu sich berief, da schrieb die Königin:

„Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist; ja, seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnt' ich mich höher aufrichten,

und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen."

Daher welch ein neuer Schlag für die Königin, als Stein nach kaum einem Jahre abermals aus dem preußischen Staatsdienste scheiden mußte, als er von Napoleon geächtet wurde, nachdem die französische Polizei durch das geheime Spionen-Netz, das damals fast ganz Deutschland, zumal das nördliche überzog, jenen allerdings unvorsichtigen Brief aufgefangen hatte, den Stein an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein schrieb, und worin er andeutete: daß Deutschland das Beispiel des spanischen Volksaufstandes nachahmen müsse. Was ein Volksaufstand für König und Vaterland zu bedeuten hatte, das erfuhr Napoleon so eben in Spanien. Er schleuderte am 16. Dezember 1808 seinen Bannstrahl gegen „le nommé Stein"; forderte die Auslieferung dieses „erklärten Feindes Frankreichs und des Rheinbundes", vermuthlich um ihm das Schicksal Palms zu bereiten. Der Geächtete rettete sich vor den französischen Schergen nach Oesterreich. Da ließ Napoleon die im Nassauischen gelegenen Güter des rheinfränkischen Freiherrn in Beschlag nehmen, wozu er freilich gar kein Recht hatte. Aber was fragte der damals in Deutschland allmächtige französische Kaiser nach deutschem Rechte?

Napoleon fürchtete den deutschen „Kraftmann" Stein, gleichwie er die deutsche Königsfrau gefürchtet hat, um des sittlichen Zaubers willen, den ihre Erscheinung für

das Volk hatte, und nicht nur für das preußische, sondern für das gesammte deutsche Volk. Henckel von Donnersmarck, der Luise aus eigener Anschauung als „eine der ersten Frauen ihres Zeitalters, glänzend schön, würdevoll und als unbeschreiblich liebenswürdig“ schildert, sagt von der Königin:

„Als ihr größter Ruhm ist mir immer der erschienen: daß Napoleon sie auf alle nur mögliche Weise herabwürdigen wollte, denn dies bewies, daß er sie fürchtete und bisher noch nie eine edle Frau gekannt hatte. — Ueberaus liebevolle Gattin, stets voll der größten Aufmerksamkeit für den König, war sie auch eine wahrhafte Mutter ihrer Kinder, so wie sie es ihrem Volke war. Hochgebildet, liebte sie die Wissenschaften, las viel und mit Nutzen und suchte sich noch immer mehr in ihren Kenntnissen zu vervollkommnen. In den ersten Jahren ihrer Verheirathung war es nicht möglich, etwas Schöneres und Reizenderes zu sehen, als die beiden Schwestern, sie und die Prinzessin Louis von Preußen, wie verschieden in ihrem Aeußern auch Beide waren. Denn die Königin war groß, voll und von wahrhaft majestätischer Haltung; die Prinzessin Louis, kleiner, hatte ein rundes Gesicht und war sehr lebhaft. Besonders reizend waren diese beiden hohen Frauen auf Bällen: sie tanzten Beide ausgezeichnet und mit Leidenschaft, und uns jungen Leuten schwindelte vor Entzücken, wenn uns die Ehre ward, mit ihnen zu tanzen. — Es ist Schade, daß

nie ein ähnliches Bild von der Königin angefertigt worden ist. Ternite hat sie nie gesehen, und es war daher auch nicht zu verlangen, daß, trotz aller Correcturen, die sowohl der König, als auch die, welche sie gekannt, an dem Bilde machten, eine wahrhafte Aehnlichkeit erreicht werden konnte. Das Pastellgemälde von Bauer mit der weißen Binde ist noch das beste. Ich besitze noch einen Kupferstich, welchen Napoleon hat anfertigen lassen, und den ich 1810 in Paris gekauft, auf welchem die Königin in der Schillschen Husaren-Uniform dargestellt ist. Es ist unbegreiflich, wie ein sonst seltener Mann sich durch eine so erbärmliche Rache hat herabwürdigen können; ein seltener zwar, jedoch kein großer Mann in Gesinnung."

Daß keines der so zahlreich vorhandenen Bildnisse Luisens dem Zauber ihrer lebendigen Erscheinung gleichkommt, bezeugte auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig durch die Aeußerung, mit der er ein als getroffen gerühmtes Portrait der Königin empfing.

„Recht schön," sagte er. „Aber ganz ähnlich kann die Königin Luise doch nicht gemalt werden, denn kein Künstler vermag es, ihren herzgewinnenden Blick voll Geist und Güte so darzustellen, wie er ist, besonders wenn er im Gespräche sich belebt und lächelt. Dem, welcher sie kennt, thut kein Bild, auch das beste nicht, Genüge!"

Als der Graf Henckel von Donnersmarck, erst kurz

zuvor von Paris, wo er Napoleon zu seiner Vermählung mit Marie Luise hatte beglückwünschen müssen, heimgekehrt, nach dem Tode der Königin dem König im Schloßgarten zu Charlottenburg begegnete, sagte der trauernde Monarch nur:

„Dies ist der härteste Schlag!"

„Das war er aber auch wirklich," fügt Graf Henckel hinzu. „Denn gerade in ihrem häuslichen Kreise war die Königin so verehrungswürdig und hinreißend, und sie vereinigte in sich alle Vollkommenheiten einer edlen Frau und Mutter so sehr, daß man an die Zukunft des Königs, der bei ihr seine einzige Erheiterung und Erholung in dieser trüben Zeit fand, nur mit Bangen denken konnte. Für die großen Prüfungen ihres Lebens hätte sie es wohl verdient, noch die Jahre des Glückes zu erleben; aber unerforschlich sind die Wege des Herrn." —

Wie tief die sittliche Macht Luisens von Preußen in den Herzen ihres Volkes eingewurzelt war, das leuchtet aus der Begeisterung hervor, mit der ihr Andenken die Kämpfer der Freiheitskriege durchdrang. Gleich allen Lieblingsgestalten der Geschichte wurde sie bald nach ihrem Tode der gefeierte Gegenstand der unmittelbaren Poesie des Volkes — der Sage. Ein Kampf- und Zeitgenosse, Fouqué, schreibt:

„Ahnungsvoll scheute Napoleon diese erhabene Frauengestalt, die auch aus höheren Sphären herüber noch Jahre nachher ihres königlichen Gemahls Krieger mit

zwiefach schöner Begeisterung für Sieg und Tod entzündete.

Als im Jahre 1813 der Glaube an alles Hohe und Schöne aus den Nebeln des Unheilsdruckes wieder erwachte, verbreitete sich — Gott weiß wie — unter den Kriegern die holde Sage, Königin Luise lebe. Ihr Tod sei nur eine Täuschung gewesen, wofür ein wunderlich-phantastisches Mährchen den Grund angab. Wer hätte dem zu widersprechen vermocht? Es lag ja so tief und lebendig in der Sehnsucht eines liebenden Volkes, das, wenn doch alles Gute und Schöne wiedererwachen sollte, auch seine gute, schöne Königin Luise wiederhaben wollte. Keinem, auch nicht dem frommsten Wahne je fröhnend, aber fühlend, die verewigte Königin bete für ihre Preußen an Gottes Thron, sang ich damals folgendes Lied:

Zwei Sterne, die strahlen am Himmel
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durch's Kriegesgewimmel
Den Seelen sie göttliches Licht

Einst saht Ihr auf Erden sie leuchten
Im milden, im freundlichen Blau;
Doch leider auch oft sie befeuchten
Vom Kummer der herrlichsten Frau!

Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
So räch' ich, so lös' ich die Schmerzen,
So rett' ich das heimische Land!

Ihr Brüder, die Stund' ist gekommen,
Nun grabet dem Elend ein Grab.
Uns winken, unsterblich entglommen,
Die seligen Lichter herab.

Was nicht Euch auf Erden mehr funkelt,
Es funkelt im himmlischen Saal.
Wen rühmlich das Sterben umdunkelt,
Der naht sich dem seligen Strahl." —

So Fouqué. Ein anderer deutscher Sänger und Kampfgenosse des Freiheitskrieges, der seine Lieder mit seinem Blute salbende Theodor Körner schrieb, bevor er noch die Leier mit dem Schwert vertauscht hatte, im Hinblick auf die von Rauch geschaffene Büste der Königin:

„Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns und Verderben,
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß uns're Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!"

Ist doch auch der höchste Ordensschmuck des Freiheitskrieges — das eiserne Kreuz, das Friedrich Wilhelm III. 1813 am Geburtstage Luisens stiftete, gleichsam ein Gedächtnißzeichen der Königin.

„Die Stiftung des eisernen Kreuzes," schreibt Hippel, „am Geburtstage der verklärten Königin, aus dem Geiste und dem Herzen des Königs allein, ohne irgend eine vorhergehende Berathung ausgegangen, bekundete, welcher Erhebung des Gefühls er, der als aller Poesie (irriger Weise) abhold Bezeichnete, fähig war. Die in der Stifung liegende Fülle von deutungsreichen Gedanken ist vielleicht bisher nicht genug gewürdigt, und die sinnige Verbindung der Erinnerung an die eiserne Zeit der Gegenwart, an das gleiche Ordenszeichen der im Kampfe gegen Unchristen und Undeutsche unermüdlichen deutschen Ritter, und an den Geburtstag der unser Beginnen aus Sternenhöhen herab segnenden Königin ist über der freudigen Begierde nach diesem höchsten aller Ehrenzeichen des ritterlichen Geistes nicht genug in ihrer ganzen Tiefe erkannt worden."

Der König selbst erschien wie ein trauernder Ritter des eisernen Kreuzes, das ihm Gott auferlegt hatte. So schildert ihn neuerdings der alte Ernst Moritz Arndt in den Wanderungen mit Stein: „Der König hatte die schö-

nen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen, schlichten, einfachen Erscheinung und Geberde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit: er war der trauernde Ritter, der seine verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise sei durch die Wuth und den Jammer der Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getödtet worden. Seit jenem Jahre 1810, wo sie in ihrer Mecklenburger Heimath starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt, er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 14, 15 kaum mit seinem Volke freuen können, sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigene Herz zurückgezogen." —

Und gleichwie Friedrich Wilhelm III. in seinem Schmerze die Stiftung des eisernen Kreuzes zu einer Gedächtnißfeier Luisens machte und die verklärte Königin gleichsam zur Schutzheiligen der deutschen Ehrenlegion dieses sinnigen Ordenszeichens weihte, so auch trieb es ihn aus dem Siegesjubel der Leipziger Völkerschlacht fort nach Berlin, nach Charlottenburg, um dort die Gruft der Königin, zu der er allein den Schlüssel hatte, zu öffnen und in einsamer, wehmüthiger Nachfeier des Siegesfestes einen mitgebrachten Lorbeerzweig auf den Sarg Luisens zu legen.

Sie verdiente diese Trophäe! Denn dem Vaterlande getreu bis in den Tod, hatte sie wohl in jenen Tagen, „wo die Welt mit allen ihren Sünden auf ihr zu liegen schien," an ihrer eigenen Zukunft verzweifeln können, aber niemals an der Zukunft ihres Volkes. Sie sah dessen Erhebung, zumal seit dem Völkersturme in Spanien und Tyrol, mit Zuversicht voraus, nachdem sie schon im August 1807 an Johannes von Müller, der um seine Entlassung eingekommen war, hatte schreiben lassen: „sie finde es unbegreiflich, daß er diesen Entschluß fassen könne; er solle doch dem Staat in dieser Epoche die Schmach nicht anthun, an ihm zu verzweifeln; sein Einkommen werde immer bezahlt werden; er solle an so viele liebende Freunde, an sein Leben Friedrichs (das Müller sich zu schreiben vorgenommen), an so viele gute Seiten des preußischen Staates gedenken!"

Man sieht: wo der Geist eines Mannes, eines Geschichtschreibers des freien Schweizervolkes wie Johannes von Müller verzagte und verzweifelte, da selbst war es das starke Herz der Königin, das noch Glauben hielt an die Zukunft des Vaterlandes. Mit diesem Briefe übereinstimmt, was Luise gegen Schladen äußerte, als fast alle Männer um den König den Kopf verloren und zur unbedingten Unterwerfung riethen: „Nur feste Ausdauer im Widerstande könne retten!"

Dabei war ihre große Seele fern von dem klein-

lichen Hasse, wie ihn schwache Gemüther und „matte Herzen“ gegen Napoleon zu äußern pflegten. Es war an einem der letzten Tage vor ihrer Fahrt nach Strelitz — in die Heimath, in den Tod, als sie im Schlosse zu Potsdam vor einem Bilde des Kaisers der Franzosen still stand. In ihrer wehmüthigen Betrachtung desselben wurde sie durch einen leidenschaftlichen Ausdruck gestört, zu welchem eine Dame ihrer Umgebung von dem Abscheu gegen Napoleon sich hinreißen ließ. Da mit der Milde eines Engels wendet die Königin sich um, straft die Heftige durch einen sanften Blick und sagt:

„Wenn ich ihm verziehen habe, was er mir Böses gethan hat, was haben Sie Ursach', ihm nicht zu vergeben?“

Und eine Handbewegung nach dem Bilde hin machend, als wolle sie ihn segnen, ihren großen Feind, verläßt sie das Zimmer.

Diesen rührenden Seelenzug erhabener Sanftmuth der Königin — ein Augenzeuge (ihr Kammerherr von Schilden) theilte ihn uns mit, und noch nach mehr als vierzig Jahren übermannte ihn die Wehmuth bei der Erinnerung an die verklärte Königin, und die Thräne in seinem Auge besiegelte die Wahrheit seiner Rede. So hatte auch Friedrich Wilhelm III. ein Bild Napoleons, des Mannes, der ihm am wehesten gethan, in einem seiner innersten Gemächer hängen, als wolle er es im-

mer vor Augen haben; so gönnte auch er in dem von ihm erbaueten Museum der Bildsäule Napoleons einen Ehrenplatz. —

Die für das Königreich in ihren Folgen so verhängnißvolle Schlacht von Jena wurde für Luise der Wendepunkt ihres Glückes. Aber sie trug ihr Unglück zugleich mit dem Starkmuth eines Helden und mit der Sanftmuth einer Märtyrin. Man wird zu ihrem Lobe sagen müssen, schreibt der ungenannte französische Verfasser der Charakteristik Friedrich Wilhelms III.:

„Wenn andere Frauen von ihrem Range bei der geringsten Gefahr zittern und zagen, so schreckte Luise nur die Gefahr, daß sie ihr Haus versinken, ihr Vaterland untergehen und Preußens Ruhm erlöschen sehen solle. Sie suchte nicht durch Thränen und Klagen ihren Mann zu erweichen, sie munterte ihn vielmehr auf, die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu vertheidigen. Sie that noch mehr; sie begleitete ihren Gemahl zur Armee; sie entflammte hier durch ihre Gegenwart alle Herzen, und entfernte sich erst im Augenblick, als der Trompetenschall den Anfang der Schlacht verkündigt hatte."

Auf ihrer Rückreise nach Berlin wäre sie beinahe in die Gefangenschaft gerathen. Ohne Kunde von der Stellung des Feindes bei Auerstädt, wollte sie ihren Weg durch dieses Dorf nehmen. Da geräth die Spitze der Vorreiter zwischen die Vorposten der Franzosen,

merkt hier erst die Nähe des Feindes, kehrt um und veranlaßt die Königin noch zeitig genug zur Umkehr auf der Straße, die sie mitten in die Schlacht geführt haben würde.

Als die Schreckenskunde von der verlorenen Doppelschlacht in Berlin eingetroffen war, ging Woltmann, wie er erzählt, Abends in Betrachtungen über die Zeit Friedrichs des Großen und sein zertrümmertes Werk durch die Straßen. Aus den wehmüthigsten Gedanken weckte ihn da das Vorüberfliegen eines Sechsgespannes: die fliehende Königin war's.

„Ich fühlte, was sie in diesen Augenblicken litt, als sie auf kurze Weile in die Gemächer des freundlichen Hauses zurückgekehrt war, wo sie bisher in allem Segen des Friedens und häuslicher Liebe nur die heitere Seite eines königlichen Daseins gekannt hatte. Ich ahnte schon, daß ihre Tage nie wieder hell sein würden; denn zu Seelen, welche zur Heiterkeit und Liebe geschaffen sind, kehrt das Glück selten wieder, wenn es nach langer Gunst sie einmal verlassen hat."

Seit Tilsit war das Herz der Königin gebrochen; nach ihrem Tode fand die ärztliche Untersuchung mehrere polypenartige Gewächse am Herzen, mit zwei starken Aesten darin eingewachsen. Seit Tilsit war ihr Reich nicht mehr von dieser Welt, wie sie selbst es bei der Rückkehr von der Reise nach St. Petersburg geschrieben hat.

Rührend war ihr Dankgefühl gegen die Getreuen, die sich in den Zeiten der Gefahr als feste Anhänger bewiesen und sich nicht von dem Strome des Abfalles hatten fortreißen lassen. An Merkel, den Herausgeber des Freimüthigen, der wenigstens das Gute hatte, seinen in Berlin begonnenen Federkrieg gegen die Fremdherrschaft bis zum Frieden fortzusetzen, und der seine Blätter der Königin zusandte, erließ sie von Königsberg aus ein Dankschreiben, in welchem ihm, als „der letzten Stimme Deutschlands," gedankt wurde.

Iffland war im Jahre 1808, am Geburtstage der geflüchteten Königin, mit einer frischen Rose an der Brust im Theater erschienen; auf sein Geheiß trug jedes auftretende Mitglied eine Rose an der Brust, und er hatte so durch die leise, aber vom Publikum auf der Stelle mit stürmischem Jubel erkannte Deutung dieser Blumen den Abend, den öffentlich zu feiern verboten war, den Bajonnetten der in Berlin hausenden Gewaltherrschaft zum Trotz, zu einem festlichen geweiht. Für diese Kühnheit war er von den Franzosen verhaftet und zur Verantwortung gezogen worden. Am ersten Abend, wo die zurückgekehrte Königin wieder im Berliner Theater erschien, ließ sie den Künstler in die königliche Loge rufen und zeichnete ihn sichtlich vor dem zujauchzenden Publicum aus.

Der Ober-Consistorial-Rath Erman, der Senior der Geistlichkeit der französischen Gemeinde, war nach Ra-

poleons Einzug in Berlin offen als Vertheidiger der verleumdeten Königin gegen den französischen Kaiser aufgetreten. Auf Alles, was Napoleon der Königin Schuld gab, hatte der beherzte Greis nur die eine freimüthige Antwort:

„Das ist nicht wahr, Sire!"

So den Kaiser unter den Augen seiner zitternden Umgebung Lügen strafend, erwartete Erman und mehr noch seine dadurch in Todesangst versetzte Familie, er werde dieses Wort, wie es der Kaiser gewiß lange nicht gehört, wenigstens mit seiner Freiheit büßen müssen. Doch Napoleon, ohne Zweifel von der ehrwürdigen Erscheinung des Greises betroffen, ließ es zum Erstaunen Aller ungeahndet. Als nun die Königin auf dem Ordensfeste, welches der König wenige Wochen nach ihrer Heimkehr im Schlosse gab, den eingeladenen, mit einem höhern Orden geschmückten Greis bemerkte, stand sie auf von der Tafel, ging mit dem Glase in der Hand zu Erman und, mit ihm anklingend, sagte sie:

„Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als Alles schwieg, den Muth hatte, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen."

Sie erinnerte sich dabei, wie Erman vor fünf Jahren sein fünfzigjähriges Prediger-Jubiläum gefeiert, und wie sie und der König ihm dabei schriftlich Glück und längeres Leben gewünscht. „Gott hat unsern Wunsch

erhört und Sie am Leben erhalten, damit doch wenigstens Einer da sei, der es wage, Napoleon die Wahrheit zu sagen."

Napoleon selbst nahm das Andenken der edlen Königin, die er, wie Schlosser sagt, „unter der Maske der Galanterie tödtlich gekränkt hatte," mit nach St. Helena und sprach noch dort den Vorwurf aus, sie habe mit regiert. Dagegen schrieb Scheffner:

„So abgeneigt sie sich immer von aller Einmischung in Regierungs-Angelegenheiten mir und Andern gezeigt hatte, so hat doch zuverlässig ihr bloßes Mitdasein oft durch eine sanfte Aeußerung, so zu sagen im Vorbeigehen, viel Gutes gestiftet, manches Böse oder Lästige abgewendet. Ihr irdisches Dasein war ein himmlischer Genius für den sie ehrenden und liebenden König — die Trauer um sie eine Welttrauer! — Wie reichlich hätte sie sich für alle Leiden entschädigt gehalten, hätte sie ihres Todfeindes Napoleon Versetzung nach Elba und St. Helena und ihres Friedrich Wilhelms siegreiche Einzüge in Paris nur ahnen können!"

Zelter schrieb nach ihrem Hinscheiden an Goethe:

„Die Trauer-Nachricht von dem Tode meiner Königin werden Sie wohl erfahren haben. — Sie hat überstanden, sie war nicht zu beneiden; sie muß entsetzlich gelitten haben!"

Auch Zelters Frau hatte, wie die Mutter Goethes, das unvergeßliche Glück gehabt, daß ihr die poetische

kunstsinnige Königin einen goldenen Halsschmuck umhing, als Anerkennung der Verdienste Zelters um die Berliner Singakademie. Von der seiner Mutter durch Luise gewordenen Auszeichnung schrieb Goethe damals dem Freunde:

„Ihre schöne Königin hat auf der Reise viele Glückliche gemacht, Niemand glücklicher als meine Mutter; ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts Erfreulicheres begegnen."

Und die Königin, „mit ihrem Hange, Alles glücklich zu machen", sie mußte so früh sterben an dem Unglücke ihres Hauses, ihres Vaterlandes, ihrer Mitwelt!

Ihren letzten Geburtstag, den 10. März 1810, hatte ein deutscher Dichter, der ein Jahr darauf in der Verzweiflung an sich und dem Vaterlande sein unglückliches Leben durch freiwilligen Tod endete, hatte Heinrich von Kleist durch folgende Verse gefeiert:

„Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug:
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um Dich zu segnen, vor Dir niedersinke.
Ich soll Dir ungetrübte Tag' erfleh'n:
Dir, die, der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einz'ge Siegerin hervorgegangen:
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir?

So zieht ein Cherub, mit gespreizten Flügeln
Zur Nachtzeit durch die Luft, und auf den Rücken
Geworfen, staunen ihn. von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine uns'res Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen;
Doch Du, Erhabene, Du darfst es nicht!
Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sah'n Dich Anmuth endlich niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen in dem Schooß der Deinen
Noch Deinem Gurt zum Strauß, und Du bist's werth:
Doch eine schön're Palm' erringst Du nicht!
Und würde Dir, durch einen Schluß der Zeiten,
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die Dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon Dir aufgedrückt!"

Max von Schenkendorf, der ritterliche Sänger, der wie Theodor Körner todesmüthig das Leben im Befreiungskriege einsetzte, als es galt „das alte, fromme, tapfere, ehrenhafte Deutschland, wie er es im Herzen trug, als eine feste Burg der Christenheit wieder aufzurichten" — Max von Schenkendorf in seiner treuherzigen Weise sang auf den Tod der Königin Luise:

Rose, schöne Königsrose!
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckensvollen Loose?

Seid ihr, hochgeweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkest Du zum Schlummer nieder?

Sink' in Schlummer! Aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem Du schrittest,
Ist der Kranz, um den Du littest;
Ruhe labt den Quell der Wunden.

Auf, Gesang vom Klagethale!
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Siegeshymnen schallen!
Singe Tröstung dem Gemahle!

Sink' an Deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Märtyrthum Erkorner,
Auszubluten Deine Schmerzen!

Herr und König schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in himmelsweiten Fernen
Alle Heiligen sie loben.

Jean Paul feierte den Todestag der Königin durch seine „Schmerzlich-tröstende Erinnerungen an den neunzehnten Julius 1810". Sie stehen in den „Herbst-Blumen", welche der Dichter, „der Jeremias seines gefangenen Volkes", dem Bruder Luisens, dem nachmaligen Großherzog von Mecklenburg-Strelitz gewidmet

hat. In dieser Zueignung froher und schmerzlich-tröstender Erinnerungen, sagt Jean Paul:

„Die frohen immer grünen blühen von den Tagen her, in welchen die Vorsicht als höhere Blumine dem Verfasser das Glück gegönnt, der Zuschauer des Ihrigen und eines verschwisterten dreifachen zu sein. Erfreuet schon angeschauete Liebe und Zusammenfreude gewöhnlicher Menschen, wie viel mehr die seltnere von nahen und (in mehr als einem Sinne) schönen Wesen. Zu diesen frohen Erinnerungen gehört der spätere selige Tag, wo der Verfasser das erste Mal neben Ihnen die Erhabene in jenem unsterblichen Königshause erblickte, das nun seit dem neunzehnten Julius an Sterblichkeit und Unsterblichkeit zugleich erinnert; denn ihr jetziger Himmel kostet allen ihren Geliebten mehr als einen Himmel und auch jedem von Fernen ehrenden Herzen so viel.“

Seine „schmerzlich-tröstenden Erinnerungen“ selbst schließt Jean Paul mit den Worten:

„Ehe Sie geboren wurde, trat Ihr Genius vor das Schicksal und sagte: „Ich habe vielerlei Kränze für das Kind, den Blumenkranz der Schönheit, den Myrtenkranz der Ehe, die Krone eines Königs, den Lorbeer- und Eichenkranz deutscher Vaterlandsliebe, auch eine Dornenkrone: welche von allen darf ich dem Kinde geben?“

„Gieb sie ihm alle, deine Kränze und Kronen, sagte

das Schicksal, aber es bleibt noch ein Kranz zurück, der alle übrigen belohnt."

Am Tage, wo der Todtenkranz auf dem erhabenen Haupte stand, erschien der Genius wieder, und nur seine Thränen fragten.

Da antwortete eine Stimme: Blick auf! — Und der Gott der Christen erschien!"

Anhang.

1.

Werfen wir, zur Bekundung der erlauchten Stammverwandtschaft der Königin mit Heinrich dem Löwen, einen Fernblick auf jene Vorzeit, welche dieser denkwürdige Herzog des zwölften Jahrhunderts mit seinem Kriegsruhm und seinem Unglück, mit seiner Größe und seinem Fall erfüllt hat, die goldenen Mähnen seiner Herrschaft schüttelnd von der Nord- und von der Ostsee bis zum adriatischen Meere und sogar die Herrscherzügel eines Kaisers, wie Friedrich I., zerreißend.

Wendische Völkerstämme, namentlich die Obotriten, die Wagrier und die Polaben waren es, welche durch ihren Hauptsitz Mikelenborg dem heutigen Mecklenburg den Namen gaben. Sie hatten die Küsten der Ostsee eingenommen, nachdem diese von den ursprünglich dort hausenden Vandalen, die dem Zuge der Völkerwanderung folgten, verlassen worden. Doch jene wendischen Völker, obwohl schon durch Karl den Großen unterjocht und zur Taufe gezwungen, blieben noch vier Jahrhunderte hindurch die erbittertsten Feinde des Christenthums. Sie widersetzten sich in einer Reihe blutiger Aufstände der christlichen Oberherrschaft, welche ihnen in Gestalt der deutschen Könige und Kaiser entgegentrat. Und um die Mitte des zwölften Jahrhunderts herrschte, anstatt des einst von dem Siegesschwerte Karls des Großen verfochtenen Christenglaubens, die wildeste Christenverfolgung an den Küsten der Ostsee.

Da unternahm Heinrich der Löwe, der mächtige Sachsenherzog, der Enkel des deutschen Königs Lothar und der Vetter des

deutschen Kaisers Friedrich I., seinen großen Kreuzzug gegen die überalbingischen Wenden. Er führte ihn in mehreren Heerfahrten siegreich durch, schlug und erschlug den letzten König der Obotriten, Niklot, im Kampfe; griff den Sohn desselben, Wratislaw und ließ ihn hinrichten; warf so das zum letzten Mal aufkämmende Heidenthum an der Ostsee für immer zu Boden und überherrschte das mit seinen Rittern und Bogenschützen eroberte Wendenreich wie sein eigenes Land. Er vertheilte es unter seine Feldobersten und Edelleute, setzte deutsche Grafen und Richter ein, erhob Schwerin zur Stadt und zum Bischofssitze und stellte das alte von den Heiden zerstörte Bisthum Mecklenburg wieder her.

Erst auf diese Eroberung folgte die dauernde Bekehrung. Der vor Werla gefallene letzte Wendenkönig Niklot hatte einen Sohn hinterlassen, Pribislaw, den Bruder des hingerichteten Wratislaw. Diesem gab Heinrich der Löwe, so großmüthig im Siege als furchtbar in der Schlacht, einen Theil seiner väterlichen Lande zurück, unter der Bedingung, daß Pribislaw II. sich zum Christenthum bekehre, statt König der Obotriten Fürst von Mecklenburg heiße und als solcher dem deutschen Kaiser huldige. Gleichzeitig nahmen deutsche Ansiedler die Wohnsitze der erschlagenen Wenden ein. Die deutsche Herrschaft und Gesittung machten bald auch die deutsche Sprache zur Landessprache in dem aus den Trümmern des großen wendischen Reiches entstandenen Mecklenburg. Pribislaw selbst erbaute eine Kirche nach der andern, er stiftete namentlich das Cisterzienser-Kloster Dobberan, die alte Ahnengruft der Herzöge von Schwerin. Sein Sohn und Nachfolger Borwin hatte in der Taufe den Namen des großmüthigen Siegers, den Namen des Löwen: Heinrich angenommen, und um denselben desto inniger mit seinem deutschen Fürstenhause zu verbinden, gab der Sachsenherzog ihm seine Tochter Mathildis zur Gemahlin, die Schwester Wilhelms, des Stammvaters der jetzt herrschenden Königshäuser von Hannover und Großbritannien.

Heinrich Borwin I., der Enkel des letzten Königs der Wenden, und Mathildis, die Tochter Heinrichs des Löwen, erscheinen demnach als die Stammeltern der herzoglichen Familie von Mecklenburg, der die Königin Luise von väterlicher Seite her angehörte.

2.

Die sämmtlichen Kinder des Herzogs (nachmals Großherzogs) Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz aus seiner ersten Ehe mit der Prinzessin Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt waren:

I. Charlotte Georgine Luise Friederike, geboren den 17. November 1769 — die nachmalige Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, gestorben den 14. Mai 1818

II. Karoline Auguste Friederike Sophie, geboren den 17. Februar 1771, gestorben den 10. Januar 1773.

III. Georg Karl Friedrich, geboren den 5. April 1772, gestorben den 21. Mai 1773.

IV. Therese Mathilde Amalie, geboren den 5. April 1773 — die nachmalige Fürstin von Thurn und Taxis, gestorben den 13. Februar 1839 zu Nürnberg.

V. Georg Karl Friedrich Ernst, geboren den 1. September 1774, gestorben den 5. November 1774.

VI. Luise — Königin von Preußen.

VII. Friederike Karoline Sophie Alexandrine, geboren den 2. März 1778 — vermählt den 26. Dezember 1793 mit dem Prinzen Ludwig von Preußen; Wittwe seit dem 28. Dezember 1796; zum zweiten Male vermählt den 10. Dezember 1798 an den Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels; auch von diesem Wittwe seit dem 13. April 1814 und zum dritten Male vermählt den 29. Mai 1815 an Ernst August, Herzog von Cumberland, den fünften Sohn des Königs Georg III. von Großbritannien und nachmaliger König von Hannover. — Friederike überlebte ihre kaum ein Jahr ältere Schwester Luise um 41 Jahre, sie starb den 29. Juni 1841. Ihre Kinder sind der Prinz Friedrich von Preußen; die Herzogin Friederike von Anhalt-Dessau, geborene Prinzessin von Preußen; der Prinz Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels; die Prinzessin Albertine von Schwarzburg-Rudolstadt, geborenen Prinzessin von Solms-Braunfels; die Prinzen Alexander und Karl von Solms-Braunfels und der König Georg V. von Hannover, der seinem Vater am 18. November 1851 folgte.

VIII. Georg Friedrich Karl Joseph, geboren den 12. August 1779 — seit dem 6. November 1816 Großherzog von Mecklenburg-Strelitz

IX. Friedrich Karl Ferdinand, geboren den 7. Januar 1781, gestorben den 24. März 1783.

X. Auguste Albertine, geboren den 19. Mai 1782, gestorben am 20., einen Tag nach der Geburt und zwei Tage vor dem am 22. erfolgten Tode der Mutter.

Die oben erwähnten sechs Kinder, welche die Herzogin bei ihrem Tode hinterließ, waren demnach:

1) Charlotte.
2) Therese.
3) Luise.
4) Friederike.
5) Georg.
6) Friedrich.

Die übrigen vier von den zehn Kindern, welche die Herzogin geboren, waren der Mutter vorangegangen (die unter II. III. V. und X. genannten), und das jüngste der sie überlebenden sechs Kinder (Friedrich Karl Ferdinand) folgte ihr schon nach zehn Monaten in die Fürstengruft. —

Aus seiner zweiten Ehe mit der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane von Hessen-Darmstadt, der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, hatte der Herzog nur einen einzigen Sohn (da die Mutter in Folge von dessen Geburt starb), den Herzog Karl (Friedrich August) von Mecklenburg. Dieser trat 1799 als Stabs-Capitain von der Armee in preußische Dienste, besuchte von 1801 — 1803 die École militaire in Berlin und hörte darauf die Vorlesungen, welche Scharnhorst damals in Berlin für Offiziere hielt. Zum Major befördert, rückte er 1805 in das erste Gardebataillon, focht in der Schlacht von Auerstädt und theilte die widrigen Schicksale, welche die preußische Armee nach jener unglücklichen Schlacht auf dem Rückzuge trafen. Das schwere Verhängniß, welches damals das Königreich erfuhr, berührte den Prinzen um so schmerzlicher, da er als Bruder der Königin so nahen Antheil an jenem Unglück nahm.

Als nach dem Frieden von Tilsit aus den Ueberresten der Garde eine neue Fußgarde, das jetzige erste Garderegiment, gebildet wurde, erhielt der Herzog 1808 das Commando des ersten Bataillons. Im Jahre 1810 wurde er zum Oberst-Lieutenant befördert und 1811 zugleich zum Brigadier der Infanterie der niederschlesischen Truppen ernannt. Nachdem er 1812 aus der Garde getreten, erhielt er an der Stelle des Generals von Kleist,

welcher mit Yorks Corps nach Rußland marschirte, das Commando über die Reste der niederschlesischen Brigade und ward 1812 Oberst. Als im Jahre 1813 Preußen zur Wiedereroberung seiner Unabhängigkeit und seines alten Waffenruhms sich rüstete, und der General von Blücher den Oberbefehl erhielt, wurde der Herzog dem Hauptquartiere desselben beigegeben. Er focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Schlachten bei Lützen und Bautzen und wurde während des Rückzuges nach Schlesien zum Brigadechef der ersten Brigade im Yorkschen Armeecorps ernannt, welche bei der neuen Organisation des Heeres während des Waffenstillstandes die zweite Brigade ward.

Im Juni 1813 zum General-Major befördert, fand er nach der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten als Chef einer Brigade bei dem Yorkschen Armeecorps, welches fast unausgesetzt die Avantgarde des von Blücher geführten schlesischen Heeres bildete, ein freieres Feld, sein militairisches Talent, seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu zeigen, als es ihm früher möglich gewesen war, und von jetzt an gewinnnt sein Name durch die Gefechte und Schlachten von Löwenberg, Goldberg, Katzbach, Wartenburg und Leipzig auf dem Schlachtfelde Bedeutung und in der preußischen Kriegsgeschichte verdienten Nachruhm. So in dem Gefechte bei Goldberg, am 23. August 1813, ergriff er, als seine Brigade zurückgedrängt wurde, die Fahne eines Infanterieregiments, stellte sich an die Spitze desselben und führte die Seinen auf's Neue gegen den Feind.

Zur glücklichen Entscheidung der Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813 trug er wesentlich dadurch bei, daß er die Franzosen unter Macdonald aus dem Dorfe Niederkrayne vertrieb.

Bei dem von Blücher und York unternommenen Elbübergange bei Wartenburg am 3. October 1813, führte er den ihm übertragenen Angriff auf das Dorf Bleddin rasch und entschlossen aus, umging den Feind, vertrieb ihn aus Globig und nahm ihm eine bedeutende Anzahl Geschütze und Munitionswagen. In dem blutigen Gefechte bei Möckern, am 16. October 1813, war jenes Dorf schon zwei Mal von den Preußen genommen und wieder verloren worden, als endlich der Herzog seine Brigade im Sturmschritte vorführte, an der Spitze des ersten Infanterieregiments den Feind mit gefälltem Bajonet aus dem Dorfe vertrieb und sich, von der Artillerie unterstützt, darin behauptete. Die Schlacht wurde zuletzt durch die von dem Obersten Steinmetz geführte erste

Brigade, welche zur Unterstützung des Herzogs anrückte, entschieden, nachdem der Herzog schwer verwundet aus dem Treffen gebracht worden. Die empfangene Wunde nöthigte ihn zurückzubleiben, während das siegreiche Heer nach dem Rhein vordrang.

Als er wiederhergestellt war, hatten die Verbündeten schon ihren Einzug in Paris gehalten, und erst dort traf der Herzog wieder bei dem Könige ein, der ihn bereits am 8. Dezember 1813 zum General-Lieutenant ernannt hatte. Nach der Rückkehr aus Frankreich wurde der Herzog der Garde als Brigadechef vorgesetzt, und im Feldzuge von 1815 führte er die Garde als besonderes Corps nach Frankreich, die er seitdem, und nachdem sie zu einem förmlichen Armeecorps organisirt worden, als commandirender General bis zu seinem Tode befehligte. — Im Jahre 1825 erfolgte seine Ernennung zum General der Infanterie. Bereits 1817 zum Mitglied des damals neu errichteten Staatsraths ernannt, wurde er 1825 mit dem Vorsitz in demselben beauftragt und am 9. Dezember 1827 definitiv zu dessen Präsidenten ernannt, mit der Befugniß, an den Sitzungen des geheimen Staatsministeriums Antheil zu nehmen.

Für die Dicht- und Schauspielkunst, sagt ein kundiger Biograph, war der Herzog Karl am Hofe das, was der Fürst Radziwill für die Musik war. So verfaßte er zu einem glänzenden Hoffeste, einem Turniere, das im Jahre 1828 in Potsdam zum Geburtsfeste der russischen Kaiserin gegeben und „das Fest der weißen Rose" genannt wurde, die Gedichte, die den allegorischen Sinn des Ganzen erläuterten. Noch in seinen letzten Lebensjahren schrieb er unter dem Namen Weishaupt (einer von seiner Aeußerlichkeit passend hergenommenen Bezeichnung) ein Lustspiel: „Die Isolirten", und brachte es durch Vermittelung des Grafen Carl von Brühl auf die königliche Bühne. Es machte zwar kein sonderliches Glück, weil es demselben an eigentlich dramatischer Wirkung gebracht; doch mußte man die Feinheit des Dialogs und die sichere Kenntniß und Würdigung geselliger Lebensverhältnisse darin anerkennen. — Von ihm ging auch die erste große Aufführung des Goetheschen Faust mit des Fürsten Radziwill Musik in den Sälen des Schlosses Monbijou zu Berlin im Jahre 1819 aus, die eine Verherrlichung Goethes in den höchsten Gesellschaftskreisen genannt werden darf. Der Herzog selbst spielte dabei die Rolle des Mephistopheles.

Der Sohn und die Schwiegertochter des Dichters befanden sich

damals eben zum Besuche in Berlin bei Zelter und wohnten dieser Aufführung des Faust in Monbijou bei. Zelter schreibt darüber an Goethe:

„Von Aufführung zweier Scenen des Faust werden Dir die Kinder weit und breit zu erzählen wissen. Es war doch ein Anfang, und am besten Willen hat's nicht gefehlt."

Im folgenden Jahre wurde die Aufführung, abermals zum Geburtsfeste der Fürstin Radziwill, am 24. Mai wiederholt. Hier einige der darauf bezüglichen Aeußerungen aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter.

Zelter schreibt am 21. Mai 1820 an Goethe:

„Zuerst also von gestern, d. i. von der ersten Probe des Faust, von der ich nicht viel mehr zu sagen weiß, als daß die heutige besser ausfallen wird. — Die Scene mit dem Schmuckkästchen in Gretchens Stube wurde zum ersten Male gegeben. Das Zimmer war von Schinkel ausnehmend hübsch angeordnet, wenn es auch etwas kleiner hätte sein können. Das Fenster mit den Blumen, der Spiegelpfeiler, der Schrank, der Tisch mit seiner Decke, das Rädchen, das Bett, das Bild der Schmerzensmutter, das Kruzifix u. s. w. waren so heiter und naiv aufgestellt, daß eben auf diesem Grunde ein hochtragisches Gretchen nicht zu Hause erschien. — Die Herzogin von Cumberland (die Schwester Luisens: Friederike) mit ihrem Gemahl war zugegen und hat sich mit Genuß und, wie es schien, um Deinetwillen alle Reprisen einer ersten Probe gefallen lassen. Sie sagt mir so viel Schönes und Gutes von Dir, kurz, sie ist so verliebt in Dich, daß ich statt Hände, Finger, Mund und Augen nur lauter Ohren brauchte, um Alles aufzufassen. Auch der Herzog konnte nicht fertig werden, zu erzählen, wie er Dich in Weimar aus Deinem Hause geholt und seiner Gemahlin zugeführt habe."

Am 25. Mai schreibt Zelter:

„Gestern als den 24. dieses, am Geburtstage der Fürstin Radziwill, ist endlich unser Faust glatt und rund vom Stapel gelaufen. Der König war so zufrieden mit uns, daß ich sein Lob aus seinem Munde honigsüß vernommen habe und hinterher wohl sagen mag, daß ich selber zufrieden war. — Die Herzogin von Cumberland war wieder voll Deines Lobes und bedauerte, daß sie nicht allen Proben hatte beiwohnen können, weil das Stück eigentlich eine Sache sei, die man sich nicht zu oft vorführen könne, um in ihre Tiefe zu schauen. Dein Vivat bei Tische war

aus Einem Munde, es bestand in einem hundertstimmigen dreimaligen Accorde."

„Wenn Radziwills Composition auch gar kein eigenes Verdienst hätte, so würde man ihm doch das große zugestehen müssen: dieses bisher im tiefen Schatten verborgen gewesene Gedicht an's Licht zu bringen, was jeder, wenn er es gelesen und durchempfunden, glaubte seinem Nachbar vorenthalten zu müssen. — Denkst Du dir nun den Kreis dazu, in dem dies Alles vorgeht: einen Prinzen (den Herzog Karl) als Mephisto, unsern ersten Schauspieler (Wolff) als Faust, unsere erste Schauspielerin (Frau Stich) als Gretchen, einen Fürsten (Radziwill) als Componisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der ersten Art, wie man sie selten findet, und endlich einen Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern vom Range (worunter ein Consistorialrath, ein Prediger, eine Consistorialrathstochter), Staats- und Justizräthen besteht, und dies Alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, in einem königlichen Schlosse: so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben."

Goethe schrieb am 6. Juni an Zelter zurück:

„Was soll ich aber nun zu Eurer Faustischen Darstellung sagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, versetzt mich ganz klar in die wunderlichste Region. Die Poesie ist doch wirklich eine Klapperschlange, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt. Wenn Ihr freilich wie bisher zusammenhaltet, so muß es das seltsamste Werk sein, werden und bleiben, was die Welt gesehen hat." —

Der Herzog Karl starb am 21. September 1837 zu Berlin, nachdem er in dem Bade Ems vergebens Heilung seiner Krankheit gesucht hatte. Seine Leiche wurde erst feierlich im Dome zu Berlin beigesetzt, später aber nach Mirow im Mecklenburgischen gebracht.

Seine Büste ließ Friedrich Wilhelm III. im Lustgarten zu Potsdam unter denen der preußischen Heroen aufstellen.

3.

Friedrich der Große versammelte bekanntlich als sogenannten General-Quartiermeister-Stab eine Gruppe junger talentvoller Offiziere um sich, die er gleichsam als eine Pflanzschule künftiger Feldherren für seine Nachfolger betrachtete. Auch Rüchel, durch den General Saldern dem Könige empfohlen, wurde zur Aufnahme in diese allerhöchste Kriegsschule nach Sanssouci beschieden, wo ihn Friedrich mit den Worten anredete:

„Ich habe viel Gutes von Ihm gehört. Ich werde Ihn brauchen. Aber Er muß sich ja Nichts darauf einbilden."

Nun ging die Rede über dieses Thema noch eine Zeit lang fort in unterschiedlichen Variationen. Endlich sagte der König:

„Wenn Er kein Geld hat, so wende Er sich an mich. Ich werde Ihn aus der Noth helfen; versteht sich, wenn ich selbst was habe."

Dann wollte er den neuen Zögling und Schützling mit den Worten entlassen: „Ich werde Ihn bei mir behalten."

„Als Lieutenant oder als Kapitain?" fragte Rüchel.

Der König sah ihn groß an. Doch erwiederte er sogleich:

„Als Kapitain."

Dabei blieb es indeß einstweilen für Rüchel beim Lieutenants-Tractament.

Mit dem Vorbehalt des oben erwähnten „Selbstwashabens" mochte übrigens der königliche Schatz- und Zahlmeister nicht so ganz nur pro forma sprechen, wenn man erwägt, daß er eine fast ängstlich genaue Ordnung von Kasse zu Kasse in den verschiedenartigen Zweigen beobachtete und sich nur kaum im dringendsten Nothfall ein Darlehn aus der einen in die andere vergönnte.

Friedrich hatte es in der Art, zwei Offiziere seines Gefolges, ohne Rücksicht auf Rang oder Dienstzeit, zu seinen Adjutanten besonders auszuwählen, die ihn auf allen Revue-Reisen begleiten mußten, und die man par excellence Königs-Adjutanten zu nennen pflegte. Rüchel erfreute sich dieser ehrenden Auszeichnung sogleich. Häufig berief ihn nun der König zu sich, wohl einige Male in jeder Woche, bald bei Tagesanbruch, bald Abends spät, bald in irgend einer andern unbestimmten Stunde, bisweilen nur

eine oder ein paar Fragen an ihn richtend, die aber doch meist immer den Stoff zu längeren Unterhaltungen abgaben.

Der königliche Meister ließ seinen Schüler gleichsam als Probearbeit ein sogenanntes mémoire raisonné über die Feldzüge des großen Condé machen, was zur Zufriedenheit Friedrichs ausfiel. Einige Zeit darauf fragte der König: ob Rüchel Etwas über den siebenjährigen Krieg gelesen habe.

„Ja, Ew. Majestät.“

„Nun, was hat Er denn gelesen?“

Rüchel nannte Tempelhof und einige andere damals bekannte Werke. Der König besprach die erwähnten Bücher und setzte nach einem Augenblick des Nachdenkens hinzu:

„Sieht Er wohl — ich habe auch über den siebenjährigen Krieg geschrieben.“

(Bekanntlich erschien die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Friedrichs Hand erst nach dessen Tode, und es verlauteten damals nur dunkle Gerüchte von dem Werke.)

Voll jugendlicher Begeisterung rief der etwas voreilige Schüler freudig aus:

„Eure Majestät, nun erlauben Sie mir, all' meine Bücher wegzuwerfen; denn ein solches Werk macht sie überflüssig.“

Ernst und strenge sah der König aus seinem Sessel mit den durchbohrenden Augen zu dem vor ihm Stehenden empor, und der überraschende Ausspruch: „Bah! Ich bin sein Diener!“ gab dem Bestürzten das Zeichen zum Aufbruch.

Und vierzehn Tage lang empfing Rüchel nicht Blick, nicht Gruß, nicht Auftrag wieder von dem König. Erst nach Ablauf dieser Frist ließ Friedrich seinen Schüler wieder zu sich bescheiden. Der Empfang war huldreich und harmlos, als sei eben gar nichts vorgefallen; das Gespräch wandte sich nach einer für jene frühere Hinsicht ganz beziehungslosen Richtung. Plötzlich, am Schlusse desselben, fragte der Monarch:

„A propos! Will Er lesen, was ich über den siebenjährigen Krieg geschrieben habe?“

Rüchel — nach seinem eigenen Geständniß — etwas kopfscheu geworden, erwiederte, er befürchte das Mißfallen Seiner Majestät zu erregen; aber der König unterbrach die etwas unsicher lautende Rede mit den Worten:

„Na, hör' Er mal, ich werd' es Ihm geben, und Er kann es lesen; aber hier. Er möchte sich sonst was davon ausschreiben.“

Der wieder emporglühende junge Mann erwiederte voll edlen Unwillens:

„Wenn Ew. Majestät ein solches Mißtrauen wider mich hegen, will ich lieber Verzicht auf jene mir dargebotene Ehre leisten."

Da erwiederte der alte Held: „Ne, ne, ganz und gar nicht! Aber sieht Er wohl: es ist doch so besser."

Und die Sache war natürlich ohne weitere Einwendungen abgemacht. Der König bestimmte die Stunden, wo Rüchel in einem unmittelbar anstoßenden Gemach seinen Blick in jenes kriegerische Heiligthum werfen durfte. Dabei blieben die Thüren geöffnet; öfters trat der König hinein und rief dann auch wohl den Lesenden zu sich, fragend, bis wie weit er gekommen sei, und Eins oder das Andere mündlich erläuternd.

Während jener Lehrstunden rief der Meister einstmals von seinem gemächlichen Sitze dem Schüler zu:

„Denke Er nicht, ich habe immer so gesessen und gerufen: Ehre, komm her! Hier liegt der König von Preußen! Ne, sieht Er wohl, ich habe mir den Wind um die Nase wehen lassen."

Ein andermal kam die Rede auf das Treffen bei Moys, und der König sagte:

„Da blieb Winterfeld. Er war ein guter Mensch — ein Seelenmensch — er war mein Freund!" und seine großen feucht werdenden Augen gegen das Fenster wendend, öffnete er es und blieb lange davor stehen, bis er, sich wieder umwendend, mit sichtbarer Erweichung sprach: „Gute Nacht! Ich bin Sein Diener!" —

Als nach und nach das Verhältniß zwischen dem König und seinem Schüler sich immer freundlicher gestaltete, fragte Jener ihn einst nach seinen nähern Familienverhältnissen, und auf den Bericht, seine drei ältern Brüder seien allzumal im siebenjährigen Kriege geblieben, sah er ihn mit ernstem Sinnen an. — „Wo?" fragte er darauf; und es war schmerzlich für Rüchel, drei verlorene Schlachten des Königs nennen zu müssen. Beim Namen: Kollin wiederholte der alte Held mit großer Lebhaftigkeit:

„Kollin! — Gewann ich die Schlacht bei Kollin —" er hieb in die Luft, ein Schnippchen mit den Fingern schlagend, und drehte sich zugleich halb auf dem Absatz herum, leise vor sich hinpfeifend. — Darauf setzte er hinzu: „Dann unterzeichnete ich den Frieden auf den Wällen von Wien!" —

Einstmal kam die Rede auf den Charakter und die Tauglich-

keit der unterschiedlichen Regimenter des preußischen Heeres. Da sagte der Königsheld:

„Das glaub' Er mir, setze ich mich vor meine Pommern und Märker, und habe schon die Hälfte meiner Monarchie verloren, und verliere nur selbst den Kopf nicht — quod bene notandum — so jag' ich den Teufel aus der Hölle!" —

Als er bei dieser Gelegenheit das Zurückweichen einiger Schaaren in einer übrigens sieghaften Schlacht geschildert hatte, setzte er hinzu:

„Dann heißt es: der alte König ist hitzig! Der alte König ist hart! Ach ne! Der alte König ist nicht hitzig! Der alte König ist nicht hart! — Sie machen's aber auch danach." (Vergl. Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, militärische Biographie von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 1. Th. S. 26—40.)

4.

Brief der Königin Luise an Iffland, nachdem sie dessen Festspiel: „Der Veteran" gelesen hatte, welches (wie, auf Seite 139 erzählt) am 6. Juli 1798, am Tage der Huldigung, im National-Theater zu Berlin aufgeführt worden war:

„Gott segne Sie! ehrlicher Mann! Ich habe das Stück, welches Sie auf den gestrigen Tag gemacht haben, gelesen, und mit welcher Rührung! Die Thränen, die ich dabei vergoß, sind der beste Dank, den ich Ihnen bringen kann, denn sie entstanden aus Gefühlen, die, wenn sie sich beschreiben ließen, Sie stolz machen würden. Nicht unnützes Gepränge der Worte belästigt die Ohren der Zuhörer, aber einfach, sowie der Wille meines Mannes ist, sagen Sie laut, der König will das Glück seines Volks. Dahingegen geben Sie jedem redliche Lehren, die nur Segen nach sich ziehen können, und indem sie dem Volke seinen eigenen Werth vor Augen legen, bewirken Sie oder wollen Sie einen Gemeingeist bewirken, der zu allen Zeiten nöthig ist, besonders aber jetzt, wo wir so traurige Beispiele des Selbstvergessens haben. Empfangen Sie meinen Dank, ehrlicher Mann, fahren Sie fort, durch

solche öffentliche Lehren das Publicum zu veredlen, und Sie werden die schönste Belohnung in dem Bewußtsein, Gutes gestiftet zu haben, nie verfehlen."

5.

In einem die Stimmung der damaligen Zeit austönenden Briefe, den Iffland nach dem Frieden von Tilsit an die Königin schrieb, heißt es:

„Unsere königliche Frau! — Das ist das Losungswort zur Ausdauer und zum Muthe. Der Mensch kann Alles, was er ganz will, und die Tage des Mißgeschickes bewähren die Kräfte.

Der Geist der Zeiten hatte unsere Empfindungen kränkeln lassen; wir sind erwacht und fühlen, was die Nachwelt noch von uns erwarten muß.

Wir haben keinen Kleinmuth; also sind wir nicht überwunden. Wir werden das Ziel erringen — denn es giebt nur Eines — die Ehre!

Einheit des Sinnes reicht weiter als vielgezählte Macht!

Unser König hat jeden Flitter Seinem Worte dargebracht, dem Worte, das er wie der Erste Bürger gehandhabt hat. Er ist in edler Einheit Allen vorangegangen und ist der wahre königliche König!

Sein Volk hat Glauben an Ihn, und die Welt hat ihn! Die Aussaat Seines Herrschens wird entstehen und erst dann Früchte tragen, wenn die Zauber-Paläste der wilden Ehrbegierde in Trümmern liegen.

Ihro Majestät sind unserm geliebten Vater — dem Freunde der Menschheit, mit Trost und Liebe, mit Fassung und Grazie des Lebens zur Seite gewandelt. War es noch so trübe, so fühlten Tausende sich beruhigt — „die königliche Frau geht um ihn her!" — mit diesem Troste und dankbaren Thränen gedachte dann Jeder seiner Königin.

Euer Majestät ehrwürdige Ahnherr, der große Kurfürst, ward durch eine Luise beglückt. Jahre lang, nachdem er sie verloren, weiß man, daß Er, wenn Er sorgenvoll aus dem Conferenz-Zim-

mer durch den Saal ging, wo Ihr Bildniß in Lebensgröße war, der große Fürst unter dem Bilde stehen blieb und mit Thränen sprach: „Luise! Wenn Du noch lebtest, wäre es ruhiger in dieser Brust!"

Gott sei gedankt! Der theure Enkel hat diesen Schutzgeist an seiner Seite!

Nicht die Heereswoge, nicht der Neid, nicht die zerrüttete Naturkraft, nicht das Schlachtfeld, nicht die Verfolgung gedungener Federn, nicht das Krankenbett — hat die holde Gestalt der Mutter des Vaterlandes auch nur durch einen Hauch entkräften können.

Die Königin Luise ist die Pfründe der Menschheit, der Stolz des Landes. Ja, dieser ganze, feste, auf Sich beruhende, in Harmonie aufgelöste Charakter mußte nur höher und herrlicher aus Leiden hervorgehen, um der Welt zu beurkunden, wie groß die Macht sei der Tugend, die ohne Zusatz ist!

Heere — sind ein menschliches Kunstwerk und sind Stückwerk, wie alles menschliche Thun!

Charaktere sind Mitgift der himmlischen Weihe und wirken von Tausenden auf Tausende — still, aber allmächtig! So wirken Friedrich Wilhelm und Luise zur Sitteneinfachheit, zum Hausglück, zur Mäßigung, zur Ausdauer, zur Entsagung. Nur aus diesem Heiligthume gedeihet die Heereskraft, die Gewalt des Sieges und der Sinn, der einst mit unsern Fahnen wallen wird, muß unsere Grenzen schaffen, wo sie nicht waren.

So ist denn das Gebet für unsere Königin das Gebet für die Tugend, für das Recht, für das Vaterland, für jede gute Sache!

Sechs Millionen sprechen es aus und — „das Wort vermag Viel, wenn es ernst ist!"

Gott erhalte Eure Majestät! Innigst fleht darum

einer der letzten, aber einer der treuesten Diener

Iffland. —"

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

Worte des Heilandes an Christenkinder.

Eine Festgabe

in siebzehn Kinderpredigten von Frauenhand.

Nach dem Englischen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage.

1856. 32. eleg. kart. mit Goldschnitt 8 Sgr.

„Das sind Worte, durchhaucht von ächter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine ächte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde!“

St. Galler Blätter.

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Miniatur-Ausgabe. (10. Aufl. 1857) mit Titelkupfer nach L. Richter; in engl. Einband mit Goldschn. 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie, durchdrungen vom Zauber einer vergeistigten Natur“ (wie sie der Wegweiser durch die deutsche Literatur von Schwab und Klüpfel nennt), schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus treffend, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben.

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe. 1857. eleg. geh. 12 Sgr., in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

Kabinetsausgabe. 1858. mit Lavater's Porträt in Kupferstich und Widmungsblatt; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Mit 70 Holzschnitten. gr. 8. geh. 2 Thlr., in engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 20 Sgr.

Diese Prachtausgabe enthält außer den geistreich erfundenen und künstlerisch ausgeführten Holzschnitten, die dem Text einverleibt sind, eine Biographie des Dichters nebst Porträt und Facsimile.

